

Königin Luise von Preussen

Alwin Lonke

Königin Luise

Leipzig 1904

Verlag von E. A. Seemann



Königin Luise von Preußen.

Gemälde von Gerhard von Kügelgen im Rathaussaale zu Memel.

Eigene Aufnahme der Verlagshandlung 1903.

Königin Luise von Preußen

Ein Lebensbild nach den Quellen

von

Alwin Lonke

Mit 70 Abbildungen und 2 Beilagen

Leipzig
Verlag von E. A. Seemann
1904

Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H., Leipzig.

Karl Heinemann

dem Forscher und Verehrer Goethes

in dankbarer Freundschaft

Vorwort

Den Leser wird es nicht interessieren, welche Umstände den vor Jahren aus Studien im historischen Seminar zu Bonn erwachsenen Wunsch, eine neue Biographie der Königin Luise zu schreiben, allmählich haben zur Tat reifen lassen: Im Gegensatz zu den landläufigen, sie bald wie eine Märchenprinzessin, bald in naivem Byzantinismus preisenden Darstellungen war es mein Streben, das Bild dieser herrlichen deutschen Frau, unter scharfer Betonung ihres Anteils an der Politik und in gerechterer Beurteilung von Napoleons Verhalten ihr gegenüber, so zu schildern, wie es mir, dem Sohne und Bürger einer freien Reichsstadt, in seiner rein menschlichen Größe sich offenbarte.

Bei der Ausarbeitung waren besonders zwei Gesichtspunkte maßgebend. Die authentischen Quellen (vergl. den Nachweis S. 330) sind möglichst oft im Wortlaut angeführt; denn nichts vermag von Art und Wesen der zu schildernden Personen auch nur annähernd den Eindruck hervorzurufen wie ihre eignen mündlichen und schriftlichen Äußerungen selbst. Freilich mußte die Unmittelbarkeit derselben durch die Übertragung ins Deutsche hier und da vielleicht etwas leiden; wo im französischen Text deutsche Worte erscheinen, sind dieselben durch einfache Anführungshäkchen (‚—‘) kenntlich gemacht. — Sodann ist das chronologische Element — selbst auf die Gefahr, manchmal den Charakter eines Tagebuches zu streifen — überall nachdrücklichst betont worden; denn nur so ist es möglich, zu objektiver und geordneter Darstellung des Geschehenen vorzudringen. Aus diesem Grunde ist von den zahlreichen anekdotenhaften Erzählungen

nur ein sehr bescheidener Gebrauch gemacht, da eine kritische Sichtung derselben noch aussteht.

Meine Darstellung im einzelnen zu begründen, mußte ich mir, dem Charakter des Buches gemäß, versagen; ich hoffe aber, noch dazu Gelegenheit zu finden, und wünsche vor allem, daß Staatsarchive und Privatsammlungen in der Veröffentlichung von bestätigendem und berichtigendem Material eifrig fortfahren werden. — Dieser Wunsch bezieht sich in erster Linie auf die bildlichen Darstellungen der Königin, sowie der Zimmerausstattungen und Erinnerungsgegenstände in Schlössern und Sammlungen. So sehr ich auch für die durch die Güte der Oberkastellane mir vermittelte Autopsie der Schlösser von Charlottenburg und Potsdam (Neues Palais) den Herren aufrichtig dankbar bin, so schmerzlich war mir die Entscheidung des Ober-Hofmarschall-Amts Seiner Majestät, das irgend welche Aufnahmen nicht gestattete, „da derartige Veröffentlichungen dem jährlich erscheinenden Hohenzollern-Jahrbuch vorbehalten bleiben sollen“. Den Ausdruck meines Bedauerns über diese Bestimmung kann ich nicht unterdrücken: Sie erschwert in hohem Maße die schöne und patriotische Aufgabe, die Mitglieder des Hohenzollernhauses dem Volke näher zu bringen; alles, was ihrer Popularität und Verehrung Vorschub zu leisten im stande ist, sollte unterstützt und gefördert, anstatt erschwert und gehemmt werden. Das Monopol des, dem Publikum schwer zugänglichen Hohenzollernjahrbuches kann keinen Ersatz bieten! Wenn wenigstens dafür die Direktion des Hohenzollernmuseums die ihr anvertrauten Schätze den Verehrern des Hohenzollernhauses zugänglich machen wollte, — aber sie hat mit seltsamer Begründung jede gewünschte Aufnahme und jede erbetene Auskunft verweigern zu müssen geglaubt.

Diese abschlägigen Entscheidungen nötigten mich, häufig die Darstellungen des Hohenzollernjahrbuches heranzuziehen, was ja innerhalb der vom Gesetz gezogenen Grenzen niemand verwehrt werden kann.

Um so mehr ist es mir eine angenehme Pflicht für die durch freundliche Vermittlung der betreffenden Hofmarschallämter erlangte Erlaubnis zur Aufnahme wertvoller Gemälde meinen herzlichsten und

ergebensten Dank zu sagen: Sr. K. H. dem Großherzog von Hessen, Sr. K. H. dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz und Sr. K. H. dem Herzog von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. — Aus gleichem Anlaß bin ich dem Königlichen Kupferstichkabinett zu Berlin, der Stadtbibliothek zu Hannover und Herrn Robert Rheinen in Broich zu nicht geringerem Danke verpflichtet. — Sachkundige Auskunft wurde mir freundlichst zu teil vom Magistrat der Stadt Memel, von der Großherzoglichen Hofbibliothekdirektion zu Darmstadt, vom Großherzoglich Mecklenburgischen Hauptarchiv zu Neustrelitz, von der Direktion der Königlichen Nationalgalerie und vom Verkaufslager der Königlichen Porzellan-Manufaktur zu Berlin; gleichen Dank schulde ich den Herren: Ober-Präsidenten der Provinz Hannover, Grafen von Voß auf Groß-Giewitz, Professor Dr. M. Lehmann-Göttingen, Dr. R. Reicke-Königsberg, Dr. F. Servaes-Wien, Rechnungsrat Scheidt-Hannover, Geheimen Baurat Schuster-Herrenhausen und (bzgl. der französischen Texte) meinem Kollegen Professor Dr. F. Koch. — Und schließlich — last not least! — sage ich dem Herrn Verleger meinen warmen Dank für das stete bereitwillige Eingehen auf all meine Vorschläge und Wünsche. — —

Und nun, mein Buch: Glück auf den Weg! — Trage dein bescheiden Scherflein bei zum Preise deiner Königin, zum Preise deutscher Frauen! —

Bremen, im September 1903.

Alwin Conke.

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen

[O.] = Originalaufnahme. [S.] = Anderen Werken der Firma entnommen.

Beilagen

Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz.



Altes Palais in der Leinstraße um 1800. (Geburtshaus.)
Nach einer Abbildung in der Stadtbibliothek zu Hannover.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Hannover.

Die ersten Eindrücke, welche der junge Mensch aus seiner gesamten Umgebung belebter und unbelebter Art empfängt, beherrschen sein Denken und Fühlen, seine Einbildungskraft und Anschauungsweise auf viele Jahre hinaus — manchmal in einzelnen Zügen unauslöschlich bis ans Ende seiner Tage. Der Macht dieser ersten Eindrücke steht er darum so wehrlos gegenüber, weil er noch nicht imstande ist, diese Keime seiner Charakterentwicklung klar zu erkennen, um sie entweder voll dankbarer Einsicht mit tätiger Selbstzucht in ihrer Entwickelung zu fördern oder aber sie energisch zu bekämpfen, — denn wem wäre es vergönnt, ganz ohne Bedauern der Morgensonne seines Lebens zu gedenken?

Je höher man daher die Kindheit für das innere Verständnis der Gesamtentwickelung bewertet, um so sorgfältiger wird man ihren Spuren und Überlieferungen nachgehen: Begebenheiten in Haus und Familie, eigene — dem Erwachsenen oft nichtssagend erscheinende — Erlebnisse werden den Stoff für das kleine Gemälde bilden, seinen breiten Rahmen die Heimat mit ihren trauten Stätten und vor allem das Elternhaus mit all seinen Lieben.

Aber nur selten ist es möglich, eine solch eingehende Schilderung zu entwerfen, da die Quellen über diese Jahre meist nur sehr spärlich fließen: Wie die Anfänge historischen Lebens der Völker für uns in Dunkel gehüllt sind, so breitet sich über die Frühzeit des einzelnen reizvolle Dämmerung.



Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz.
Nach einem Ölbilde im Besitze Sr. K. H. des Herzogs von Cumberland.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Auch über die Kindheit der Königin Luise von Preußen sind wir leider nur sehr unvollkommen unterrichtet; die veröffentlichten und zugänglichen Quellen literarischer und archäologischer Art ermöglichen kaum eine Skizze dieser Jahre, geschweige denn ein farbensattes Gemälde.

Laut Eintragung in das Kirchenbuch der ehemaligen Garnisonkirche zum Heiligen Geist zu Hannover ist Königin Luise dort im Jahre 1776 am 10. März, 7 Uhr morgens, geboren.

Ihr Vater Karl (Ludwig Friedrich), Prinz zu Mecklenburg-Strelitz, geboren am 10. Oktober 1741, war ein Bruder des damals regierenden, prachtliebenden Herzogs dieses Ländchens, der — aus Reuters humorvoller



Prinzessin Karl mit dem Bilde ihrer Tochter Luise.
Nach einem Ölbilde im Besitze Sr. K. H. des Großherzogs von Hessen.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Schilderung allbekannten — Dörchläuchting Adolf Friedrichs IV. Beider Schwester Charlotte Sophie war seit 1761 vermählt mit Georg III., Könige von Großbritannien und Irland und Kurfürsten von Hannover. Diese Heirat der Schwester ist entscheidend für die Zukunft des Prinzen Karl gewesen:

Er begleitete sie im Auftrage des Bruders als Vertreter der Familie an den Hof von St. James und trat dann in englische Dienste. Gleich im folgenden Jahre (1762) nahm er teil an dem Feldzuge der Engländer in Portugal, wo diese unter dem Befehle des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg einen spanisch-französischen Angriff mit Erfolg zurückschlugen. Als Lohn für seine der englischen Krone geleisteten Dienste ernannte ihn sein königlicher Schwager zum Königlich Großbritannischen und Kurfürstlich-Braunschweig-Lüneburgischen Generallieutenant und übertrug ihm das wichtige und einträgliche Amt des Gouverneurs der Residenzstadt Hannover. Als solcher hat sich Prinz Karl die größte Dankbarkeit und Verehrung der Hannoveraner erworben; die amtlichen Registraturen sollen vielfach Kunde geben von der Liebe und Hochachtung, die er in dem Kreise seiner Amtsverhältnisse zu verbreiten gewohnt war. Seine einfach schlichte und freundliche Weise tritt uns deutlich aus den wenigen Briefen entgegen, die von ihm aus dieser Zeit bekannt geworden sind und die „von seinen edlen Gesinnungen, von seinem biederen Gemüte den schönsten Beweis“ geben.

Diese Stellung in Diensten des Schwagers erlaubte dem Prinzen auch eine standesgemäße Heirat: Seine Wahl lenkte sich — wir wissen nichts über die näheren Umstände — auf die Prinzessin Friederike (Karoline Luise) von Hessen-Darmstadt, mit der er am 18. September 1768 den Bund der Ehe schloß. Luise war das sechste Kind, das sie ihrem Gatten schenkte; von diesen lebten aber im März 1776 nur noch zwei: Charlotte (Georgine Luise Friederike), geboren am 17. November 1769, und Therese (Mathilde Amalie), am 5. April 1773 geboren. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der Mutter werden unten zu erörtern sein; hier müssen wir das betrübende Geständnis machen, daß man bei dem Mangel jeder Überlieferung von ihrem Charakter leider auch nicht die bescheidenste Vorstellung zu gewinnen vermag: Das Porträt, auf dem sie — das Bild ihrer kleinen Luise in Händen — uns in gewinnender Anmut und strahlender Mutterfreude entgegenlacht, ist nur geeignet, diese empfindliche Lücke doppelt schmerzlich empfinden zu lassen.

Vater und Mutter bewohnten seit 1774 das Palais an der Leinestraße, jenes nicht unansehnliche, dem Königlichen Residenzschlosse gegenüberliegende Gebäude: Hier stand die Wiege der Mutter Kaiser Wilhelms I. — Der heutige Zustand dieses „alten“ Schlosses erinnert nur wenig an den jener Tage. Sein Haupt- und Mittelbau ist im Jahre 1752 von dem Minister von dem Bussche erbaut und nach ihm dann von unseren mecklenburgischen Herrschaften bewohnt worden. Erst nach der französischen Zeit

sind die Nebenhäuser zu beiden Seiten angekauft und mit dem alten Mittelbau zu dem gegenwärtigen Ganzen baulich vereinigt worden; noch einige Jahre später ist der alte Eingang in der Mitte der stattlichen Front vermauert und statt seiner in jedem der ehemaligen Nebenhäuser und nunmehrigen Seitenflügel je eine Einfahrt geschaffen. Infolge dieser Verlegung des Eingangsportals hat auch das Treppenhaus verlegt werden müssen, so daß im Innern der Charakter des Schlosses die durchgreifendsten Wandlungen erfahren hat. Das Geburtszimmer unserer Königin sollte am 29. Juni 1841 das Sterbezimmer ihrer Schwester Friederike, der Gemahlin des Königs Ernst August werden, — und in diesem Zustande, vermodert und verstaubt, ist es unberührt und kaum betreten bis auf diese Stunde verblieben. Aus den Kinderjahren von Preußens Königin Luise vermag uns das Alte Palais an der Leinestraße also nichts zu erzählen.

Auch die alte Garnisonkirche zum Heiligen Geist hat längst wegen Baufälligkeit abgetragen werden müssen. In ihr fand am 25. März 1776 die Taufe der kleinen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz statt, welche die Namen Luise Auguste Wilhelmine Amalie erhielt. Nach einer anmutigen Überlieferung waren Veilchen über das Taufkissen verstreut und umgaben in dichtem Kranze das Becken; ein Paar dieser lieblichen Erstlinge des Frühlings hatte die alte Wärterin dem Täufling heimlich unter das Köpfchen geschoben, damit sie ihren gewinnenden Zauber der kleinen Erdenbürgerin für ihr ganzes Leben schenken möchten. Auch die „hohen Taufpaten“ erschienen geschmückt mit Veilchensträußen; es werden ihrer sieben als Gevattern urkundlich aufgeführt, ohne daß zu ersehen wäre, nach wem der Täufling eigentlich genannt worden ist. „In Hocheigener Person“ war nur die im Taufschein an erster Stelle verzeichnete Schwester ihrer Mutter anwesend, die Prinzessin Charlotte (Wilhelmine Christiane Marie) von Hessen-Darmstadt; es ließen sich vertreten „2) Groß-Fürstin von Rußland 3) Erb Prinzessin von Braunschweig 4) Prinzeß Royal von Engelland 5) Erbprinzessin von Schwerin-Mecklenburg“; die Markgräfin von Baden Durlach und die Fürstin von Oeringen haben weder ihre Anwesenheit noch ihre Stellvertretung bei der heiligen Handlung in der Garnisonkirche für nötig erachtet.

* * *

Die Familie des Prinzen Karl verlebte seit dem Frühjahr 1777 die sommerlichen Monate in der sogenannten Weyhen-Löbe, einem königlichen Pavillon auf dem alten Stadtwalle. Georg Ludwig (der erste Kurfürst von Hannover und nachmalige erste König von Großbritannien und Irland dieses

Hauses) hatte ihn im Jahre 1705 als Löbe oder Lobe, d. h. als Sommerwohnung für seine Geliebte, die Gattin des Generals von Weyhe, erbauen lassen. Später ist das Häuschen — offiziell hieß und heißt es Kommandanten- oder Prinzenhaus — anderen Herrschaften zum Aufenthalt bewilligt worden; von 1765 bis zu seinem im Sommer 1776 erfolgenden Tode hat es der Feldmarschall Spörken bewohnt. Dann ist es im November dem Prinzen Karl überwiesen worden, der es im folgenden Frühjahr bezog.

Von dieser anmutig einfachen Sommerwohnung vermögen wir uns nun gar wohl eine lebendige Vorstellung zu verschaffen, denn das Haus steht heute im Welfengarten, wenn auch nicht in gleicher, so doch in ähnlicher Umgebung wie einst: 1861 hat Georg V., der letzte König von Hannover, es abbrechen lassen und den pietätvollen Befehl gegeben, dasselbe „Stein für Stein" genau so im Garten des stattlichen Welfenschlosses an der Herrenhäuser Allee wieder zu errichten. Mit größter Sorgfalt ist dieser Befehl vollzogen: Nicht nur daß die Innen- und Außenmaße, die Größe und Verteilung der Zimmer, Höhe und Art des Daches genau beibehalten sind, auch Täfelung, Türen und Fensterrahmen, Riegel und Schlösser sind die alten geblieben und tun noch ganz vortrefflich ihre Pflicht und Schuldigkeit.

Eine Treppe führt uns zu der Haustür hinauf; rechts und links des schmucklosen Flures liegen einfache, aber geräumige und hell freundliche Zimmer; dem Eingang gegenüber befindet sich das Sälchen und zwar zu ebener Erde, denn das Ganze war und ist an eine kleine Böschung gebaut, welche einst die alte Bastei des Stadtwalls oberhalb der offenen Reitbahn hinter dem Königlichen Reithaus gebildet hat. Von diesem, also an der Rückseite liegenden Hauptzimmer sah unsere kleine Prinzessin die grüne Böschung hinunter nach der Leine, die hier im Bogen den Wall umfloß. Um das Haus zog sich ein wohlgepflegter Garten, der sich terrassenartig nach dem Wasser zu senkte; sein Rasen war reich von Veilchen übersät und mit besonderer Sorgfalt wurden seine Obstbäume gepflegt.

So lebte man in dieser Gartenwohnung am Rande der Stadt fast wie auf dem Lande und erfreute sich dort idyllischer Einsamkeit. „Eben jener Pavillon, über allen andern Gebäuden der Residenz erhaben, gleichsam auf einem von dichtem Walde umkränzten Berge, von einem breiten Strome umlagert, spiegelt sich freundlich in den dunklen Fluten" — so heißt es in einer alten Beschreibung von ihm, die wir freilich gar zu überschwenglich nennen müssen. Aber der Phantasie des Kindes mag das Ganze schon als Berg, Wald und Strom erschienen sein: Für die Erweckung des Hanges nach ländlicher Stille und einfacher Natur, der zu den anziehendsten



Die Weyhen-Löbe auf dem Stadtwall.
Nach einer Zeichnung in der Stadtbibliothek in Hannover.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Charakterzügen der Königin Luise gehören sollte, kann man diese im Prinzenhaus und Prinzengarten verlebten Sommer ihrer Kindheit vielleicht nicht hoch genug veranschlagen.

Dagegen dürfen wir der mündlichen Überlieferung wohl Glauben schenken, daß der Park von Herrenhausen für die kleine Luise und ihre Schwestern ein fremder Boden geblieben ist: Dort durften sie nicht in kindlicher Ausgelassenheit toben und spielen, dort hieß es gesittet promenieren. Und doch hat gewiß der alte Park, ein Meisterstück Lenôtres aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, gerade durch seinen Gegensatz zum ländlich einfachen Prinzengarten nicht seinen Eindruck auf das kindliche Gemüt verfehlt. Da gab es 12 Fuß hohe Hainbuchhecken, breite, schnurgerade Alleen, zierliche Pavillons, Fontänen und Sandsteinstatuen, deren ursprüngliche Vergoldung damals wohl noch sichtbar gewesen sein wird.

Denn es war im alten Herringhausen nicht nur eine steife, sondern auch eine verkommende Pracht. Seit 1755 stand das Schloß unbewohnt und während der siebziger Jahre ist es geradezu gröblich vernachlässigt

worden; Balken, Gründe und Ständer der Gebäude befanden sich in bedenklichem Verfall, sogar die Fußböden und Plafonds in den unteren Geschossen hatten bereits schwer gelitten. Als 1780 von London aus endlich durch Georg III. kleine Reparaturen bewilligt wurden, überzeugte man sich nur, daß eigentlich mit einer Reparatur überhaupt nicht gründlich geholfen werden könne. So ist es denn auch ganz ausgeschlossen — was in fast allen Biographien der Königin zu lesen steht —, daß der Vater jemals mit seiner Familie im „stillen Herrenhausen“ Wohnung genommen habe; vielmehr mag er mit Verdruß den Entscheid seines königlichen Schwagers vernommen haben, „ob nicht auf die Niederreißung des Schlosses Bedacht genommen werden müsse.“

Daß Leben und Treiben im Residenzschloß, in dem der Adel sich allwöchentlich versammelte, unserer kleinen Prinzessin von Hörensagen oder gar aus eigener Anschauung bekannt geworden ist, läßt sich zwar nicht beweisen, aber kaum ernstlich bezweifeln. Der Gouverneur und Nachbar — es liegt ja in der Leinestraße dem Alten Palais gegenüber — wird sich unmöglich diesen Festlichkeiten haben entziehen können, und daheim bildeten sie gewiß oft den Gegenstand der Unterhaltung. Wie es dort zuging, hat Johann Georg Zimmermann, Königlich Großbritannischer Leibarzt in Hannover, seinem Schweizer Freunde also geschildert: „Man versammelt sich da in vier großen und prächtigen Zimmern, die in einer Reihe nacheinander folgen, und mit einigen Hundert Wachslichtern erleuchtet sind. Von diesen achtzig Personen spielen zwanzig, dreißig bis vierzig; die übrigen sitzen und machen entoilages und résaux, indeß da sie sich von uns andern schöne Sachen vorplaudern lassen, oder man geht Hand in Hand und Arm in Arm von einem Zimmer ins andere und von einem Sopha zum andern. Am Ende dieser Zimmer ist ein Vorzimmer, wo sich insgemein eine Musik findet. Herren und Damen erscheinen da in äußerster Pracht, die Damen itzt alle in Kleidern von Atlas, die über und über mit blondes und Spitzen besetzet sind, und in mantilles von flanderischen Spitzen, die aber von einer Achsel zur andern, und von dem Kinn bis an das Herzgrüblein offen sind; in den Haaren, an den Ohren und am Halse tragen sie alle Diamanten; alle sind nach der neuesten Pariser Art frisiert; keine trägt ein Kleid, das nicht nach dem neuesten aus Paris gekommenen Muster geschnitten ist; kein andres Wort wird gesprochen als französisch; auf französisch wird coquetirt, auf französisch gescherzt, und auf französisch geküßt.“

* * *

Französisch wurde der höfischen Sitte der Zeit gemäß auch die Tochter der mecklenburgischen Herrschaften — wie hätte es anders sein sollen? — erzogen und unterrichtet. Französisch zu korrespondieren und zu konversieren mußte auch unserer Luise zur zweiten Natur werden, und zeitlebens blieb sie daher dieser Gewohnheit ihrer Jugend und ihres Standes getreu: Selten sind ihre Briefe in deutscher Sprache geschrieben, am häufigsten noch die mit dem Vater und dem Bruder gewechselten; mit dem Gatten hat sie so gut wie nur französisch korrespondiert, und auch die letzten Zeilen ihrer Hand vom 28. Juni 1810 sind französisch.

Im einzelnen sind wir über die Erziehung und den Unterricht der kleinen Prinzessin während der Jahre in Hannover nur sehr unvollkommen berichtet. Die Unterweisung der Kinder des Herrn Gouverneurs lag in den Händen einer Freundin ihrer Mutter, des Fräuleins Magdalene von Wolzogen und Neuhaus aus reichsfreiherrlichem Geschlecht; der Grundton ihrer Lehre und Leitung war ein streng kirchlicher im Sinne eines gemütvollen Pietismus, wie wir aus späteren Briefen der ältesten Schwester Charlotte entnehmen dürfen. Muß man das Fräulein von Wolzogen auch in erster Linie als Erzieherin eben dieser Prinzessin bezeichnen, so ist sie doch fast während der ganzen Zeit in Hannover — also tief in das zehnte Lebensjahr Luisens hinein — ihre erste Lehrerin und Führerin gewesen, ein Umstand, dessen Gewicht noch dadurch verstärkt wird, daß die Mutter nur wenige Jahre ihre Kindheit hat behüten sollen.

Schon am 22. Mai 1782 ist sie, noch vor vollendetem dreißigsten Lebensjahre, im Wochenbette gestorben. Während ihrer kaum vierzehnjährigen Ehe hat sie ihrem Gatten zehn Kinder geschenkt, davon bei ihrem Tode (außer Luise und ihren älteren beiden Schwestern) drei am Leben waren: Prinz Friedrich Karl Ferdinand, geboren am 7. Januar 1781, gestorben am 24. März 1783, und die beiden Lieblingsgeschwister der Königin, mit denen sie bis an ihr Ende in innigster Liebe verbunden geblieben ist, — Schwester Friederike (Luise Karoline Sophie Alexandrine, geboren am 2. März 1778) und Bruder Georg (Friedrich Karl Joseph, geboren am 12. August 1779). — Der Tod der Mutter hat die Kinder nur um so enger einander verbunden.

Den früh Verwaisten eine zweite Mutter zu geben, reiste der Vater mit ihnen im Sommer 1783 nach Darmstadt zur Großmama, deren Gemahl im vorigen Jahre gestorben war: Ihre zweite Tochter, Charlotte (Wilhelmine Christiane Marie) ist im nächsten Jahre seine zweite Gemahlin geworden.

Schon im Herbst 1784 machte Luise daher in Begleitung von Vater und Geschwistern zum zweitenmal die Fahrt nach der schönen Residenz an der Bergstraße, in jene herrlichen, so reich gesegneten, sonnigen Gaue südlich des Taunus. Am 28. September fand zu Darmstadt die Vermählung ihres Vaters mit Tante Charlotte statt.

Es ist das dieselbe Prinzessin, über welche Goethe unter dem 1. Januar 1780 aus Darmstadt an Frau von Stein schrieb: „Hier gefällt mir die Prinzeß Charlotte (der verwünschte Name verfolgt mich überall), doch hab ich auch nichts mit ihr zu schaffen, aber ich seh' sie gerne an, und dazu sind ja die Prinzessinnen". — Luisens Stiefmutter erfreute sich der herzlichen Freundschaft der Königin Maria Antoinette von Frankreich, die sie bei einem längeren Aufenthalt in Paris im Jahre 1780 kennen gelernt hatte. Auf die Anzeige ihrer Verlobung hatte ihr die Gemahlin Ludwigs XVI. geantwortet: „Sie mögen nicht glauben, wie mich Ihre Verlobung, seitdem ich sie weiß, beschäftigt. Nützen Sie die Zeit, welche Sie noch vor sich haben, wohl aus und gebrauchen Sie den Einfluß, den Sie auf den Prinzen ausüben, dazu, um sich alle Bedingungen zu verschaffen, die eine gewisse Garantie für ein glückliches Dasein verleihen können, namentlich auch diejenige, daß Sie Ihre Familie so oft Sie wollen besuchen können. . . . Ich denke Sie mir schon von Ihren fünf Kindern umringt. Mit einer solchen Mutter können diese schon auf eine glückliche Zukunft rechnen." Und kurz vor der Hochzeit sandte sie der Braut die herzlichen Zeilen: „Ich kann, Madame, den Prinzen George (vgl. S. 16) nicht abreisen lassen, ohne Ihnen zu sagen, was ich schon sehr oft versichert habe, daß die freundschaftlichen Gefühle, die Sie mir eingeflößt haben, immer dieselben bleiben werden. . . . Seien Sie glücklich! Das ist mein sehnlichster Wunsch." — Auch ohne ausdrückliche Zeugnisse darf man annehmen, daß sich das Bild der Marie Antoinette nach den Erzählungen der Stiefmutter und Tante der kleinen Prinzessin Luise tief wird eingeprägt haben; wir möchten sogar behaupten, daß nicht in letzter Linie das tragische Schicksal dieser Freundin ihrer zweiten Mutter jenen elementaren Haß gegen die Machthaber der Revolution bei ihr ausgelöst hat, von dem uns namentlich ihre Briefe aus dem Sommer 1807 solch beredtes Zeugnis ablegen werden.

Die Familie des Prinzen Karl hat den Winter von 1784 auf 1785 ganz in Darmstadt verlebt: Daß er der kleinen Luise zu einem anheimelnden wurde, dafür bürgt uns Persönlichkeit und Wesen ihrer Frau Großmama; beide haben sich damals zuerst kennen und lieben gelernt, und die kleine Enkelin muß durch ihr heiteres Temperament und ihre zutrauliche Anhäng-

lichkeit ganz besonders das Wohlgefallen und die Zufriedenheit der würdigen Matrone erworben haben.

* * *

Im Frühjahr 1785 kehrte man zu dem ungeahnt kurzen und letzten Aufenthalt nach Hannover zurück.

Die Begebenheit dieses Sommers bildete die Hochzeit der ältesten Tochter Charlotte mit dem Herzoge Adolf von Sachsen-Hildburghausen. Bezeichnend für die Anschauungsweise der Zeit hatten die Eltern es für gut befunden, ihr im Juni „noch nichts von ihrer so nahen Bestimmung zu sagen", damit sie dadurch nicht bei ihrer Konfirmation, „diesem so wichtigen Werke", zerstreut werde. Die für Ende Juli in Aussicht genommene Hochzeit wurde um fünf Wochen verschoben, um dann — nachdem Anfang August „unter Gottes Beistand die wichtigsten Epochen vorüber, nämlich der feierliche Tag ihrer Konfirmation und die öffentliche Deklaration ihrer nahe bevorstehenden Vermählung" — am 3. September festlich begangen zu werden. Es folgte der Abschied und die gewiß tränenreiche erste Trennung von der geliebten Schwester und — von der treuen Erzieherin, denn das Fräulein von Wolzogen begleitete die nunmehrige Herzogin von Hildburghausen als deren Oberhofmeisterin ins schöne Thüringerland.

Nach diesen aufregenden, das Interesse auch der kleinsten Evastochter doch im größten Maße fesselnden Vorgängen brachte dann der Schluß des Jahres wiederum Trauer und Tod in das Heim des prinzlichen Gouverneurs im Alten Palais an der Leinestraße. Nachdem seine Gattin Charlotte ihm am 30. November einen Sohn, den — später als Beschützer und Freund der Dichtkunst und des Theaters bekannten preußischen General — Prinzen Karl (Friedrich August) geboren hatte, starb auch sie am 12. Dezember 1785. — Voll trüber, dunkler Ahnungen war sie in Hannover eingezogen; vergebens suchte ihre Freundin auf Frankreichs Königsthron sie ihr in herzlichen Worten auszureden: Das Schicksal erfüllte sie nur zu schnell, und gleich ihrer Schwester sank auch sie in der Blüte der Jahre ins Grab.

Zu einer dritten Heirat hat sich der Witwer nicht zu entschließen vermocht; seine Kinder aber brachte er zur Großmutter nach Darmstadt. Die fast überraschend schnelle Ausführung dieser Übersiedelung läßt sie uns als eine Art Ergebnis des letzten Darmstädter Aufenthaltes erscheinen. Durch diesen mußte der Vater den Eindruck empfangen haben, daß seine drei Töchter und beiden Söhne in der Tat nirgends auf der Welt besser aufgehoben seien,

als in der Obhut und der Pflege dieser an Herz, Geist und Erfahrung gleich vortrefflichen Frau.

Anfang 1786 hat Luise Hannover, die Stadt ihrer Kindheit, mit fast vollendetem zehnten Jahre verlassen. Sie hat ihr zeitlebens ein treues Andenken bewahrt und, als viele Jahre später ihr Bruder Georg Hannover, die gemeinsame Heimat, wieder besuchte, mahnte sie ihn: „Versäume nicht, in unser altes Haus zu gehen, und denke mit Dankbarkeit an die, die uns mit Schmerzen geboren.“



Charlotte, Herzogin von Hildburghausen.
Nach einem Ölbild im Besitze Sr. K. H. des Herzogs von Cumberland.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Darmstadt.

Fast acht Jahre hat Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz in Darmstadt verlebt, das sie erst als Braut dauernd verlassen sollte. Hier ist sie zur Jungfrau erblüht und hier hat sie eine neue Heimat gefunden, reich an Glück und Liebe, an Poesie und Schönheit.

Die Anlagen ihres Gemütes und Geistes konnten und durften sich ungestört weiter entfalten. Denn ihre angeborene Heiterkeit und Lebensfreude, ihr Hang zur stillen Natur, ihr Sinn für das einfach Menschliche



Prinz Georg Wilhelm und Gemahlin.
Nach dem Gemälde von J. C. Seekatz im Besitze Sr. K. H. des Großherzogs von Hessen.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

fanden hier Boden und Luft zu schönstem Gedeihen, — und eine weise Erzieherin, von Herz und Verstand gleich gut beraten, sorgte, daß nichts die Entwickelung all dieser Keime hindernd durchkreuze und störe. In der Groß-

mama sollte das so früh der Mutter beraubte Kind einen Ersatz finden, wie er vollwertiger nicht zu denken ist.

Am 16. März des Jahres 1729 hatte Marie Luise Albertine auf Schloß Heidesheim, bei Mainz zwischen Budenheim und Ingelheim gelegen, das Licht dieser Welt erblickt. Ihr Vater, Christian Karl Reinhard von Leiningen-Dagsburg, galt als der reichste Graf des Deutschen Reiches; er hatte einst die ihm zugedachte Erhebung in den Reichsfürstenstand mit der stolzen Begründung abgelehnt, er wolle lieber der erste deutsche Graf als der letzte deutsche Fürst heißen. Seine selbstbewußte Entschlossenheit scheint seine älteste Tochter von ihm ererbt zu haben. Ihre Erziehung, von französischen Gouvernanten geleitet, setzte sich das höfische Pädagogenideal zum Ziel: Deutsch-protestantische Frömmigkeit mit gallischer Eleganz zu vereinen.

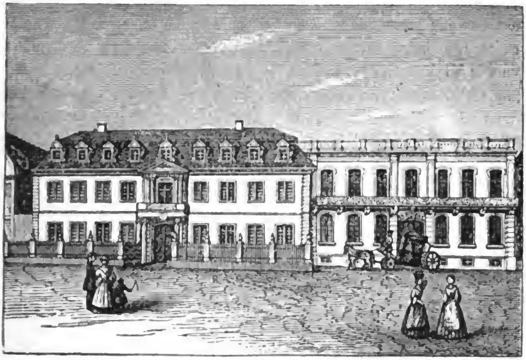
Diese junge, reiche und wohlerzogene Aristokratin heiratete zu Beginn ihres zwanzigsten Lebensjahres im Mai 1748 den Prinzen Georg Wilhelm, den zweiten Sohn des — seit 1739 — regierenden Landgrafen Ludwigs VIII. von Hessen-Darmstadt. Er hatte früher einige Jahre der preußischen Armee angehört, war dann aber in österreichische Dienste getreten und hier zum General der Kavallerie befördert worden; ferner war er kommandierender Generalfeldmarschall des oberrheinischen Kreises und Gouverneur der Festung Philippsburg.

Die Ehe der Großeltern unserer Luise war mit fünf Knaben und vier Mädchen gesegnet. Die beiden ältesten Töchter heirateten — wie wir wissen — den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz; die dritte, Luise, ihren Vetter, den späteren Landgrafen und Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ludwig X. (vgl. S. 34); die jüngste — „die Tante Auguste" (vgl. S. 29, 49) — vermählte sich dem Prinzen Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken (der 1799 Kurfürst und 1805 König von Bayern wurde). Von den Söhnen ist nur der zweite seiner Nichte Luise nahe getreten, der „Onkel Georg"; er lebte seit 1770 häufig am französischen Hofe und schwärmte für die junge, schöne Dauphine Marie Antoinette.

Auch seine Eltern haben den Hof von Versailles wiederholt besucht, so im Jahre 1780, wo sie mit den Kindern vier Monate dort zubrachten; die Königin schloß damals die (oben S. 12) erwähnte Freundschaft mit Prinzeß Charlotte. Die Großmama hat Zeit ihres Lebens von den dort empfangenen Eindrücken zu erzählen gewußt — und offenbar nicht gerade mit Abscheu; ob aber der persönliche freundschaftliche Verkehr ihres Gatten mit d'Alembert auch ihre Anschauungen beeinflußt hat, muß dahin gestellt bleiben.

Der Prinz Georg Wilhelm, schon seit dem letzten gemeinsamen Aufenthalt in Paris an der Gicht leidend, ist am 21. Juli 1782 in Darmstadt gestorben; seine Gattin, welcher er über vierunddreißig Jahre — soweit wir zu urteilen vermögen — ein treuer Lebensgefährte gewesen ist, blieb Witwe; sie fand den Inhalt und Stolz ihres Alters in der Erziehung und dem Schicksal ihrer Enkelinnen, vor allem Luisens.

Die „verwitibte Landgräfin Georg Wilhelm" bewohnte in Darmstadt das Alte Schloß; es lag am Markte, dem großen Palais gegenüber.



Das Alte Schloß in Darmstadt.
(Aus Walther, Darmstadt wie es war und wie es geworden.)

Ludwig VIII. hatte es durch den Umbau zweier, zu diesem Zwecke angekaufter Privathäuser herrichten lassen und es zugleich mit dem schönen Lustgarten und seinem Pavillon seinem zweiten Sohne geschenkt. „Von diesem vererbte es an ... dessen Sohn, den Prinzen [Onkel] Georg. Im Jahre 1822 war es, und zwar Schulden halber, aus fürstlichem Besitze wieder in Privathände übergegangen. Seine einstige Bestimmung verrät es aber heute noch, namentlich in den Flügelgebäuden des Hinterhauses und den eleganten Parkettböden der Zimmer des Vorderhauses. Sonst ist allerdings von der fürstlichen Herrlichkeit nicht viel mehr vorhanden, wenn man nicht die weiten Korridore der beiden nach rückwärts gelegenen Seitenflügel als deren Überbleibsel ansehen will, den Balkon über dem Hofportal und einzelne vage

Erinnerungen, die sich jetzt bei den bürgerlichen Besitzern erhalten haben. Alles andere ist dahin."

* * *



Fräulein von Gélieu.
Silhouette im Besitze von Herrn Robert Rheinen-Broich.
Mit besonderer Genehmigung des Besitzers wiedergegeben.

Die erste Sorge der Großmutter galt der richtigen Wahl der Erzieherin für die beiden Mädchen. Fräulein Agier, die im September 1792 zur Nachfolgerin der Wolzogen bestellt war, erhielt ihre Entlassung; sie scheint zur großen Klasse jener Pädagogen gehört zu haben, die — im Besitze

von an sich guten Theorien, Vorschriften und Regeln — das Geheimnis der Erziehung darin sehen, dieselben immer und immer wieder bei all und jeder Gelegenheit ihren Zöglingen vorzutragen; und obendrein besaß sie für die kindliche Heiterkeit der kleinen Prinzessin kein Verständnis, da sie glaubte, dieselbe — als unvereinbar mit einer späteren Dame ihrer Kreise — unterdrücken zu müssen. Die Großmutter fand für sie in dem Fräulein von Gélieu eine Nachfolgerin, der ihre Enkelin Luise zeitlebens wie einer mütterlichen Freundin die dankbarste, liebevollste Erinnerung bewahrt hat: Das bezeugt, abgesehen von Briefstellen, vornehmlich der rührend ergreifende Besuch, den Preußens König der Greisin im Sommer 1814 in ihrer Heimat abstattete.

Salomé de Gélieu, in der ersten Hälfte der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts geboren, war die Tochter eines Predigers aus Neuchâtel, das damals (und zwar seit 1707) zu Preußen gehörte. Für den Beruf der Gouvernante — wir dürfen vermuten durch den Vater — trefflich vorbereitet, hatte sie in England als Erzieherin schon reiche Erfahrung gesammelt, als die Landgräfin Marie Luise sie nach Darmstadt rief. Später, nach Verheiratung der beiden Prinzessinnen, kehrte sie wieder an den Neuenburger See zurück, um im Hause ihres Bruders, des Predigers Jonas de Gélieu in Colombieu, ihre Tage in Ruhe zu beschließen. — Sie war in allem das Gegenteil der Agier: Durch ihr ganzes Wesen und Vorbild, durch Nachsicht gegen die natürliche, die Erwachsenen ja oft störende Lebhaftigkeit des Kindes, durch eine zwar nachdrücklich, aber doch sichtlich ungern strafende Strenge, kurz — durch jene Liebe, die nicht eifert und sucht, hat sie das Herz Luisens im Sturme erobert, und ist sie ihr für immer la bonne Gélieu geblieben.

Denn französisch war die Sprache des Unterrichtes und der höfischen Sitte wie in Hannover und an allen Höfen Europas, so naturgemäß auch in Darmstadt. Daß man im Hause der Landgräfin untereinander übrigens gewöhnlich die Muttersprache redete, geht schon daraus hervor, daß Luisens Deutsch die Färbung des Darmstädter Dialektes annahm; das beweisen neben zahlreichen Stellen und Ausdrücken ihrer Briefe die Worte Johann Gottfried Schadows über sie und Schwester Friederike: „Am Mainstrom erzogen, war ihnen die angenehmste der deutschen Mundarten zu teil geworden.“ Und in der Tat, wer wird den Reiz dieses Dialektes verkennen wollen, zumal welcher Norddeutsche, der ihn — wie Kronprinz Friedrich Wilhelm — zuerst aus dem Munde junger Damen, heiter und schelmisch, vernimmt? — Wir zählen diese Angewöhnung mit zu den Attributen der schalkhaften Grazie unserer Prinzessin und danken der Gélieu, daß sie hier nicht eingeschritten ist, —

vielleicht aber hat sie als Französin den Dialekt gar nicht als solchen erkannt und unser Lob ist unverdient.

Der Unterricht im Französischen selbst hatte jetzt in erster Linie das Ziel, die Schülerin im — orthographisch und grammatisch fehlerfreien — schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache zu befestigen. Ob die Landgräfin mit den erzielten Ergebnissen aber zufrieden gewesen ist, will uns in Anbetracht der folgenden Briefstelle doch sehr zweifelhaft erscheinen; denn am 22. März 1793 hat Luise ihrem Bräutigam geschrieben: „Großmama wollte, daß ich eine Kladde für Ihren Brief machte, und zwar weil ich nicht korrekt und orthographisch schreibe; ich gestehe, daß das nicht schön ist, aber Sie müssen auch meine Fehler kennen lernen; vielleicht wenn ich [es] mir in meiner Kindheit mehr angeeignet hätte, würde ich im stande sein, Ihnen ohne Fehler die Empfindungen meines Herzens zu sagen, ‚so kann ich es nur immer fehlerhaft'."

Neben diesen französischen Unterricht traten die Anfangsgründe gesellschaftlicher Künste: Tanz, Gesang, Klavierspiel und Zeichnen, denen sich später das Reiten anschloß. Als eine angenehme Unterhaltung hat sie diese Dinge stets geschätzt und betrieben, ohne je auf einem dieser Gebiete mehr als eine mäßige Dilettantin sein zu wollen und zu sein (vgl. auch den Schluß ihres Briefes auf S. 47).

Mit vollendetem dreizehnten Lebensjahre scheint die planmäßige Unterweisung und Einführung in Glaube und Lehre christlich-protestantischer Kirche begonnen zu haben. Großmutter und Gouvernante haben sich auch hier zum Heile der jungen Seele voll und ganz verstanden und sich gegenseitig in die Hände gearbeitet. Seit dem April 1789 führte Luise gewissenhafte Aufzeichnungen unter dem Titel „Religionsfragen und Antworten"; die Großmutter schenkte ihr die „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres" vom Hamburgischen Hauptpastoren Sturm und schrieb die Widmung hinein: „Dieses Buch zur Freude meiner lieben Enkelin Luise von Mecklenburg zu ihrer täglichen Erbauung im wahren Christentum." Den eigentlichen Religionsunterricht erteilte der erste Geistliche Darmstadts der Inspektor Johann Wilhelm Lichthammer, der auch am 15. Juni 1792 die Konfirmation vollzog. Dem würdigen Manne hat Luise auch als Kronprinzessin von Preußen ihre „wahre und aufrichtige Freundschaft" bewahrt; in Erinnerung an den Tag ihrer Konfirmation schrieb sie ihm aus Sanssouci: „Möchte doch ein jeder, die Wichtigkeit dieses Tages recht einsehen, und so fest entschlossen sein, als ich es bin, immer mehr alles das in Erfüllung zu bringen, was man Gott gelobt zu sein." In demselben Briefe, welchen sie

an den von einem „hitzigen Gallenfieber“ Genesenen gerichtet hat, lesen wir: „Ich fürchte sehr, daß Sie sich Ihre Krankheit geholt haben', dadurch, daß Sie immer bei Tag und bei Nacht, gefährliche Kranke besucht haben und daß Sie, zu sehr die Stimme Ihres mitleidigen Herzens gefolgt haben, ohne auf Ihren eigenen Wohl genug bedacht zu sein; denn ich weiß es, nur gar zu sehr, wie unermüdet Sie immer waren: Gutes zu tun!“

Und dafür den Sinn im Herzen ihrer Enkelin zu wecken, das galt der Frau Großmama als das höchste und letzte Ziel ihrer Erziehung: Eine ebenso schöne wie leicht zu erfüllende Aufgabe. Denn zeitlebens hat Luisen kaum etwas mehr am Herzen gelegen, als sich Armer und Verlassener, Betrübter und Leidender anzunehmen; Schmerzen zu lindern mußte der die reinste und größte Freude bereiten, die nach der Thronbesteigung ihres Gatten der Großmama das schöne Bekenntnis machte: „Ich bin jetzt Königin, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohltaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen.“

* * *

Unter den Reisen, welche die Landgräfin-Witwe mit ihren Enkelinnen von Darmstadt aus unternahm, gebührt dem zweimaligen Besuche von Schloß Broich an der Ruhr die vornehmste Stelle.

Beim Tode ihres Vaters erbte die Großmutter die „Herrlichkeit Broich“, von der sie gemeinsam mit ihrem Gemahl als Korregenten am 17. November 1766 Besitz ergriff. Streitigkeiten und Irrungen zwischen den dortigen Beamten und Bewohnern veranlaßten das Ehepaar im August 1770 persönlich nach Broich zu reisen; aber es gelang nicht, die gewünschte Eintracht zu stiften, und bald war man gezwungen, sich aus der Ferne immer wieder und wieder mit diesen Beschwerden zu beschäftigen. — Da entschloß sich denn im Sommer 1787 „die Durchlaucht Fürstin Marie Luise Albertine durch landesmütterliche Sorgfalt für die Wohlfahrt ihrer lieben Untertanen in der Herrlichkeit Broich angetrieben“ abermals zu der „gleich mühsamen und kostbaren Reise, hauptsächlich in der Absicht, den mancherlei Beschwerden hiesiger Gemeinheit auf den Grund zu sehen und solche unter Höchsteigener Aufsicht untersuchen und nach Befund der Umstände erörtern zu lassen“.

Das ist denn „nach vielfältiger Unterredung der fürstlichen Räte und der Gemeindedeputierten, nachdem Ihro Hochfürstliche Durchlaucht letzteren verschiedene Male gnädigst Verhör zu verstatten geruht hat“, auch gründlich geschehen. Das Ergebnis war eine lange Urkunde, unterzeichnet am 15. September 1787, die nun auch wirklich Ordnung und Zufriedenheit schuf. —

Denn der zweite Aufenthalt mit ihren Enkelinnen vom Juni bis August 1791 galt einer feierlichen Staatsaktion: Sie ließ alle Beamten und Obermänner ihrem Sohne Georg als dem künftigen Besitzer der Herrschaft Broich im voraus huldigen, behielt sich aber bis zu ihrem Tode noch alle Herrschaftsrechte vor.

Nach allem, was wir wissen, hat Luise und ihre Schwester Friederike von diesen nüchternen Rechts- und Staatsgeschäften kaum etwas erfahren; damit wollte die gute Großmutter ihnen die ländliche Ruhe und sommerliche Erholung nicht gestört wissen. Für sie sollte das alte Schloß Broich an der Ruhr eine weltentrückte Idylle bleiben — ein Märchenschloß.

Und in der Tat selbst heute noch spüren wir etwas von dem Zauber dieses altersgrauen Herrensitzes, und mit einiger Phantasie und gutem Willen vermögen wir uns gar wohl noch dort in jene Zeiten zurückzuversetzen, da unsere Prinzessin Luise hier sorgenlose, glückliche Tage verlebte.

Freilich die böse Eisenbahn hat viel verdorben: Ihr Güterschuppen liegt unmittelbar an der Westseite des Schlosses und dort wie im Süden hat man den Boden aufhöhen müssen. Das sanft ansteigende Gelände östlich vom Schlosse — der Mühlberg — ist völlig bebaut, so daß man dorthin keinen freien Blick mehr hat. Hier stand einst, ganz nahe beim Schlosse, eine alte Linde und ein Steintisch; unter diesem Baume, den spielende Kinder Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verbrannt haben, hat die kleine Prinzeß manche Stunde verbracht und den Blick hinunter in das anmutig liebliche Ruhrtal schweifen lassen und hinüber nach Mühlheim und seinen Höhen. Diese Aussicht kann man auch heute noch etwas weiter östlich der Gebäude genießen, allerdings unter Abzug einiger Fabrikschornsteine gegenüber und nicht in der Richtung nach Westen und Süden.

Auch das alte Schloß selbst hat freilich fast sämtliche Außenmauern und manch anderes eingebüßt, aber das eigentliche Hochschloß und der Palas sind seitdem ziemlich unverändert geblieben. Der zwischen ihnen liegende Hof ist nach Norden in großem Bogen von der alten Burgmauer abgeschlossen und nach Süden hin vermittelt das alte Tor den Zugang. Das Hochschloß stammt in seinen ältesten Teilen aus dem 12. Jahrhundert, der Palas aus dem Ende des 14., beide sind gegen die Mitte des 17. gründlich umgebaut worden. Wie oft mag die Großmutter den Enkelinnen von diesen alten Bauten und ihren Erbauern erzählt haben, von Belagerung der Burg und mancherlei Kämpfen und Fährnissen ihrer Besitzer, der Herren von Broich, der Grafen von Limburg, von Daun-Falkenstein und von Leiningen!



Linde auf dem Broicher Mühlberge.
Abbildung im Besitze von Herrn Robert Rheinen-Broich.
Mit besonderer Genehmigung des Besitzers wiedergegeben.

Die Großmama selbst hat das an der Nordwestecke des Palas gelegene, ältere Gebäude 1780 restaurieren lassen; „es ist ein unregelmäßiger Trakt mit gebrochenen Mansardendächern, nach Osten mit einem Halbrund, daran [und nicht an dem Hauptportal] das Wappen von Hessen-Darmstadt“. In

diesem Teile des Schlosses befand sich gleich links vom Eingang das „gläserne Kabinett“, das Empfangszimmer der Landgräfin — und hinter diesem, mit den Fenstern nach Südwesten, lagen die Zimmer ihrer Enkelinnen. Aus einem Inventar des Schlosses von 1791 erfahren wir über ihre Einrichtung:



Hofseite des — von den Prinzessinnen bewohnten — Teiles des Schlosses zu Broich.
Nach Photographie.

„Nr. 26. Ein Cabinet von die Prinzessinnen von Mecklenburg mit einer Tapete en trouillager. Zwey grün und weiß laquirte Straßburger Stühle, ferner noch 4 dito ordinaire Strohstühle. Ein Toilette-Tisch von Tannenholz. Ein Quint-ofen so zwey Zimmer heizet. . . . Nr. 28. Das Schlafzimmer von den zwey Prinzessinnen von Mecklenburg Hsl. Ein rosenfarbige und weiße Tapete.

Ein Spiegel mit Glas-Rahmen. Ein Tannener Toiletten-Tisch. 4 rot und gelbe Strohstühle."

Der große Prunksaal lag im östlichen Teile des Palas; 1797 hat die Landgräfin die Hälfte desselben für den Bau der großen Innentreppe geopfert und statt des runden Turmes an der Hofseite einen Risalit „in sehr schlechter Technik aus Backstein mit Verputz" angefügt. Wenn somit auch diese Hofseite und das Innere das Palas bald nach dem zweiten Aufenthalte Luisens nicht unerheblichen Veränderungen unterworfen wurden, so bietet seine Außenseite und die Südostecke mit dem chorartigen Vorbau noch heute im wesentlichen den Anblick, wie in den Jahren 1787 und 1791.

* *
*

Dieses Schloß von Broich an der Ruhr, durch die sanfte Lieblichkeit der Gegend und die Erinnerung einer bewegten Vergangenheit gleich anziehend, hat zu den Lieblingsstätten im Leben Luisens gehört, und kaum irgendwo haben sich so viele Erzählungen aus der Jugend der Unvergessenen erhalten, wie gerade in dieser Gegend. Die einwandfreie Glaubwürdigkeit dieser Berichte wird sich zwar in keinem Fall erbringen lassen, aber nichtsdestoweniger sind sie uns wertvoll bei dem Mangel der Überlieferung an derartigen kleinen Zügen; und so mögen zunächst einige derselben hier folgen, welche die innere Wahrscheinlichkeit für sich und die äußere nicht gegen sich haben.

Bei den Ausfahrten in der großen Kutsche liefen nach der Sitte der Zeit — man erinnere sich an Fritz Reuters Schilderung in Dörchläuchting — stets einige, mit Schellen und Bändern bunt aufgeputzte Läufer nebenher, die mit den Pferden unter allen Umständen gleichen Schritt zu halten hatten: Eine barbarische Sitte der guten alten Zeit. Hannchen, das kleine Töchterchen eines dieser unglücklichen Läufer, klagte eines Tages der Prinzessin: „Bald werde ich ganz allein sein, denn der Vater muß immer so schnell laufen, wenn Ihr ausfahrt, und die Brust tut ihm doch so weh. Die Base sagt, davon muß er sterben." Tief ergriffen und bis zu Tränen gerührt, suchte Luise die kleine Gespielin zu trösten: „Sei still, Dein Vater wird nicht sterben. Die Großmama ist so gut und wird ihn nicht mehr so schnell laufen lassen." Hernach am Abend hat sie dann der guten Großmutter ihren Kummer erzählt — und die Schloßherrin soll seitdem nie wieder in Begleitung von Läufern ausgefahren sein.

In Broich und Mühlheim herrschte eine schwere Scharlachepidemie, und Luisen wurde streng verboten, das Schloß und seinen Bezirk zu verlassen.

Das kleine Hannchen war auch erkrankt und, als die Krisis überstanden, hatte es große Sehnsucht nach seiner freundlichen Prinzessin; Luise erfuhr davon und trotz aller Überwachung wußte sie heimlich zu ihrem Hannchen zu entschlüpfen. Hier hat sie denn endlich nach langem, ängstlichen Suchen Fräulein von Gélieu gefunden, wie sie am Bette der Genesenden saß und ihr aus einem Buche vorlas. Die Großmutter — mehr von begreiflicher Sorge vor Ansteckung als von Ärger über den offenbaren Ungehorsam der Enkelin bewegt — machte ihr Vorwürfe, die aber dieses Mal auf Luise jedes Eindrucks verfehlten; denn sie antwortete ruhig und reinen Gewissens: „Ich wußte, daß ich nicht krank werden konnte; der liebe Gott sah ja, daß ich etwas Gutes wollte."

Die beiden Schwestern bemerkten eines Tages einen alten Bauern, der sich keuchend bemühte, seine schwer beladene Schiebkarre den kleinen Hügel hinauf zum Schloßtor zu schieben. Eben hatte er die schwere Last wieder hingesetzt, als die beiden Prinzessinnen herbeigesprungen kamen, ihm den Tragriemen lachend vom Rücken nahmen — und, ehe er, starr vor Überraschung und Devotion, es hindern konnte, hatten sie den schweren Karren den Hügel hinaufgeschoben. — In der Familie des Bauern ist diese Schiebkarre lange wie ein Heiligtum bewahrt worden.

Gesprächsweise bedauerte die Großmutter einmal, daß einer der alten Warttürme der Ringmauer ihr die Aussicht von den Schloßfenstern beeinträchtige. Da ließen Luise und Friederike heimlich, wenn Großmutter nicht zu Hause war, Maurer kommen und durch sie die morsche Turmspitze abtragen; üppiger Efeu verdeckte der ahnungslosen Schloßherrin, daß die Steine unter ihm nur zum Scheine lose wieder aufgetürmt waren. In der Nacht vor ihrem Namenstage wurde dann auf dem bisher unzugänglichen alten, nunmehr geköpften Wartturme eine Plattform hergestellt, eine Treppe angelegt und ein chinesischer Pavillon hinaufgeschafft: Was wird am folgenden Tage größer gewesen sein, das dankbar freudige Erstaunen der Frau Landgräfin — oder die glückliche Heiterkeit der Enkelinnen ob ihrer wohlgelungenen und sinnigen Überraschung?

Und noch ein Ereignis, das uns fast wie ein Vorspuk anmutet! Im September 1787 zog das berühmte Husarenregiment von Ziethen auf seinem Marsche nach Holland durch die Lipperheide in der Nähe von Broich vorbei; man fuhr in der großen, wappengeschmückten Kutsche dorthin und wartete unter dem „Lipperheidenbaum" auf die stolzen Reiter. Als General von Rohr, der Chef des Regiments, erfahren hatte, wer die alte würdige Dame und die munteren Mädchen seien, sprengte er an den Wagen heran, begrüßte die

hohen Gäste und — ließ das ganze Regiment in Parade an ihnen vorüberziehen. — —

Das Leben in Broich war zwischen Erholung und Arbeit geteilt, denn die Gélieu hatte, wie in Darmstadt, täglich ihren Unterricht zu geben. Luise

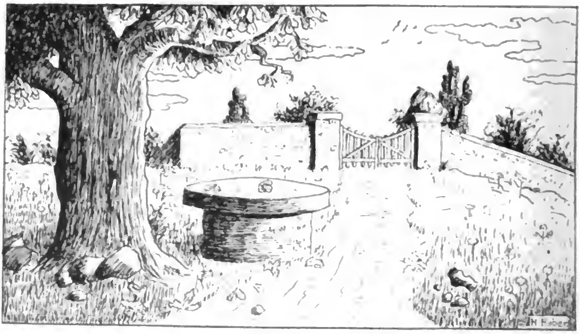


Schwester Friederike.
Nach einem Ölbild im Besitze Sr. K. H. des Herzogs von Cumberland.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

las Gellerts Gedichte und lernte Paul Gerhardts geistliche Lieder auswendig; sie füllte die Blätter ihrer Zeichenhefte mit Baumstudien und war dem alten Kantor eine willige Gesangsschülerin. Sonntags ging man abwechselnd nach Mühlheim in die reformierte und lutherische Kirche; Krankenpflege und Armenbesuche wurden nicht versäumt, — ja, die Großmutter mußte ihr das Taschengeld erhöhen, da Luise eines Tages mitleidig ihre Barschaft gespendet und dann einen Kammerdiener um ein Darlehen angesprochen hatte.

Zu Erholung und Zerstreuung wurden häufig Fahrten zu Wasser und zu Lande unternommen, im Kahn die Ruhr auf- und abwärts und im Wagen in die weitere Umgebung, denn die nähere des Schlosses haben die beiden Schwestern ungestört zu Fuß durchstreifen dürfen. Daheim, auf dem alten Herrensitz, gab es oft kleine Gesellschaften, wozu bald der Adel der Umgegend, bald die Honoratioren Mühlheims geladen wurden. Oft lud die Großmutter auch eine große Zahl von Kindern der Nachbarschaft aufs Schloß, und stets waren diese den Enkelinnen zu Spiel und Scherz willkommen: Schranken des Standes ließ man hier nicht gelten. Besondere Freundschaft hat Luise mit Hannchen, jenem Töchterlein des Läufers, geschlossen und vor allem mit Amalia Bilger, der Tochter des Amtmannes zu Broich und fürstlich hessen-darmstädtischen Hofrats Johann Heinrich Bilger; diese wohnte im Dreiherrigen Hause an der Ruhr, in dem die Prinzessin sich oft gute Hausmannskost vortrefflich hat munden lassen.

Man hat ihr Treue mit Treue vergolten: In vielen alten Häusern und Familien Broichs und Mühlheims wie in Bauernhöfen, die der Herrschaft rentpflichtig waren, werden bis heute einzelne Züge aus jener schönen Jugendzeit, auch kleine Andenken wie Tassen, Pantoffeln und seidene Schleifen als Reliquien aufbewahrt, die Luise bei ihrem Abschiede verschenkte. — Friedrich Adolf Krummacher widmete ihr 1805 seine Parabeln, die hier entstanden waren „in dem Tale des treuherzigen Landes, wo Luise einst



Der Steintisch auf dem Broicher Mühlberge.
Zeichnung im Besitze von Herrn Robert Rheinen-Broich.

wandelte, und wo ein biederes Völkchen ihren Namen mit Liebe und Ehrfurcht nennt."

In dem, auf den ersten Broicher Aufenthalt folgenden Sommer — im Juli 1788 — besuchte Luise gemeinsam mit der Großmutter Straßburg; ob die von der französischen Regierung in diesem Jahre ausgeführte Werbung von Rekruten in Broich für das Straßburger Regiment Elsaß mit dieser Reise zusammenhängt, mag dahin gestellt bleiben; vielleicht aber wollte die Landgräfin nur — wie zwei Jahre zuvor mit ihrer Nichte Therese — nunmehr mit Luise ihre jüngste Tochter Auguste besuchen. Freilich zu einer neuen Besteigung des herrlichen Münsterturmes konnte sich die Großmutter dieses Mal nicht entschließen, und so ließ sie Luise mit der Gélieu die 325 Stufen bis zur Plattform allein ersteigen. Die weite Aussicht dort oben über Straßburg und das schöne Elsaß entzückte die lebhafte Prinzessin so, daß sie ernstlich gewillt war, auch noch die übrigen 400 Stufen bis in die höchste, erreichbare Spitze des Turmes zu erklimmen. Aber die gute Gélieu protestierte ganz entschieden und erklärte, unbedingt schwindelig zu werden, so daß ihr übermütiger Wildfang denn auch gutherzig von diesem Wagstück Abstand nahm.

An den zweiten Aufenthalt in Broich schloß sich unmittelbar vom 22. August bis 7. September 1791 eine Reise mit Großmama und Friederike in die Niederlande. Sie besuchte den Haag, Amsterdam und Rotterdam; auch eine Meerfahrt wurde unternommen, deren Wiederholung aber der bösen Seekrankheit halber nicht beliebt zu sein scheint. Einzelheiten über diese Reise, besonders über den Eindruck des Meeres auf die empfängliche Seele der Fünfzehnjährigen, sind leider nicht veröffentlicht; wie tief aber das hier Gesehene sich ihr eingeprägt hat, beweist die Lebhaftigkeit ihrer Rückerinnerung daran, als sie viele Jahre später Schillers „Geschichte des Abfalles der Niederlande" las.

* * *

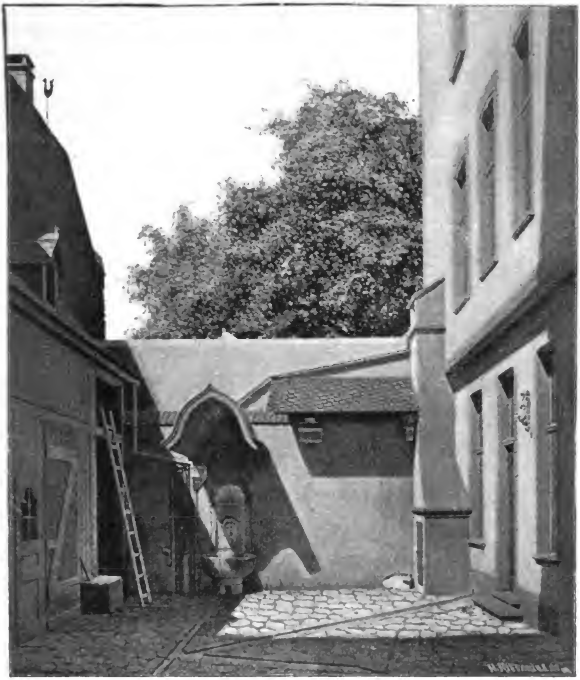
Unter den zahlreichen Ausflügen in die nähere Umgebung von Darmstadt verdienen besonders die beiden Fahrten von 1790 und 1792 zu den Kaiserkrönungen nach Frankfurt hervorgehoben zu werden. Der Wille der Großmama, daß die Enkelin diese günstige Gelegenheit, durch Schauen zu lernen, nicht versäume, wird dem Wunsche derselben zu sehen durchaus entsprochen haben; die Schilderung derartiger Festlichkeiten ist aus dem ersten Teile von Goethes „Dichtung und Wahrheit" zur Genüge bekannt.

Für die Dauer der Krönungstage Leopolds II. wurden Luise, Friederike und Bruder Georg mit der Gélieu im Oktober 1790 von den gestrengen

Quartierherren am Hirschgraben im Hause der Frau Rat Goehe einlogiert. Die Straße gehörte zu dem Bezirke des Kurfürsten von Hannover und, weil die Geschwister dort geboren waren und ihr Vater dort in Diensten stand, wurden sie diesem Bezirke folgerichtig zugewiesen; daß sie gerade in das Haus der Mutter Goethes einquartiert wurden, erklärt sich wohl — abgesehen von der Stattlichkeit seines Inneren und Äußeren — aus der Verwandtschaft des hessen-darmstädtischen mit dem weimarischen Hofe, dessen Herzog Karl August die Nichte der Frau Großmutter 1775 geheiratet hatte. Die Kinder haben hier unvergeßliche und unvergessene Stunden verlebt, frei von jeder Etikette und jedem Zwange; zwischen ihnen und der Mutter Goethes, „der Frau mit dem ewig jungen Herzen, mit dem stets heiteren Kindessinn", knüpfte sich damals ein Band, das erst der Tod gelöst hat.

Als beim Empfange die Rätin sich mit der Gélieu unterhielt, hatten Luise und Friederike im Hofe den alten Brunnen entdeckt; „er ist in origineller Weise ausgeführt und war von einem vorspringenden, malerischen Dache geschützt. Ein ausgehauener Kopf mit einem Wasserrohr im Munde ragt aus einer Nische in der Wand hervor, und durch Bewegung eines langen Hebels zur Rechten des Kopfes wird das Wasser durch eine hohe Holzröhre in einen schalenförmigen Behälter heraufgepumpt". Luise äußerte lebhaft den Wunsch, Wasser pumpen zu dürfen; die Gélieu widersprach, aber Frau Rat gab lachend die Erlaubnis und beide Prinzessinnen stürmten hinaus und pumpten nach Herzenslust; die Erzieherin wollte ihren übermütigen Zöglingen dieses wenig standesgemäße Vergnügen wehren und ihnen nacheilen in den Hof, als die joviale Wirtin sie mit sanfter Gewalt in die Stube schob und dort kurzer Hand eine Weile einschloß: „Denn ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in dem unschuldigen Vergnügen gestört hätte, das ihnen nirgendswo gegönnt war, als in meinem Hause; auch haben sie mirs beim Abschied gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren." Und in Erinnerung an diese Tage schrieb die Greisin im August 1806 ihrem Wolfgang, der in Karlsbad mit Friederike zusammengetroffen war: „Sie — die Königin von Preußen — der Erbprinz werden die jugendlichen Freuden, die sie in meinem Hause genossen, nie vergessen — von einer steifen Hofetikette waren sie da in voller Freiheit — tanzten — sangen und sprangen den ganzen Tag — alle Mittag kamen sie mit drei Gabeln bewaffnet an meinen kleinen Tisch — gabelten alles was Ihnen vorkam — es schmeckte herrlich — nach Tisch spielte die jetzige Königin auf dem Pianoforte und der Prinz und ich walzten — hernach mußte ich ihnen von den vorigen

Krönungen erzählen, auch Märchen u. s. w. Dieses alles hat sich in die jungen Gemüter eingedrückt, daß Sie alle drei es nie bei aller sonstigen



Der Hof im Goethehause zu Frankfurt a. M.
Nach der Zeichnung von Reiffenstein.

Herrlichkeit nimmermehr vergessen." — Der Vater dieser glücklichen Kinder schenkte der Frau Rat zum Danke eine schöne Dose mit seiner Brillantchiffre und dazu zwei schöne Tassen, die Frau Aja alle Zeit hoch in Ehren hielt: Wie aber Luise später der Mutter des Dichters ihre Güte und Freundlichkeit

zu lohnen und zu vergelten gesucht hat, das bildet eines der zartesten Ruhmesblätter im Ehrenkranze von Preußens Königin.

Zu der Krönung Franz' II. im Juli 1792 scheint unsere Prinzessin nur in Begleitung der Großmama gefahren zu sein, denn dieser Aufenthalt galt offenbar weniger der Erweiterung des geistigen Horizontes als gesellschaftlichen Zwecken; und Schwester Friederike — Therese lebte schon seit Mai 1789 als Gattin des Erbprinzen von Thurn und Taxis in Regensburg — hatte noch nicht das gesellschaftsfähige Alter erreicht, wogegen Luise nach vollendetem sechzehnten Lebensjahre in die große Welt eingeführt war. In Frankfurt nahm man nicht am Hirschgraben Quartier, sondern unweit des Römers bei dem, einem alten Patriziergeschlechte entstammenden Kaufmann Manskopf. In dessen Familie erzählt man sich aus jenen Julitagen: „Die Großmutter Landgräfin war im Begriff, zu einem großen Fest nach dem benachbarten Römer zu fahren. Prinzessin Luise war aber zu der angesetzten Stunde mit ihrer Toilette noch nicht fertig, und so fuhr die Großmutter, streng wie sie in solchen Dingen war, ohne auf sie zu warten, davon. In dem Momente aber, in dem der Wagen abgefahren war, kam Prinzessin Luise die Treppe herunter. Sich nicht lange besinnend, faßte sie ihr weißes Atlaskleid zusammen, rannte dem Wagen durch das bewundernde, entzückte Publikum nach und kam auch richtig zugleich mit der Großmutter vor dem Portale des Römers an.“ — Die Stimmung bei den Festen scheint etwas gedrückt gewesen zu sein: „Der Anblick, den Frankfurt damals gewährte, war von dem, welchen diese Stadt zwei Jahre früher geboten hatte, bedeutend verschieden. Frankreich war unter die Herrschaft des Schreckens gebeugt. . . . Zu schlagend war der Kontrast zwischen dem, was in Frankfurt und dem, was im benachbarten Königreiche vorging, um den Geistern zu entgehen und sie nicht peinlich zu berühren.“ So Fürst Metternich, der zum Zeremonienmeister der katholisch-westfälischen Reichsgrafen-Bank gewählt, eine der Hauptrollen bei der Kaiserkrönung zu spielen hatte; in seiner „Autobiographischen Denkschrift“ lesen wir weiter unten: „Im Hinblick auf die Umstände hatten die Feste und Zeremonien der Krönung einen vielleicht imposanteren Charakter als die der vorgängigen Krönungen. Fürst Anton Esterházy, der als erster Gesandter des Kaisers fungierte, beauftragte mich freundlichst mit der Leitung des Festes, das er nach der Krönung gab. Ich eröffnete den Ball mit der jungen Prinzessin Luise von Mecklenburg . . .“, — deren anmutig jugendliche Gestalt mit dem letzten pomphaften Krönungsfeste des altehrwürdigen heiligen Römischen Reiches deutscher Nation dadurch für immer verbunden bleibt.

* * *

Kaum nach Darmstadt zurückgekehrt, hat Luise es im Oktober wieder verlassen, denn die Lava aus dem gallischen Krater drohte siedend heiß und alles versengend über den Rhein herüberzufluten. Die Jahre der Kindheit und Jugend, der Erziehung und Lehre neigten sich rasch ihrem Ende zu. Sie haben ihr manchen Schmerz und manches Leid gebracht, aber das Maß der Freuden und des Glückes war ihr reichlicher gemessen. Unter den Gaben, die ihr das Schicksal in die Wiege legte, war die köstlichste das heitere Kinderherz voll reinen, wahren Empfindens und darum voll von Glauben und Vertrauen zu Gott und den Menschen. Daß es sich — trotz der, dem Gedeihen echten Menschentums so ungünstigen Luft fürstlich-höfischen Lebens — so ungestört und hoffnungsvoll hat entwickeln dürfen, ist das höchste Lob, das denen gezollt werden kann, welche die Kindheit und Jugend der Pinzessin Luise von Mecklenburg behütet und geleitet haben.

Die Prinzessin Braut.

Im Frühjahre 1792 hatte Frankreich an Österreich den Krieg erklärt. Im Juli verbündete sich Preußen mit Franz I. und unter dem Oberbefehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig rückten die vereinigten Heere in Frankreich ein.

Die Aufregung in Paris erreichte dadurch ihren Höhepunkt. Anfang August erstürmte man die Tuillerien und brachte die königliche Familie gefangen in den Temple; die furchtbaren Septembermorde trennten durch einen Strom von Blut das alte königliche Frankreich von dem neuen der revolutionären Republik.

Da wandte sich das preußisch-österreichische Heer am 20. September bei Valmy in der Champagne zum verhängnisvollen Rückzug. Ungestüm drängten die Franzosen nach und ihr General Cüstine besetzte schnell hintereinander Speier, Mainz und Frankfurt: Es lag am Tage, man war im stillen Darmstadt nicht sicher vor den unheimlich stürmenden Siegern.

So verließ die Großmutter im Oktober 1792 mit ihren vier Tochterkindern das Alte Palais am Markte. Die Reise — fast möchte man sagen „die Flucht“ — ging nach Hildburghausen zur Herzogin Charlotte. In heiterer Zerstreuung verlebte man hier den Herbst und Winter. Schwester Charlotte war eine große Freundin der Dichtung und Musik; zwischen ihr und Jean Paul bestand ein Verhältnis gegenseitiger schwärmerischer Verehrung und Freundschaft. „Außer einer Geliebten weiß ich nichts Schöneres,

als die süße Gestalt. . . . Die Herzogin sang, so wie man sie besingen sollte . . . Sie singt wie eine Himmelssphäre, wie ein Echo, wie aus Nachtigallen gemacht" — so hat der Dichter über sie einem Freunde geschrieben. Die „Singelotte" suchte die Geschwister und namentlich die gute Großmama ihre freiwillige Verbannung von Darmstadt vergessen zu machen. Durch mancherlei Besuche wurde sie darin unterstützt; die Ankunft des Vaters bereitete allen eine besondere Freude, zumal er die ganze Zeit mit ihnen in Hildburghausen verblieb. — So hat man hier trotz der Kriegsstürme am Rhein im traulichen Familienkreise einen schönen Winter verlebt, voll harmloser Vergnügungen und heiterer Geselligkeit.

Aber im Geheimen — auch Herzog Adolf ahnte nichts davon — wurden in eben diesem Winter folgenschwere Briefe gewechselt. Onkel Georg, stets in Geldverlegenheiten und stets vergnügt, hatte mit den hessischen Grenadieren Anfang Dezember 1792 die Franzosen wieder aus Frankfurt vertrieben. In der alten Kaiserstadt nahmen die Verbündeten ihr Hauptquartier und Onkel Georg machte die persönliche Bekanntschaft Friedrich Wilhelms II. und seiner beiden ältesten Söhne, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Ludwig. Die Gattin des Frankfurter Bürgermeisters, Frau von Olenschlager, eine geborene Mecklenburgerin, teilte ihm mit, daß man auf der Brautschau für den Kronprinzen sei und dabei auch an eine seiner — und der Königin von England — Nichten gedacht habe. Eifrig hatte sie diese Nachricht auch sogleich dem Vater nach Hildburghausen geschrieben: Der Prinz Karl gab aber ihrem Winke, dem Könige von Preußen doch in dieser Sache entgegenzukommen, nicht nach, sondern beschloß, sich zunächst abwartend zu verhalten. Immerhin sandte er seinen Vertrauten, den Geheimrat Kümmelmann zur Rekognoszierung nach Frankfurt und verwies die Frau Bürgermeister ausdrücklich an seinen Schwager, den Prinzen Georg.

Der setzte nun alle Hebel in Bewegung, um die Angelegenheit in glatte Bahnen zu leiten, denn an Schwierigkeiten hat es in diesen einleitenden Stadien nicht gefehlt; alles schien sich zu verschwören und zusammen zu tun, um Hindernisse und Hemmnisse aufzutürmen (wie wir einem Briefe der Schwester Charlotte an Therese entnehmen). Namentlich war die Landgräfin Luise von Hessen-Darmstadt, die Tante Luisens und Schwägerin Friedrich Wilhelms II., durchaus gegen eine neue Verbindung mit dem preußischen Königshause. Denn der Ton am Berliner Hofe war ja bekanntermaßen nichts weniger als sittenrein und wir verstehen die Tante vollauf, wenn sie ihre naive, unverdorbene Nichte vor dem Hauche dieses Hofes bewahrt sehen wollte.

Wodurch eigentlich dieser Widerstand dann gebrochen worden ist, bleibt unbekannt. Persönlich hat Friedrich Wilhelm II. die Herzen der Frankfurter im Sturm erobert; Frau Rat Goethe schrieb in diesen Tagen an ihren Sohn: „So wie der König von uns allen geliebt wird, ist wohl schwerlich noch ein Monarch geliebt worden — wenn Er einmal weggeht, so weine ich Dir gewiß acht Tage und vergessen wird er von uns Allen Zeitlebens nicht.“ — Frau von Olenschlager führte überdies die anders geartete Persönlichkeit des Kronprinzen ins Feld, und Onkel Georg wird wahrscheinlich voll Optimismus die Vorzüge einer solchen Verbindung betont haben, ohne sich durch irgend etwas irre machen zu lassen. „Du kannst versichert sein, alles was ich für Dich und die Deinen tun kann, geschieht ebenso, als wäre es für mich und die Meinigen, Dir dienen heißt mir selbst dienen,“ schrieb er seinem Schwager, der denn schließlich auch einwilligte, daß die Großmutter mit Luise und Friederike schleunigst zur Brautschau nach Darmstadt abreise.

* * *

Aber es schien schon zu spät, denn am 11. März 1793 waren der König und die Prinzen bereits in Darmstadt gewesen. Doch Onkel Georg und Geheimrat Kümmelmann verdoppelten ihre Ermahnungen, trotzdem die Abreise nicht aufzuschieben; so verließ die Großmutter mit ihren beiden Enkelinnen am 14. März Hildburghausen, obgleich dort für den 16., ihren Geburtstag, die umfangreichsten Vorbereitungen getroffen waren.

Am späten Nachmittage des 15. März trafen die Reisenden in Frankfurt ein und stiegen im Gasthause zum Weißen Schwan ab. Man machte Toilette und besuchte am Abend das — nur wenige Schritte entfernte — Komödienhaus. Am Eingange begegneten sie dem Könige von Preußen und die Großmutter stellte ihm ihre Enkelinnen vor. Er war — nach seinen eigenen Worten — von der Schönheit ihrer beiden herrlichen Kindeskinder so frappiert, daß er ganz außer sich war und sofort wünschte, seine Söhne möchten sie sehen und sich in sie verlieben. Nach der kurzen Begrüßung nahmen die Großmutter und die Prinzessinnen in der vergitterten Loge der Gräfin von Leiningen-Guntersblum Platz; dort trafen sie deren Tochter und Onkel Georg, in dem wir wohl den geschickten Arrangeur dieses denkwürdigen Theaterabends zu sehen haben. Seine Nichten erhoben sich bei seinem Eintritt und begrüßten ihn mit edlem Anstand: Eine Szene, welche der Kronprinz von Preußen aus seiner schräg gegenüberliegenden Loge, wenn auch infolge der Vergitterung nur unvollkommen, pochenden Herzens beobachtete.

Die beiden jungen Damen gefielen ihm sehr und er wechselte gegen Ende der Aufführung seinen Platz, um sie besser sehen zu können — freilich ohne Erfolg.



Kronprinz Friedrich Wilhelm.
Ölgemälde im Hohenzollernmuseum.
(Nach dem Hohenzollernjahrbuch, 5. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

Der folgende Tag sollte seine erregte Neugier vollauf befriedigen. Der Frankfurter Bürgermeister — richtiger sagt man wohl „die Frau Bürgermeisterin“ von Olenschlager hatte die jungen Leute bei sich zum Frühstück

geladen. Der Kronprinz war schon da, als die beiden Prinzessinnen kamen: Er stand am Eingang, als sie eintraten, erst Friederike, dann Luise. Graf Medem stellte ihn vor; beide Schwestern machten den tiefsten Eindruck auf ihn.



Kronprinzessin Luise.
Nach einem Ölbilde im Besitze Sr. K. H. des Großherzogs von Hessen.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Im Laufe des Tages erschien der König mit seinen Söhnen im Weißen Schwan, um dieselben der Frau Landgräfin Georg vorzustellen und ihr seine persönliche Aufwartung zu machen. — Am Abend gab der Kammerherr von Wrede einen glänzenden Ball, wo Friedrich Wilhelm von Preußen eifrig mit Luise von Mecklenburg-Strelitz getanzt hat; die Melodien dieser ersten gemeinsamen Tänze besorgte er ihr später, und oft hat sie dieselben in glücklicher Erinnerung an diese seligen Stunden gespielt. —

Am 17. speiste die Großmutter mit ihren Enkelinnen beim König von Preußen in dessen Hauptquartier auf der Zeil im Roten Hause (das jetzt mit in die Post verbaut ist): Friedrich Wilhelm saß neben Luise, Ludwig neben Friederike. — So eifrig auch der König und Vater seine Söhne zur Entscheidung drängte, sie wollten sich doch nicht — buchstäblich! — von heute auf morgen entschließen: Prinz Ludwig nicht, weil diese Begegnung ihn im ganzen gleichgültig gelassen hatte, denn sein Herz gehörte einer anderen, — und der Kronprinz, weil ein schneller Entschluß, zumal in einer solchen, sein ganzes inneres und äußeres Leben auf das tiefste beeinflussenden Angelegenheit seinem Wesen versagt war. Beide Schwestern hatten es ihm angetan, er war in ihrer Nähe ein anderer und sein verändertes, freieres Benehmen fiel seiner Umgebung auf; aber er schwankte noch, für welche dieser jungen Damen er sich entscheiden solle. Er fragte den Marquis Lucchesini, der ihm die ebenso vorsichtige, wie nichtssagende Antwort gab, die beiden Nichten der Königin von England seien engelhaft schön.

Friedrich Wilhelm hat sich dann für die ältere Schwester Luise entschieden, dem Wunsche seines Vaters gemäß. Und wohl ihm, daß er sie gewählt hat! Welch ein Glück, welch eine Fülle reinsten Segens er durch diese Wahl auf seinen Lebenspfad gerufen, er hat es damals noch nicht ahnen können in jener Stunde, in der das Schicksal ihn so gnadenreich beriet. —

Am 18. März erwartete die Großmutter den entscheidenden Besuch des Königs und schrieb in höchster Spannung des Kommenden ihrem Schwiegersohn, dem Prinzen Karl, nach Hildburghausen: „Kaum kann ich Ihnen sagen, daß die Dinge schnell gehen und daß es scheint, daß anstatt einer Gattin Sie zwei Heiraten auf einmal für die zwei Prinzessinnen haben können. Der König ist ganz entzückt von den beiden und er macht sich ein Vergnügen aus seinem Arrangement, daß die zwei Schwestern zusammen bleiben können. Der Graf Louconsinie (sic!) . . . hat mir beim Frühstück gesagt . . ., daß Seine Majestät denkt, mir diesen Abend davon zu sprechen, bevor er zum Speisen geht, zu dem ich bleiben muß wie auch morgen zu einem

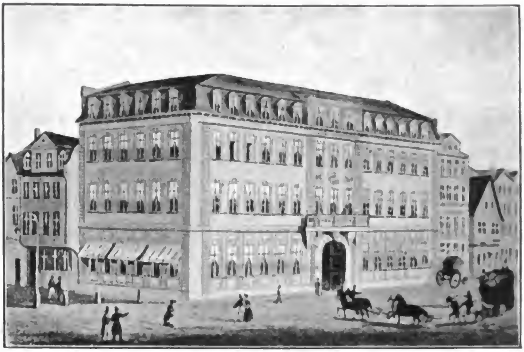
Ball bei Bethmann dem älteren. Ich schwöre Ihnen, daß ich mehr von diesem ganzen Strudel nicht ertragen kann, aber ich hoffe, übermorgen endlich abreisen zu können. Empfangen Sie meine Glückwünsche zu den brillanten Partien, welche man Ihnen bestimmt. Es scheint, daß die jungen Leute sich gegenseitig gefallen. Aber obgleich ich weiß, daß Sie zufrieden, werde ich nicht zu bemerken verfehlen, daß Ihre Einwilligung nötig ist. Wenn heute Abend nach dem Besuch und der Unterhaltung, die ich mit dem Könige haben soll, ich Ihnen nicht mehr sagen kann, ob es nur Luise ist oder alle beide, um die er anhalten wird, werde ich Herrn Kümmelmann bitten, Ihnen die Einzelheiten mitzuteilen. Niemals habe ich eine so allgemeine Billigung gesehen, wie sie Ihre Kinder hier gefunden haben. Gott wolle, daß sich alles mehr und mehr zu Ihrer Genugtuung wende."

Gegen Abend erfolgte dann die erwartete demande formelle: Friedrich Wilhelm II. begab sich in den Weißen Schwan, um für seine Söhne bei der Frau Landgräfin-Witwe den Freiwerber zu machen. Luise und Friederike wurden bedeutet, das Zimmer zu verlassen. Die Werbung wurde gnädig aufgenommen und die Großmutter „sagte nicht Nein"; ein Bote ging sofort nach Hildburghausen ab, um die Einwilligung des Vaters einzuholen. Dieser Kurier nahm den obigen Brief mit, dem die Schreiberin und Onkel Georg eiligst noch herzliche Glückwunschzeilen hinzugefügt hatten: „Das Glück dieser guten Kinder und vor allem das, vereint zu bleiben, erfüllt mich mit Genugtuung und Dankbarkeit gegen die Vorsehung."

Einige Stunden nach der Werbung des Königs traf man sich auf einem musikalischen Abend bei Metzler-Fingerlin. Der Kronprinz saß neben Luise und wagte, in die Unterhaltung leise Worte der Neigung einfließen zu lassen, die sie ohne Ziererei doch noch zurückhaltend beantwortete.

* * *

Am 19. März haben die beiden Prinzen im Weißen Schwan persönlich ihre Werbung vorbringen dürfen — und zwar nicht in Gegenwart der Großmutter. Jedes Paar wurde vielmehr in einem Zimmer allein gelassen, ohne Zeugen und Etikette. Der Kronprinz brachte anfangs vor Freude und Verlegenheit unter vielem Stottern nur unzusammenhängende Phrasen heraus, dann aber faßte er sich Mut und trug ohne viel Umstände sein Anliegen vor. Sie standen am Fenster, Luise mit dem Rücken an die Wand gelehnt; seine ungeschickte Erklärung nahm sie mit einer engelhaften Miene auf und willigte mit jungfräulicher Bescheidenheit, aber herzlichem Ausdrucke ein. —



Gasthof zum Weißen Schwan.
(Nach dem Hohenzollernjahrbuch, 5. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

So hat der Bräutigam selbst diese Stunde geschildert, indem er schließt: „Ich fragte, ob ich dürfte, und ein Kuß besiegelte diesen feierlichen Augenblick.“ — —

Es folgten nur noch zwei Tage des Beisammenseins, denn die Großmutter drängte nach Darmstadt. In diesen hat Luise an ihre Schwester Therese in Regensburg die Worte geschrieben: „Engel meines Herzens, seid stets die Gleiche gegen mich. Ihr könnt nicht glauben, wie zufrieden ich bin. Der Prinz ist außerordentlich gut und gerade, kein unnötiger Schwarm von Worten begleitet seine Reden, sondern er ist erstaunend wahr! Kurz, mir bleibt nichts mehr zu wünschen, denn der Prinz gefällt mir; wenn er mir z. B. sagt, daß ich ihm gefalle, daß er mich gut findet, kann ich es glauben, denn er hat mir noch nie geschmeichelt. Eure Freundschaft bleibt mir, mein Engel, Eure heißen Bitten und Euer Segen werden mir überallhin folgen, ich kann also nur glücklich sein. Lebwohl, mein Engel, der Prinz kommt. Louise.“

Gewiß, keine leidenschaftliche, glühende Liebe atmet uns aus diesen Zeilen entgegen, sondern — was mehr ist — die ruhige, felsenfeste Gewißheit, in diesem guten, grundehrlichen, über alle Worte unverfälscht und wahr empfindenden Manne die richtige Wahl getroffen zu haben.

* * *

Am 22. März — dem auf die Abreise der Bräute nach Darmstadt folgenden Tage — verließen auch der König und die Prinzen Frankfurt, um die Belagerung von Mainz endlich energisch in Angriff zu nehmen. Das dauerte bei der „zentnerschweren Langenweile“ volle vier Monate und der Kronprinz hatte dreimal sein Quartier zu wechseln; zunächst marschierte er über Wiesbaden und Oberingelheim nach Guntersblum, wo er bis Mitte Mai als Kommandeur der Reserven verblieb. Sehr kriegerisch war seine Seele nicht gestimmt, zumal er sich von Anfang an von der Notwendigkeit dieses ganzen Feldzuges nicht hatte überzeugen können. Jetzt war sein Hauptaugenmerk nur darauf gerichtet, seiner reizenden Braut so oft wie möglich zu schreiben und sie so oft wie möglich zu besuchen: Am 24. März war er schon wieder bei ihr in Darmstadt und am 26. schrieb er an sie aus Wiesbaden den ersten uns erhaltenen Brief. Er beginnt: „Ich benutze, sobald es mir möglich ist, die Erlaubnis, die Sie mir gegeben haben, Ihnen zu schreiben, und ohne Kompliment, wie Sie es wünschen, meine entzückende Freundin. Verzeihen Sie mir diesen letzten Ausdruck, aber er kommt von Herzen, denn nichts ist wahrer. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen alles das wiederholen soll, was ich Ihnen mündlich während der kurzen Zeit gesagt habe, die ich wagte, Ihnen von dem zu sprechen, was mir in der Tat das Teuerste auf der Welt ist.“ Er schließt mit der Nachschrift: „Ein Wort der Erwiderung würde mich trösten für einige Augenblicke über den Kummer, mich von Ihnen vielleicht für lange getrennt zu sehen.“

Luise hat, wie jede Braut in gleichem Falle, umgehend geantwortet: „Bei meinem Erwachen empfing ich Ihren Brief, der mich vor Freude außer mir machte; alles, was Sie mir darin Freundschaftliches sagen, ist sehr beschaffen, in mir den Entschluß zu bestärken, mein ganzes Leben zu versuchen, Ihre Freundschaft zu verdienen, welche, ich gestehe es Ihnen, mir sehr teuer ist.“ Dem Briefe lag ein „apartes Zettelchen“ bei, dessen erste Hälfte also lautet: „Sie werden vielleicht bemerkt haben, teurer Freund, daß es viele Dinge in Ihrem Briefe gibt, die ich mit Schweigen übergehe. Wundern Sie sich darüber nicht, Papa und Großmama haben gewollt, daß ich ihnen meinen Brief, den ich Ihnen schrieb, zeige, und die letztere vor allem hat mir über alles empfohlen, Ihnen nicht zu zärtlich zu schreiben. Schön, ‚daß die Gedanken und Empfindungen zollfrei sind‘ und sie jenen keine Vorschriften machen kann. Vernehmen Sie, teurer Prinz, daß die Namen ‚Freundin, liebe Luise‘, alles dieses mir ein wirkliches Vergnügen gemacht hat; nennen Sie mich immer wie Sie wollen, in meinem Leben wird es mir nicht in den Sinn kommen, das böse zu finden, im

Gegenteil, es macht mich vergnügt. Es scheint mir, daß — da wir vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an natürlich und ohne Zwang beisammen waren — daß ich Ihnen den Grund hätte sagen sollen, warum in meinem Briefe ein gewisser gezierter Stil herrschte, der mir durchaus nicht natürlich ist; ohne dieses würden Sie glauben können, daß ich gegen Sie verändert wäre, und ich schwöre Ihnen, daß das nicht der Fall ist. Im Gegenteil, nein, Sie sind mir nicht gleichgültig und Sie kennen meine Gefühle für Sie; so habe ich nicht nötig, Ihnen zu wiederholen, ‚daß ich Ihnen recht herzlich gut bin'. Seien Sie stets derselbe gegen mich. Ich gestehe Ihnen, daß mein Herz unfähig ist, sich zu verändern."

Inzwischen trafen Ende März und Anfang April der Vater und die Schwestern mit ihren Männern zur bevorstehenden Verlobungsfeier Luisens und Friederikens in Darmstadt ein. Die älteren Schwestern hatten mit innigem Anteil die Entwickelung der Dinge aus der Ferne verfolgt; so hatte Charlotte an Therese geschrieben: „Urteilt, wenn die Sache gelingt, welches Glück für die beiden, für ihr ganzes Leben vereint zu sein. Das ist der Wunsch, den sie immer hatten, und das einzige Glück, das ich beneide. Der Himmel möge sie segnen, diese teuren Gegenstände unserer Zärtlichkeit, er möge ohne Aufhören wachen über dem Glück ihrer Tage." Der Vater war in „rosenfarbener Stimmung" und Bruder Georg hatte sich vor Freude über die Frankfurter Neuigkeit „auf dem Fußboden gerollt".

So sehen wir überall in diesem Familienkreise gemeinsame, selbstlose Freude über die Doppelverlobung herrschen und begreifen vollauf, wie dem Kronprinzen das Herz aufgehen mußte bei dem heiteren Lachen und munteren Gesprächen mit diesen lieben, offenen Menschen. Am 5. April war er wieder den ganzen Tag „von morgens 9 bis 8 Uhr abends" mit seiner Braut zusammen. „Der Kronprinz — erzählt Fräulein von Gélieu — sah im Vorzimmer Kartons, die ein Frankfurter Jude geschickt hatte, öffnete sie, um zu sehen, was es wäre, und bat die Prinzessin Luise, sich ein Caraco [Leibchen mit Schößen] zu wählen, das Seine Hoheit ihr anbieten wollte, wogegen sie keine Schwierigkeiten machte. Es ist von feinem Schleiertuch, prächtig in offenen Rosen und Knospen gestickt und kostet 110 Gulden." Der Marquis Lucchesini schrieb über den Bräutigam an seine Gattin: „Du würdest erstaunt sein, mein Engel, wenn Du den Kronprinzen sähest verliebt, wie man es selten ist; er sucht zu gefallen und infolge dessen sich liebenswürdig zu geben." —

Am 4. April hatte der Brautvater Prinz Karl dem Könige von Preußen seine Aufwartung gemacht; sie einigten sich auf den 24. April, an dem in Darmstadt die offizielle Verlobungsfeierlichkeit vor sich gehen sollte. Nun

strömte dorthin die ganze zahlreiche Verwandtschaft der Bräute, um Zeuge der wichtigen Handlung zu sein, die um 1 Uhr genannten Tages vor sich ging. Friedrich Wilhelm II. wechselte voll Würde und väterlicher Rührung selbst die Ringe — und führte so mit Wohlgefallen und Befriedigung das



Therese, Prinzessin von Thurn und Taxis.
Nach einem Pastellbild im Besitze Sr. K. H. des Herzogs von Cumberland.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Werk zu gutem Ende, das er zum Segen Preußens und seines Hauses im alten Frankfurt eingeleitet hatte.

* * *

Dann wurde es wieder still, recht still im kleinen Darmstadt: Die Geschwister und Verwandten fuhren heim, und auch des Kronprinzen Besuche wurden notgedrungen seltener, namentlich seitdem er Mitte Mai Guntersblum mit Bodenheim als Quartier hatte vertauschen müssen. Doch der König

und Schwiegervater in spe lud seine anmutigen Schwiegertöchter zum Besuche eben dieses Lagers ein; Friederike hat dieses Erlebnis in ihrer frischen, anschaulichen Art folgendermaßen geschildert: „Es war ein köstlicher Tag, aber es war kalt und ein Hagel und ein abscheulicher Regen. Wir kamen gegen Mittag in Bodenheim an und stiegen beim Kronprinzen ab, wo sich auch mein Partner fürs Leben befand. Nach der Parade kamen eine Menge Offiziere zu uns. Um 1 Uhr ließ der König uns rufen ‚und wir erschienen auf Befehl des Herrn, zwar nicht ohne Ängstlichkeiten', und denken Sie sich, denken Sie sich meine Verlegenheit, daß ich so gesetzt war, als erste aus dem Wagen zu steigen. Der König ist sehr gut einquartiert, er war am Tor des Hofes, um uns zu empfangen, der ganze Hof angefüllt mit Leuten, mit Offizieren, um uns zu empfangen, ich errötete vor Verlegenheit. Der Prinz Louis Ferdinand betrachtete uns mit durchbohrendem Blick, er ist sehr liebenswürdig. Dann dinierte man und speiste sehr lange, ‚und obgleich wir im untertänigsten Respekt waren, so war die übrige Gesellschaft doch sehr lustig.' Louise und ich waren es nicht so sehr, wissend, daß wir auf dem Armsünderstuhl saßen, ‚denn aller Augen warteten auf uns'. Nachdem der Kaffee genommen war, begleitete uns der König bis zum Wagen und, nachdem wir noch alle diese Herren und Prinzen beim Kronprinzen gesehen hatten, begleiteten sie uns alle zu Pferde und wurden zum Dank bis auf die Haut durchnäßt. Wir haben die Schönheit des Lagers nicht gesehen, das heißt, weil die Soldaten unter den Zelten verborgen waren, haben wir nur den linken Flügel und die Mitte des Lagers gesehen. Wir haben dem General Kalckreuth in Marienborn Besuch gemacht, welcher — in Parenthese — in einem Irrenhause wohnt. Dann waren wir bei dem Herzog von Weimar in seinem Zelte, dort haben wir Tee und Liköre getrunken, und zum Überfluß der Annehmlichkeit war der Wind unverschämt genug, uns die Unterröcke bis zu den Knieen aufzuheben, denken Sie." — Goethe, der in sein Zelt „geheftelt" die Prinzessinnen Bräute „auf das Genaueste" beobachtete, schrieb über sie in sein Tagebuch der Belagerung von Mainz: „Wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird."

Der Zweck — oder sollen wir sagen Vorwand? — dieses Besuches im Lager bei Bodenheim am 28. Mai bestand in der Rücksprache über den künftigen Hofstaat des kronprinzlichen Paares. Der König selbst bestimmte die Frau von Voß zur Oberhofmeisterin, eine ganz vortreffliche Wahl; Henriette und Doris von Viereck sollten Hofdamen werden, von Schilden Kammerherr und von Massow Hofmarschall; dieser vereinigte mit körperlicher

Schwerfälligkeit den lebhaftesten Geist und bildete später ein Element frischen Humors am Hofe des kronprinzlichen Paares.



Kronprinzessin Luise.
Stich nach N. Lauer im K. Kupferstich-Kabinett zu Berlin. Originalaufnahme.

Die künftige Häuslichkeit, die sich so greifbar vor Luisens Augen aufbaute, hat sie mit überquellender, an Ausgelassenheit streifender Freude erfüllt. Ihre Briefe aus dem Juni 1793 atmen diese Stimmung bräutlichen Übermutes in solch köstlicher Naivität, daß wir einige Auszüge aus ihnen zu-

nächst folgen lassen müssen. Am 1. Juni schrieb sie dem Kronprinzen: „Obgleich ich Ihnen schreibe, esse ich einen ausgezeichneten ‚Pfannen-Kuchen', welchen die ‚Hofrätin' mir hat ‚gebacken'. Ich wünschte nur, Ihnen davon einen Bissen geben zu können, denn er ist ausgezeichnet, aber das ist nicht der einzige Grund, warum ich Ihnen davon geben möchte, denn um Ihnen davon zu geben, ist Ihre Gegenwart unbedingt notwendig." Den Brief vom 7. schließt sie: „Die Früchte, hoffe ich, werden bald reif sein; ich wenigstens, wenn ich eine Kirsche wäre, würde in einem Tage reifen, meine Wangen sind schon ganz feuerfarben. . . . Ich esse eben beim Schreiben köstliche Klöße mit Brot und Butter; wenn Großmama das bei Tische merkt, so wird Luise, obgleich sie eine Braut ist, einen tüchtigen Wischer kriegen." Am 30. lautet der Briefschluß: „Ich tu nichts als singen und tanzen, sodaß alle Welt glaubt, daß mir die Hitze ein wenig zugesetzt hat. . . . Ich werde so glücklich sein, wenn ich Sie wiedersehe, daß ich, glaube ich, im stande bin, wie Herodes' Töchterlein ein Solo vor der ganzen Armee zu tanzen nach der Melodie: Wenn's immer, wenn's immer so wär . . . Die alten Schartäken, nämlich die Wägen, fahren vor, die alten metallenen Klocken läuten, und ich, ich habe keine Lust in die Kirche zu gehen. Gott verzeihe mir's. Adieu, Altesse royale de mon coeur . . . Ich muß fort in Kirch gehen, sonst schlägt mich mey alt Großmäme." Einen dieser Briefe unterzeichnet sie „als die très humble, et très obéissante, soumise devouée, attachée, affectionnée servante Louise, princesse de Mecklenbourg, von dem hochadlichen Haus."

*   *
*

Doch auch ernste Gedanken und ein tiefes Bildungsbedürfnis hatten neben heiterem Liebesgetändel in jenem Juni in ihrer Seele Raum und machten sich gebieterisch geltend; damals bat sie ihren Seelsorger Inspektor Lichthammer um die Besorgung von Mendelsohns Phädon. „Ich reiße mich los von jenem herrlichen Buche, welches Ihre Güte mir vor einiger Zeit gab, um nicht boß Ihnen meinen Dank noch einmal mitzuteilen, sondern ich füge die Bitte hinzu, mir das Buch Mendelsohns von der Unsterblichkeit von Frankfurt kommen zu lassen. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr glücklich mich das Buch macht, die Lehren, die es enthält, sind so wahr, so treffend und gut, daß es mir ein wahrer Schatz für meine Seele geworden ist. Meine Seele wünscht außerordentlich sich zu bilden und sich nützliche Kenntnisse der Menschen, des Geistes der vergangenen Welten zu sammeln. Verhelfen Sie mir dazu, ich bitte Sie. Ich beschäftige mich immer, aber

was ist eine Monat-Schrift, eine hübsche Zeichnung oder eine schöne Sonnatte für den Geist? Es zerstreuet sie wohl, aber gibt ihr keine Kraft, denn so gut wie der Körper nicht von Anschauen und Anhören leben kann, ebensogut kann die Seele keine Fortschritte machen, wenn sie keinen Stoff zum Denken hat." —

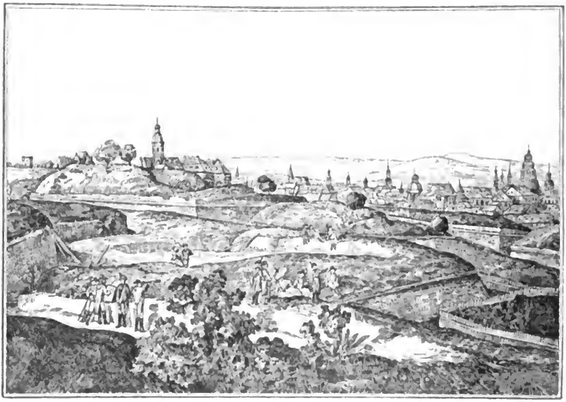
Ihren Bräutigam zu ähnlicher Lektüre zu veranlassen, mühte sie sich damals — und später — vergebens; er wollte lustig unterhaltende Bücher lesen, denn sein Lagerleben erschien ihm an sich schon ernst und trübe genug. Mitte Juni war er von Bodenheim mit zwei Gardebataillonen nach Marienborn aufgebrochen, auch der König hatte dorthin sein Hauptquartier verlegt. Obgleich die Belagerung des nahen Mainz nun in ihr kritisches Stadium trat, und die schweren Belagerungsgeschütze täglich ihre unheimliche Sprache redeten, so ist dadurch der Verkehr der Liebenden nicht beeinträchtigt worden; sie bauten sich nach wie vor ihr Reich in Glück und Liebe, als ob um Darmstadt alles in tiefstem Frieden wäre. Von Marienborn kam der Kronprinz oft herüber und in Großgerau begegnete man sich auf halbem Wege; auch die Großmutter schloß sich nicht aus, wie Luisens Brief vom 3. Juli ausdrücklich bezeugt. Er ist ausnahmsweise in deutscher Sprache geschrieben und lautet:

„Eben komme ich von der Großmama, welche mir aufgetragen hat, Ihnen viele Komplimente zu machen, und Ihnen zu sagen, sie täte alles in der Welt um Ihnen Vergnügen zu machen, und mit Freude gieng sie nach Großgerau um Ihnen dorten zu empfangen und Ihnen mit einem kleinen Mittagessen zu tractieren, welches sie aber schon zum voraus entschuldiget, und um Schonung bittet, weil sie die Küche des Herrn Engeroffs gar nicht kennet. Ich bitte bei Ihnen auch um Schonung, wenn mein Gesicht vielleicht etwas weniges von der Sonnenhitze verbrannt ist, ich denke aber, Gesundheit gehet vor alles, und da gehe ich auch recht fleißig spazieren, welches sich aber nicht mit der angeborenen Koketterie des Frauenzimmers verträgt; glauben Sie daher tout bonnement, daß ich es nicht bin. Ich versichere Ihnen, ich ärgere mich recht herzlich, daß ich Ihnen so öfters Schreiben muß, denn es ist ganz natürlich, daß ich Ihnen zuletzt mit meinen Briefen Langeweile und Überdruß verschaffen muß, aber sagen Sie selbst, habe ich Schuld daran? gewiß nicht; . . . aber Sie wissen, man ist nie dümmer, als wenn man wünscht recht artig und klug und angenehm zu sein, da dies mein Wunsch nun immer ist, wenn ich an Sie denke, so ist die Folge davon unvermeidlich und deswegen Nachsicht! . . . So eine infame Feder besinne ich mich nicht gehabt zu haben. Sie ist wie ein Besenstiel

so dicke. Wenn Sie mit meinem Geschmiere zu Ende sind, werden Sie sagen: Pfui Teuffel, wie hat die Jungfer Luise geschrieben. Gnädiger Herr, sie kann nichts dazu, und damit Amen. — Luise von M."

Außer in Großgerau traf sich das Brautpaar auf Schloß Kranichstein und auf Onkel Georgs Besitzung Braunshardt, wohin Luise und Friederike seit Mitte Juli, von der Gélieu begleitet, übergesiedelt waren. Vom Marsarden=zimmer aus konnten die Bräute hier die Beschießung von Mainz beobachten und sich der Fortschritte preußischer Waffen freuen; der schöne Schloßgarten sah oft ein glückliches Brautpaar. Auch die Landgräfin=Tante kam nach Braunshardt herüber und sie — die ja anfangs gegen diese Verbindung gewesen war — äußerte jetzt ein über das andere Mal: „Ach, es ist e gar zu ehrlicher Mann, der gut Kronprinz, ich hab en gar zu lieb."

Endlich am 22. Juli ergab sich die belagerte Stadt, und Luise besuchte mit dem Kronprinzen das bezwungene, goldene Mainz. Aber damit hatte auch wieder die Stunde der Trennung geschlagen und am 26. winkten Luise und Friederike aus den Fenstern von Braunshardt dem Kronprinzen den Abschiedsgruß: Er zog in die Pfalz, um auch von dort die Heere des Konvents verdrängen zu helfen.



Mainz nach der Übergabe. Aquarell von Krauß 1793.

So sollte Luise zu ihrem Schmerze den 3. August, den Geburtstag ihres Bräutigams, nicht mit ihm verleben dürfen; sie sandte ihm einen herzigen Glückwunschbrief und als Geschenk einen tragbaren Schreibtisch nebst ihrem — noch völlig unbenutzten — Malkasten. Zwei Tage später kam Friedrich Wilhelm nach Braunshardt herüber; die gemeinsam verlebten Stunden erfüllten Luise aufs neue mit der schönen Gewißheit: „Ich finde immer mehr, daß wir vortrefflich zu einander passen, und ich verspreche mir eine recht glückliche Zukunft. Ja, mein teurer Prinz, ich werde sicher glücklich mit Ihnen, denn Sie sind gut.“

Am 10. August fuhren beide nach Mannheim zur Tante Auguste von der Pfalz, welche das Brautpaar auf dessen Anregung bereitwilligst und gern zu sich eingeladen hatte: Hier haben sie glückliche Wochen fast ungestörten Beisammenseins verlebt — und was kann Brautleuten Lieberes geschehen? Am Hofe zu Mannheim ging es lustig her, Musik und Tanz, Spiel und Theater lösten sich unaufhörlich ab, und der leidige Dienst rief den Kronprinzen nicht allzu häufig zur Armee nach Landau.

Aber auch diese schöne Zeit konnte nicht ewig dauern: Ende August mußte Luise zur Familie zurück, welche im Fürstenlager zu Auerbach an der herrlichen Bergstraße den Spätsommer verlebte. Die Braut hat sich gut über die Trennung getröstet: „Es ist wahr, daß ich mit Bedauern Mannheim verlassen habe, aber dennoch weniger, als ich geglaubt hatte, und das ist auch natürlich; die Freude Auerbach wiederzusehen, das ich so außerordentlich liebe, und dort andere Verwandte und Freundinnen wiederzusehen, alles dies hat beigetragen meinen Schmerz zu mildern, mich von der teuren Pfalzgräfin getrennt zu sehen . . . man muß des Guten auch nicht zu viel haben.“ Auch hier hat der Kronprinz sie besucht, und die prächtigen Wälder dieses gesegneten Fleckens deutscher Erde schauten die letzten Zeiten ihres gemeinsam verlebten bräutlichen Glückes.

* * *

Von anfangs September bis Ende November sahen sie sich nicht wieder. Der Kronprinz erhielt den Oberbefehl über die Belagerungsarmee von Landau — und in Darmstadt, wohin Luise zurückkehrte, traten ernstere Fragen in den Vordergrund: Der Abschied und die Vermählung begannen immer näher zu rücken, und dahinter lag — nein, drohte wie ein böses, unbekanntes Etwas das fremde, große Berlin. Ursprünglich hat man — wie ja auch nicht anders zu erwarten — als selbstverständlich angenommen, daß die Hochzeit in Darmstadt gefeiert und von dort die Bräute in ihr neues Heim geholt werden würden. Aber am 20. September meldet die Gélieu nach

Regensburg, die Hochzeit werde wahrscheinlich nicht in Darmstadt sein, weil sich die Landgräfin sehr stark widersetze, „da sie nicht die Ausgabe von acht reichen Roben dafür u. s. w. machen könne". Da hat der König von Preußen sich das Vergnügen, dieses Fest zu bestreiten, denn nicht nehmen lassen; er erlaubte, daß die — eben nicht große — Mitgift seiner Schwiegertöchter nur für ihre Ausstattung verwendet werde. So wurden die Seidenstoffe in Lyon bestellt, denn sonst — schrieb Luise ihrem Verlobten — könnten sie sich in Berlin nicht sehen lassen: „Wir haben ja nichts, rein gar nichts anzuziehen."

Und dann das Abschiednehmen! „Diese Damen," schrieb die Gélieu schon Ende September deren Schwester Therese, „können nicht an ihre Abreise denken, ohne Tränen zu vergießen, vor allem die ältere. Ich ermahne sie, oft daran zu denken, um zu versuchen, sich daran zu gewöhnen und sich ins Unabänderliche zu fügen. Aber ach! Ich ahme sehr die Prediger nach, welche sagen: Tut, was wir sagen, und nicht, was wir tun. Welch fürchterliche Augenblicke! Predigen Sie Ihnen ein wenig, ich beschwöre Sie darum, wenn Sie Ihnen schreiben; vielleicht macht es mehr Eindruck von Ihrer Seite . . ." Auch Friedrich Wilhelm gegenüber verhehlte Luise diese ihre Stimmung nicht: „Obgleich ich Sie liebe und obgleich ich hoffe, Sie glücklich zu machen, hat es schon vergossene Tränen gegeben, bei dem Gedanken an den grausamen Abschied, der mich erwartet."

Doch der Kronprinz fühlte sich jetzt ganz als Soldat und antwortete ihr am 12. November: „Obgleich ich gestehe, daß ich wünsche, bald das Heer zu verlassen — sehend, daß es nichts zu tun geben wird — muß ich dennoch sagen, daß es mich immer einige Schmerzen kostet, die Truppen zu verlassen, da ich ihnen in der Tat ergeben bin, und, meiner Treu, wenn wir einen dritten Feldzug haben sollten, wäre es mir unmöglich, nicht dabei zu sein." Aber dazu kam es nicht, vielmehr traf der Bräutigam Ende November auf der Rückreise von Landau über Frankfurt nach Berlin zu kurzem Besuch in Darmstadt ein. Dieses letzte Beisammensein vor dem Wiedersehen in Potsdam erfüllte Luise mit der erneuten Zuversicht künftigen Glückes, und nach seiner Abreise schrieb sie dem Kronprinzen: „Sie sind ein ausgezeichneter Mensch und ich verspreche mir ein vollkommenes Glück, nicht ein romanhaftes Glück, aber sicher werde ich so glücklich werden, wie zwei Gatten, welche sich lieben, welche Gefallen aneinander haben, es werden können. Sagen Sie mir, haben Sie nicht dieselbe Hoffnung? . . . Ich umarme Sie und bin für das Leben Ihre treue Freundin und bald ‚Herzeliebes Weibchen' Louise."

Die ersten zwei Wochen des Dezember brachten viel Unruhe ins Alte Palais, denn Friederike und Luise hatten sich reisefertig zu machen. „Ich weiß weder," schreibt sie an den Kronprinzen, „wo mein Kopf ist, noch ob ich in einer Kammer bin oder auf dem Römer in Frankfurt, denn auf Ehre, es ist da kein Unterschied . . . die Treppen sind nicht mehr brauchbar wegen der Menschen, welche Kleider, Chemises [Kleid mit Schleppe ohne Garnitur], Körbe, Koffer u. s. w. u. s. w. tragen."

Aber noch größer war die Unruhe im Herzen der Braut, die das stille Darmstadt und die sonnigen Gefilde des Rheins mit Berlin und der sandigen Mark vertauschen sollte. „Meine Verlegenheit in Berlin anzukommen, wächst mit jedem Augenblick, deshalb . . ., mein teurer Prinz, bitte ich Sie aller Welt mitzuteilen, daß ich einfach bin. . . . Es ist sicher, daß sich Dornen auf meinem Wege finden werden, denken Sie, wie jung ich bin und wie wenig Erfahrung ich habe, im Anfang keine Freundin, und ich fürchte in der Folge auch nicht, denn — unter uns gesagt — so viel ich von den Frauen Berlins habe sprechen hören, verdienen sie nicht meine Freundschaft."

Dann versichert sie den Bräutigam, wie sehr ihre Furcht vor der Abreise sich vermindert habe, da sie doch hoffen dürfe, bald mit ihm in das traute Darmstadt zurückkehren zu können; „wenigstens ist das mein einziger lieber Gedanke, den ich hege, immer hoffend, daß sich nicht so viel Schwierigkeiten einstellen werden, welche die Ausführung alles dessen verhindern, was ich hoffe. ‚Gott gebe seinen Segen dazu'."

Der Glaube an seinen Segen hat ihr Mut und Vertrauen eingeflößt zu dem großen entscheidenden Schritte, dem inhaltsschwersten im Leben des Weibes. „Gott wird uns alle beide segnen und wir werden glücklich und zufrieden sein . . . ich bin gewiß, daß Gott mir Kräfte geben wird, daß er mich leiten wird und nicht verlassen."

Und so ist sie dem Manne ihrer Wahl pochenden Herzens und doch vertrauender Seele entgegengezogen mit dem Geständnis und der Bitte: „Sie sind die Quelle meines Glückes, mein zärtlich geliebter Freund. . . . ‚Seyn Sie mein Beystandt . . . und mein Rath, Sie werden keine Undankbare an mir finden'."

Die Frau Kronprinzessin von Preußen.



Vermählungsmedaille.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch. 1. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

Am 11. Dezember 1793 hatten die Gepäckwagen Darmstadt verlassen. Zwei Tage später, morgens 4 Uhr, folgten die Prinzessinnen Bräute, begleitet von Vater, Großmutter und Bruder Georg, in „einem ganz neuen englischen Wagen, herrlich, sehr, sehr hoch, flaschengrün und ein rotes Untergestell“! Ein Feuer in der Nähe des Alten Palais hatte alle vorzeitig geweckt und beim Scheine der Flammen fuhr man aus Darmstadt hinaus, „dem Ort, den man liebt und wo man wahre Freunde läßt“. — Es wird ein tränenreicher, schmerzlicher Abschied gewesen sein, und man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß im Herzen Luisens die bange Erwartung mächtiger gewesen ist wie die jubelnde Freude.

Die Reiseroute war sorgfältig und möglichst bequem gewählt, und doch verstehen wir vollkommen die Sorge des Kronprinzen um die Gesundheit seiner zärtlich Geliebten: „Die Wege sollen abscheulich sein, und ich fürchte, daß Sie außerordentlich ermüdet und abgemattet hier ankommen. Wenn nur Ihre Gesundheit dabei nicht leidet, das ist die Hauptsache. Wenn Sie diesen Brief erhalten,“ schrieb er am 17. Dezember, „wird es zu spät sein, Sie zu bitten, sich sehr vor Erkältungen zu hüten und Ihre kleine Gesundheit zu schonen, aber ich schmeichle mir, daß Sie sehr darauf acht gegeben haben, da ich Sie sehr inständig vor der Abreise darum beschworen habe.“ Die Reisetoilette beschreibt Friederike also: „Wir werden Amazonen anziehen, nach der neuen Mode angefertigt mit einem schleppenden Unterrocke von blauem, türkischen Kaschmir, eine weiß und grün gestreifte Weste, einen schwarzen Biberhelm mit goldnen Quasten und schwarzen Federn, aus London kommend, einen flaschengrünen Pelz und weißen Pelzrock.“

Am achten Tage der Reise langte man über Würzburg, Hildburghausen und Leipzig in Dessau an, wo Luise einen Brief ihres Bräutigams erhielt, der ihr endlich die mit begreiflicher Ungeduld erwarteten Nachrichten über all das brachte, was ihrer in den nächsten Tagen harrte. Der Kronprinz schrieb ihr, wie und von wem sie in Potsdam empfangen würde, welche Feste in Berlin bis zum Neujahr stattfänden und welche Ehrungen man vorbereitete: „Nicht weit von meinem Hause, am Ende der Linden, wird an einem allmächtigen Ehrenbogen gearbeitet, wo Sie von den hiesigen Stadtjungfern werden empfangen werden. An Carminas wird es Ihnen nicht fehlen.“ In rosigster Bräutigamslaune plaudert er von ihrem Hofstaat, gibt ihr Toiletteanweisungen — „en angloise, das heißt in kurzen Ärmeln“ — und versichert ihr wieder und wieder, mit welcher Spannung und Neugier sie von allen Seiten erwartet werde: „Meine Mutter vor allem quält mich auf eine unbegreifliche Art, um die Gestalt Ihrer Nase zu wissen, und ich soll ihr genau die Ähnlichkeit und die Fehler, welche sich auf Ihren Bildern finden, im einzelnen angeben.“ — Wohl werden diese herzlichen, von innigster Liebe durchwehten Zeilen ihrer Seele wohl getan und das Zittern und Zagen ein wenig gemildert haben.

Am 21. Dezember — die Sonne war bereits untergegangen — näherten sich die Reisenden Potsdam; bei Baumgartenbrück, wo die Havel aus dem mächtigen Schwielowsee tritt, wurden sie von berittenen Bürgern der Stadt empfangen, die im Schmucke mecklenburgischer und preußischer Farben prangten. Eine Schar von Postillonen schmetterte ihnen ein fröhliches Willkommen, eine Abteilung der stattlichen Garde du Corps eskortierte. Das Brandenburger Tor war festlich geschmückt, die ganze Stadt in freudigster Erregung, die Einzugsstraße — seitdem Luisenstraße genannt — strahlte im Glanze ihrer hell erleuchteten Fenster und der weithin flammenden Fackeln. So erreichte man um 6 Uhr abends das Stadtschloß: Hier wurden die Schwestern feierlich und mit Ehrerbietung von ihrem Hofstaate und den Offizieren der Garnison empfangen — am herzlichsten aber von ihren Verlobten. Der König war nicht erschienen — zur Freude des Kronprinzen, denn um so ungezwungener war das erste Beisammensein auf märkischem Boden, von dessen Einzelheiten uns freilich niemand etwas verraten hat.

* * *

Am 22. Dezember — es war ein milder, kaum winterlicher Sonnentag — waren der Kronprinz und Prinz Ludwig schon früh nach Berlin vorausgeeilt, als Luise und Friederike mit der Frau von Voß und der Gräfin Brühl den



Kronprinzessin Luise.
Büste von G. Schadow 1794.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 1. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

großen, goldenen Galawagen bestiegen. „Durch zahllose Triumphbogen“, von einer schaulustigen, freudig bewegten Menge auf dem ganzen, langen Wege förmlich umdrängt, fuhr man der Hauptstadt Preußens entgegen.

Um 1 Uhr war Schöneberg erreicht, wo der Wagen ein neues Gespann von acht Pferden erhielt. Dann folgte der eigentliche Einzug in Berlin,

„er war süperb, aber dauerte sehr lange“. Sechsundvierzig Postillone ritten an der Spitze des Zuges, daran schlossen sich die Gilden, Gewerke und Korporationen, alle in bunten, malerischen Trachten, ein Teil der Garde du Corps in der großen Uniform bildete wieder die Eskorte. Am Potsdamer Tor begrüßte der Magistrat in der Braut des Kronprinzen die künftige Königin. Dann fuhr man durch die Leipziger- und Wilhelmstraße bis zu den Linden, unausgesetzt an Tausenden jauchzender Menschen vorbei. Unter den Linden — dort, wo sich jetzt das herrliche Denkmal Friedrichs des Großen erhebt — war eine gewaltige Ehrenpforte errichtet, reich mit Säulen, Figuren, Inschriften und Bildern geschmückt und mit drei Portalen, in deren mittlerem ein doppelter Brautkranz von frischen Myrten schwebte. Die Jugend Berlins, Knaben und Mädchen, brachten hier Luise eine sinnige Huldigung dar; sie war von Rührung und Freude so ergriffen, daß sie die kleine Sprecherin des Begrüßungsgedichtes in die Arme schloß und küßte. So erreichte man „erst“ um 3 Uhr das königliche Schloß. Hier wurden die Bräute vom Könige und den Prinzen empfangen, dann der regierenden Königin und der Königin-Witwe vorgestellt, danach allen übrigen Fürstlichkeiten und dem ganzen Hofe. „Dann war Diner beim Könige mit der ganzen königlichen Familie, abends Kur und Souper bei der regierenden Königin.“ — Von den Eindrücken dieses Tages hat Luise bei seiner zweitjährigen Wiederkehr an ihren Bruder Georg geschrieben:

„Erinnerst Du Dich noch der Feier des heutigen Tages, wie bange wohl mir das Herz pochte, als ich den Thoren Berlins näher kam und alle die Freuden- und Ehrenbezeugungen empfing, die ich dazumal noch nicht verdiente als durch den festen Vorsatz, alles Mögliche zu thun, meinen zukünftigen Mann recht fröhlich und womöglich glücklich zu machen, und dadurch den Beifall des guten Volkes zu verdienen. Ja, bester Freund, es war eine feierliche Stunde für mich, in der ich Berlins Einwohnerin ward und gleichsam von allen meinen Lieben, Eltern, Geschwistern und Freunden losgerissen; aber nie werde ich diesen Augenblick bereuen, da ich hier so ganz so unaussprechlich glücklich bin an der Seite eines in jedem Sinn rechtschaffenen Mannes.“

Der 24. Dezember war der Tag der Hochzeit. Luise dinierte mit der Großmutter und den Damen ihres Hofstaates. Dann wurde der Brautstaat angelegt: Sie trug ein Gewand von Silberstoff; „nach der antikisierenden Mode der Zeit war die Taille ganz kurz, ein kurzer Bauschärmel bedeckte die Arme, von der Taille rückwärts rauschte die Brautschleppe hernieder, die von zwei Leibpagen getragen wurde. Das brillantene Brautbouquet des königlichen Schwiegervaters schmückte die jungfräuliche Brust. Den Ausschnitt

des Kleides zierte eine Reihe großer Diamantrosetten, den Hals das große Kronkollier im Werte von einer halben Million Taler."

Gegen 6 Uhr begab sie sich in die Gemächer der regierenden Königin,



Kronprinzessin Luise mit Schwester Friederike.
Standbild von G. Schadow 1795.

bei der die preußische Königsfamilie sich fast vollzählig versammelt hatte. In deren Gegenwart reichte ihr die Königin „den kleinen goldenen, mit Brillanten besetzten Fächer aus geschlagenem Dukatengold" und schmückte Luise mit der diamantenen Krone der Prinzessinnen von Preußen. Dann

ordnete sich der Hochzeitszug, um zunächst sich zu der Witwe Friedrichs des Großen zu verfügen, welcher der König den Arm bot. Nachdem eine lange Reihe prächtig geschmückter Säle durchschritten war, gruppierte sich die Festgesellschaft um den Altar unter dem purpursamtenen Thronhimmel des Weißen Saales. Die Traurede hielt der Oberkonsistorialrat Sack. Unter dem Donner der Geschütze da draußen im Lustgarten fügten Luise und Friedrich Wilhelm ihre Hände ineinander.

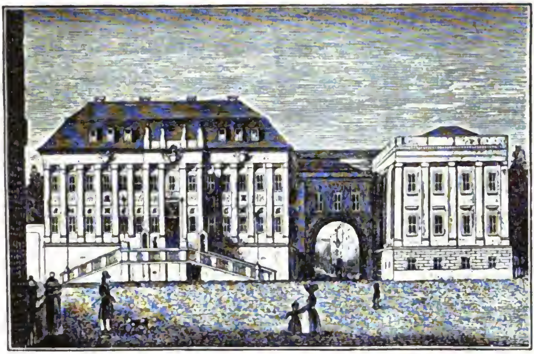
Dann folgte die prunkvolle Zeremonientafel im Rittersaale, worauf sich alle Hochzeitsgäste zum Fackeltanz in den Weißen Saal zurückbegaben: Die Frau Kronprinzessin hatte den König und alle Prinzen zum Umgange aufzufordern, ebenso der Kronprinz die Königin und sämtliche Prinzessinnen. Gegen 10 Uhr wurde das junge Paar von den Teilnehmern des Festes bis in den Eingang zur Galerie König Friedrichs I. geleitet, wo man wartete, bis Frau von Voß wieder erschien und jedem Zeugen der Vermählung das übliche Stückchen Strumpfband einhändigte. — Erst kurz nach Mitternacht verstummte der festliche Lärm und es wurde still in den Sälen und Hallen des alten Königsschlosses, dem das Schicksal in der Heiligen Nacht des Jahres 1793 in der Kronprinzessin Luise eine selten kostbare Gabe vertraut hat.

Die Bevölkerung Berlins hat diese schöne Feier seines Herrscherhauses im Sinne des kronprinzlichen Bräutigams still und ruhig mitgefeiert: Die große, geplante Illumination hatte er „bei Anerkennung ihrer guten Gesinnung“ dankend abgelehnt und es ihnen anheim gestellt, „ob sie nicht lieber das Geld, was ein jeder nach seinen Kräften zur Äußerung seiner Freude durch Erleuchtung seines Hauses bestimmt hatte, als einen Beitrag zur Unterstützung der durch den Krieg gewordenen Soldatenwitwen und Waisen hergeben wollten“. Gern hat man dieser Aufforderung entsprochen, der Hof steuerte reichlich bei und das Hoftheater überwies die Einnahmen seiner Festvorstellung demselben Zwecke.

Am ersten Weihnachtstage fuhren die Neuvermählten zu feierlichem Dank- und Festgottesdienst in den Dom und von dort mit dem gleichen pomphaften Zeremoniell in ihr künftiges Heim, in das kronprinzliche Palais Unter den Linden, gegenüber dem Zeughause.

* * *

Der große Kurfürst hat das Schloß 1687 für seinen Generalissimus, den Marschall von Schomberg, durch Nering erbauen lassen und bis 1857 hat es keine wesentlichen Veränderungen erfahren. „Ein stattlicher massiver Bau, bestehend aus einem Erdgeschoß und einer ersten Etage. Darüber



Kronprinzliches Palais um 1800.

deckte sich ein hochaufstrebendes Mansardendach. Der Eingang und das darüber gelegene Fenster waren durch besonders reich ornamentierte Pilaster ausgezeichnet. An die rechte Seite schloß sich ein kleiner, von einer Mauer umschlossener Garten an. Im Erdgeschosse links befanden sich die Gemächer des Kronprinzen. Sie bestanden aus einem Vorzimmer, einem Audienzzimmer, einem Arbeitskabinett und einem Schlafzimmer.

Von dem davor gelegenen Korridor führte eine Treppe nach den Gemächern der Kronprinzessin in die erste Etage; die Stufen waren mit einem grünen Läufer belegt. In zwei Nischen auf den Treppen waren Figuren von Gips aufgestellt, zwei gläserne Laternen, eine Laterne von Messing. Vom Vestibül aus trat man in die Gemächer der Kronprinzessin durch eine Entree, die mit gelb und grau marmorierter Tapete tapeziert war und als Schmuck nur acht schwarzlackierte Hohlspiegel hatte.

Die erste Etage hatte folgende Gemächer: Ein Vorzimmer mit gelber Papiertapete und Blumenbordüren, die Gardinen von gelber Seide. Daran stieß ein Salon, dessen Wände mit grünen Atlastapeten und Blumenbordüren bekleidet waren, aus gleichem Stoffe waren die Gardinen gefertigt; die Decke war gemalt, die Möbel aus Mahagoni mit Bezügen von schwarzem Pferdehaarstoff. Das teils nach dem Opernplatze, teils nach den Linden gelegene Eckzimmer hatte blaue Papiertapeten und gelbe Gardinen, weißlackierte Möbel,

die mit blau brochirtem Atlas überzogen waren. Dann setzte sich die Folge der Privatgemächer der Kronprinzessin in die Oberwallstraße fort, in einem Gemache, das mit gelber Papiertapete und blauen Bordüren tapeziert war. Hier stand ein Piano, ein Bücherschrank, der Schreibtisch aus Mahagoni mit dem Schreibstuhle, der weiß und gelb lackiert und mit gelb und weiß brochirtem Atlas überzogen war. Die Möbel waren ebenfalls aus Mahagoni mit schwarzem Pferdehaarstoff gepolstert, in den wieder halbseidene Streifen eingewebt waren. Es war das Arbeits- und Schreibkabinett der Kronprinzessin. Zwischen diesem und dem Schlafzimmer lag das sogenannte türkische Kabinett. Es war mit blau und weiß gestreiftem Atlas bekleidet, die Gardinen waren von gelb-schwarz-rot gestreiftem Atlas, mit schweren Troddeln und Federbüschen verziert. Die Möbel bestanden in weiß und grün lackierten Gestellen und waren mit demselben Stoffe wie die Wände überzogen. Gegen die Einfachheit dieser Gemächer war die Einrichtung des Schlafzimmers der Kronprinzessin geradezu reich zu nennen. Zwei Säulen aus gelbem Gipsmarmor teilten es. Die Wände waren mit blau geblumtem Atlas tapeziert. Hinter den Festons gleichen Stoffes der Säulen stand das Bett aus Mahagoni mit Bronzeverzierungen. Acht schwere Gardinen von dem genannten Stoffe verhüllten dasselbe, darüber erhob sich ein Baldachin mit vier Büschen von Straußenfedern. Die Decke war gemalt, von ihr herab hing eine transparente Marmorlampe. Daran stieß das Toilettezimmer in grüner Papiertapete mit bunter Bordüre. Die Toilette war von Mahagoni, der Toilettentisch mit gesticktem, weißen Mousselin behangen, davor ein Tabourett mit vergoldetem Gestell, bezogen mit blauem Atlas.“ Auf der anderen Seite des Palais lagen die Prachtzimmer, sieben an der Zahl, deren letztes wieder an das Vorzimmer der Kronprinzessin stieß.

* * *

Das kronprinzliche Paar wurde in den nächsten Wochen des heiß ersehnten Glückes seiner Häuslichkeit nur selten froh, denn unaufhörlich drängten sich die Feste: Am 26. Dezember Hochzeit Friederikens mit Prinz Ludwig; am 28. erste Vorstellung der zu Ehren der Prinzessinnen einstudierten Oper Armida; den 29. Kur und großer Maskenball bei der Königin; den 30. Operette und Souper beim Könige; den 31. großes Fest bei der Königin-Witwe — und so fort bis zum 6. Januar 1794, an dem dann der Karneval mit der Kette seiner Bälle und Gesellschaften begann. Am 9. und 10. konnten die kronprinzlichen Herrschaften wegen leichten Unwohlseins Luisens zu Hause bleiben, und wie gern taten sie es! „So allein mit unsren Herr-

schaften," schrieb die Voß in ihr treffliches Tagebuch, „war es sehr gemütlich und hübsch, und wir waren sehr glücklich, einmal unter uns zu sein. . . . Massow liest abends vor. Das nenne ich ein glückliches Leben." Aber solche Stunden traulicher Häuslichkeit bildeten eben zunächst seltene Ausnahme, und in der großen Welt des Berliner Hofes hat sich Luise damals noch recht unglücklich gefühlt; wie fremd sie ihr war, empfand sie mit besonders erschreckender Deutlichkeit, als gegen Mitte Februar Vater, Großmutter und Bruder abgereist waren. Die ganze Überschwenglichkeit ihres Trennungsschmerzes spricht zu uns aus ihren Zeilen vom 14. Februar an ihren Bruder Georg:

„Nichts kommt dem Schmerz bei, den Deine Trennung meiner Seele verursacht. Ich kann mich nicht in den Gedanken finden, daß ich von Dir so weit entfernt leben muß, und dennoch zwingt mich die Wirklichkeit dazu, die mich denn auch alle Bitterkeit desselben empfinden läßt. Die Leere, die in meinem Hause ist, ist wirklich unbeschreiblich, und besonders die Frühstücksstunde ist für mich ganz erschrecklich. So ganz allein sitze ich denn da an meinem Fenster, bin aller angenehmen Unterhaltung mit Dir, bester George, beraubt und beschäftige mich allein mit dem Gedanken, wo meine lieben Reisenden sein werden, und alsdann erfolgen tausend heiße Wünsche für Euer Glück, Ruhe und Zufriedenheit. Gestern war ein harter Tag für mich; ich war über alle Beschreibung melancholisch und traurig, kein Glied von meiner Gesellschaft war heiter, und Keiner hatte das Herz, aus Schonung für mich viel zu sprechen, so daß das Mittagessen in tödlichster Stille vorbei ging. In dem Augenblick, als wir uns setzten, glaubte ich von Thränen erstickt zu werden, wie ich Niemand von meinen Verwandten erblickte; ich mußte sie aber ersticken, weil Thränen öfters anders ausgelegt werden können. Genug hiervon, sonst fange ich wieder an zu brüllen, und das wäre sehr zur Unzeit . . . Heute Freitags muß ich bei der alten Königin essen und Dich deswegen jetzt verlassen, damit ich zur bestimmten Zeit fertig werde. Wenn ich zu wählen hätte, ich hungerte lieber den ganzen Tag und bliebe, so, wie ich jetzt bin, ruhig und still in meinem kleinen Cabinetchen und schriebe Dir in Einem weg, wenn auch ein Löthchen Unsinn dann mit untermischt würde, so wüßte ich gewiß, daß Dein Herz die Absicht und die Empfindungen, in welchen geschrieben worden wäre, nicht verkennen würde, und Deine junge, vortreffliche Seele würde mir doch Dank dafür wissen. Lieber, bester Junge, ich drücke Dich herzlich in Gedanken an mein trauriges Herz und versichere Dich, daß ich Dich mehr liebe als mein Leben."

So sehr wir diese Stimmung der jungen Frau begreifen, die — weich

und empfindsam — zu jäh und plötzlich aus ihren zwar engen, aber von zärtlichster Liebe und Rücksichtnahme erfüllten Kreisen sich in die üppige Berliner Welt versetzt fühlte, — — es konnte doch nicht ausbleiben, daß Elemente eben dieser Welt die Ursache ihrer Verstimmung verkannten und



Kronprinzessin Luise im Maskenkostüm.
Nach einem Pastellbilde im Besitze Sr. K. H. des Herzogs von Cumberland.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

wähnten, sich zwischen sie und ihren Gemahl drängen zu können. Es waren die „ernstesten Tage ihrer Ehe“, als der zwar genial feurige, aber zügellos leidenschaftliche Prinz Louis Ferdinand sich ihrer, der scheinbar unglücklichen und unverstandenen Gattin des — ihm im Guten und Bösen fast entgegengesetzt gearteten — Kronprinzen zu nähern versuchte. In der Faschingszeit hatte Luise viel, „fast zu viel“, in rheinischer Ausgelassenheit getanzt, so daß

ihre Oberhofmeisterin damit unzufrieden gewesen war; der Prinz kam „früh“, um sich mit der Prinzessin wegen der Maskenkostüme zu verabreden, und es entwickelte sich eine „Freundschaft“ zwischen beiden, welche der scharfblickenden und welterfahrenen Frau von Voß im höchsten Maße mißfiel. Aber sie besaß noch nicht das volle Vertrauen ihrer jungen Herrin; „der Unterschied der Jahre war zu groß zwischen ihr und mir, auch hatte sie etwas Verschlossenes in ihrem Charakter, und ich muß sagen, zum Glück und mit Recht eine große Zurückhaltung, die sie abhielt, sich gegen Personen, die sie nicht näher kannte, offen auszusprechen.“ Trotzdem war es schon damals das einzige Bestreben der Frau Oberhofmeisterin, die junge Frau, so oft sie durfte, „darauf hinzuweisen, daß niemand ihr volles Vertrauen besitzen, niemand ihr Ratgeber sein dürfe als ihr Gemahl.“ — Bald darauf machte Luise dem Prinzen Louis Ferdinand jede Annäherung unmöglich, und so versuchte er sein Ziel auf einem Umwege zu erreichen. „Er begann damit, die junge Prinzessin Louis für sich zu gewinnen und das wurde ihm leicht. Erst fünfzehn Jahre alt und in keiner Weise ihrer fürstlichen Schwester ähnlich, entbehrte ihr Wesen den Ernst, die Tiefe und das strenge Pflichtgefühl, das jene erfüllte, vor allem war sie der Schmeichelei sehr zugänglich; auch war ihr Gemahl vielleicht selbst zu jung, um ein rechter Führer für sie zu sein. Der Kronprinz dagegen war ein wahrer Freund seiner Gemahlin, und das von Anfang an; er selbst so streng und untadelhaft in jeder seiner Handlungen, von einer ernsten religiösen Denkungsweise, war ihrer jungen Seele eine feste Stütze, während er ihr nie anders als mit der innigsten Verehrung und Liebe begegnete. . . . Ihm allein gebührt das Verdienst, sie in dem Augenblick der Gefahr, wo fremde Einflüsse sich zwischen ihn und sie einzudrängen drohten, durch seine Treue, seine Wahrhaftigkeit und seine Festigkeit vor denselben bewahrt zu haben.“ — Am 1. April siedelte man für einige Monate nach Potsdam über „und das machte den Bestrebungen verderblicher Menschen mit einem Male ein Ende“. — Wir verstehen nun, worauf Luise hinzielt, wenn sie drei Tage darauf an ihren Bruder schrieb: „Ach, einige Worte nur haben so viel Trost für mich. Ich brauche ihn mannigmal. — Berlin ist viel größer als Darmstadt, es sind auch viel mehr Leute allerhand Arten darin. — Das werde ich gewahr. — . . . Das Gute wird nicht immer erkannt, glaube mir, ich spreche aus Erfahrung; deshalb muß man aber nicht ablassen, gut zu sein. Dies ist und bleibt mein Grundsatz.“

* * *

Die folgenden Monate nun wollen uns von größter Bedeutung erscheinen, denn sie haben das kronprinzliche Paar innerlich einander näher gebracht. „Sie folgte mit liebender Zuversicht ganz der Leitung ihres Gemahls; er führte sie in sich selbst zurück und ihre, im wahren Sinne des Wortes erhabene Seele fand sich wieder in dem ungetrübten Einklang mit sich selbst und ihrem eigenen reinen Wollen und Streben." — Sie lernte, „ganz ihren Pflichten zu leben, ihren eigenen Geschmack zu verleugnen und alles zu tun, was zum Glück eines guten, geliebten Gatten beitragen konnte". Voll Humor meldet sie dem Bruder: „Ich bin in Potsdam und bleibe da sechs Wochen lang, bis die kriegerischen Übungen vorüber sind, alsdann gehe ich wieder nach Berlin zu meiner englischen Friederike, die ich leider habe zurücklassen müssen, nicht ohne Schmerz und Traurigkeit, aber ein Soldatenweib muß ihrem Beruf nachgehen, und das tat ich. Ich esse punkt zwölf, ich trinke Thee nach fünf . . . und esse zu Nacht punkt acht. Ich gehe zu Bett mit den Hühnern, Küken und Kikerikis und stehe mit höchstdenenselben wieder auf. Aber ich bin besser als sie, denn . . . . ich schreibe Dir und Anderen, und lebe zum Vergnügen meines Mannes." Und als pünktliches Soldatenweib begann sie sich wohl zu fühlen: „Die sechs Wochen, die ich in Potsdam mit Ihm zugebracht," gesteht sie im Juni dem Bruder, „waren unstreitig die glücklichsten meines Lebens. Ganz ohne Gêne und Etikette, so ganz nach seinem Willen hab' ich gelebt, und ich fühlte das Glück, solch ein Leben zu führen, nie lebhafter, als wenn ich von Berlin Nachricht bekam: Heute ist großer Ball, heute ist großes Concert und Souper! Ach da war ich so vergnügt, mich an der Seite meines Mannes zu finden in einem einfachen Kattunkleid und ausgekämmtem Haar!"

Doppelt schwer wurde es daher der jungen Frau, sich gerade in diesem Sommer fast fünf Monate von ihrem Gatten zu trennen. Am 13. Mai rückte er zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes ins Feld. „Er war so unglücklich darüber, daß er selbst als Mann nicht glaubte, es überstehen zu können. . . . Öfter, wenn wir so traulich beisammen saßen und er mir vorlas, unterbrach er sich schnell und sagte: Dich, die all mein Glück und meine Seligkeit ausmacht, soll ich verlassen! Ach Gott, wie hart." — Nachdem der Diktator Koscinsko wiederholt geschlagen war, wandte man sich zur Belagerung Warschaus; am 28. Juli führte der Kronprinz bei der Erstürmung der starken Kreuzschanze von Wola die dritte Kolonne, dann galt es im Rücken die empörten polnischen Provinzen Preußens wieder zu beruhigen. — Mit banger Sorge und Sehnsucht hat Luise daheim ihres Gatten gedacht: „Gott weiß, ob mein Mann wieder bei mir sein wird, in den Stunden der

Angst und Schmerzen, die mich im Oktober erwarten. . . . Und Du [Bruder Georg] würdest ein Kind von mir sehen und würdest Dich freuen und über den Gedanken lachen, daß Luise ein Kind hat."

Am 26. September kehrte der Kronprinz zurück, doch die Freude des Wiedersehens wurde bald auf das empfindlichste getrübt. Der Hofmarschall von Massow, in der Meinung, die Frau Kronprinzessin sei ausgefahren, erlaubte — am 7. Oktober — einem Fremden die Besichtigung ihres Palais Unter den Linden; als sie diesen unvermutet vor der Treppe im Hause erblickte, erschrak sie so, daß sie zusammensank und die Stufen hinunterfiel. Die unmittelbare Folge war die vorzeitige Entbindung von einer toten Tochter. „In diesen Unglückstagen habe ich recht mit Bewunderung erfahren, wie ganz ihr frommes Herz sich dem Willen des Allerhöchsten übergab. Ohne Murren bei der bittern Versagung ihres größten Wunsches bewies sie eine Stille und Fassung im Schmerz, wie nur eine starke Seele sie zu zeigen vermag. Dabei litt sie unbeschreiblich; aber auch in den größten Schmerzen war sie den Ärzten so gehorsam und so geduldig, daß dadurch vor allem es gelang, ihre Gesundheit vor jeder üblen Folge dieses Unglücks zu bewahren." So die treffliche Voß über ihre von ihr angebetete junge Herrin, die dem Bruder ihr Leid mit den einfach ergreifenden Worten geklagt hat: „Ach lieber George, wer besser als Du könnte meine Freude, meine Wonne — mein Glück teilen, wenn ich Dir von meinem Kinde schreiben könnte! So aber kann ich leider nur sagen: Es war schön! Meine Tränen ersticken mich. Ich murre nicht. Ich trage mit Ergebung den Willen Gottes."

* * *

Aus dem Jahre 1795 ist nur ein Ereignis, freilich ein überaus erfreuliches, zu verzeichnen: Am 15. Oktober, morgens um 6 Uhr, verkündeten zweiundsiebzig Kanonenschüsse der Residenz die Geburt eines Prinzen; er erhielt in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm. — In den Tagen des Glückes war dieses Kind der Stolz seiner Mutter und später, als die Leiden kamen, ihre Hoffnung und ihr Trost! „Das Glück an dem Hofe unserer geliebten jungen Herrschaften erreichte nun die schönste Vollendung, und friedvoll und heiter wurde das Leben aller um sie her von ihrem Glück mit erfüllt und für jeden wohltuend, der ihnen nahe trat." Dem Bruder schrieb Luise von diesem glücklichen Winter: „Ich studiere nichts als englisch, bin auf Bällen, wo ich nicht tanze und in Gesellschaften, wo ich mich ennüyire und doch in der großen Welt. Ach, ich möchte, ich wäre lieber in der kleinen Welt! Da amüsiere ich mich besser. Denn sind wir einmal ganz allein zu

Hause des Abends und trinken Thee in unserm kleinen Cirkel, lesen etwas und freuen uns des kleinen Engels, dann bin ich so vergnügt, daß ich in meinem Leben nicht möchte anders sein!"

Im Sommer 1796 durfte Luise endlich ihren Vater in Neustrelitz besuchen; er war seit dem 2. Juni 1794 Herzog des Ländchens; auch die gute Großmutter wohnte bei ihm und hatte das liebe Darmstadt mit der kleinen nordischen Residenz vertauscht. Am 15. Juli fuhr man in zwei Wagen ab und traf am folgenden Tage in Hohenzieritz ein, 7 Kilometer nördlich von Neustrelitz gelegen. Der Vater war gerade abwesend und wurde vollkommen überrascht: „Bei seiner Heimkehr war natürlich große gegenseitige Freude." Fast vierzehn Tage blieb man in Neustrelitz und Umgegend, heiter und sorglos die bescheidenen Freuden genießend. Auf der Rückreise besuchte man Groß-Giewitz, den Landsitz der Frau Oberhofmeisterin von Voß: Sie hatte den Garten und besonders die große Kastanienallee, die nach dem See führt, mit einer Masse bunter Lampen illuminieren lassen; ein Koch aus Strelitz war zur Hilfe mitgebracht — „und alles war so gut wie möglich". — Dieser Besuch ist gewiß ein deutlicher Beweis von der wachsenden Intimität im Verkehr der Frau Oberhofmeisterin de Voto mit ihren jungen Herrschaften; die Sprache ungezwungener Herzlichkeit atmen alle Briefe Luisens an sie, deren stattliche Reihe (für uns) mit dem September dieses Jahres beginnt. Die Kronprinzessin hatte ihren kleinen Fritz der Voß in Berlin vertraut und verlebte den Nachsommer in Potsdam; am 4. September schrieb sie ihr unter anderem: „Ich würde sehr undankbar sein, liebe Madame de Voto, wenn ich nicht die Güte anerkennen wollte, die Sie haben, mir zu schreiben und mir so gute Nachrichten von meinem kleinen Engel zu geben, welcher mir allüberall fehlt, und den ich versucht bin, jeden Augenblick in seinen Kammern suchen zu wollen. Ich bin immer so entzückt, wenn ich Ihre Briefe kommen sehe, weil, indem sie mir von dem teuren kleinen Fritz reden, Sie mir zu gleicher Zeit sagen, daß Sie mir immer ein Wenig wohl wollen und daß Sie wirklich Freundschaft für mich haben, worauf ich, wie Sie wissen, großen Wert lege. . . . Sorgen Sie, ich bitte, daß der Kleine sich übt in seinen Schuhen zu gehen. . . . Die Flesche [die Amme?] findet hier mit Ihrer Erlaubnis meine Complimente, sagen Sie ihr, ‚sie möchte den Kleinen recht artig erziehen und nicht eigensinnig werden lassen'. Leben Sie wohl, liebe Madame de Voss, überzeugen Sie sich mehr und mehr, daß ich bin Ihre aufrichtige Freundin — Louise."

Der Schluß des Jahres, das durch eine furchtbare Blatternepidemie so viel Schmerz und Trauer in unzählige Familien der Monarchie getragen

hat, sollte auch dem Königshause einen empfindlichen Verlust bringen. — Prinz Louis, der Gatte Friederikens, kränkelte seit dem 20. Dezember, so daß bange Ahnungen am Heiligen Abend keine Festesfreude aufkommen ließen; am ersten Weihnachtstage schien es ihm besser zu gehen und man faßte wieder Mut, aber nur, um am folgenden Tage seinen Zustand als hoffnungslos zu erkennen. Am Vormittag des 28. wurde er von seinen Leiden erlöst. Der Tod des geliebten Bruders, der ihm an Alter der nächste gewesen, erschütterte den Kronprinzen auf das tiefste; er und seine Geschwister hatten laut am Sterbebette geweint, — es war eine herzzerreißende Abschiedsszene gewesen.

* * *

Der Neujahrstag 1797 war der sorgenvollste, den Luise bisher erlebt hatte: Der Schmerz um den Verlust des geliebten Bruders warf den Kronprinzen auf das Krankenlager, und sie verließ ihn nicht einen Augenblick. Er litt an heftigen Kopf-, Hals- und Ohrenschmerzen, konnte „nicht atmen, nicht sprechen und nicht schlucken; der Arzt sagt, es sei eine entzündliche Bräune". Am 3. Januar trat die Krisis ein; alle waren in einem Zustande von Angst, „der sich nicht beschreiben läßt". Am folgenden Tage aber ging es besser, bis am 6. wieder ein so schwerer Rückfall eintrat, daß der Arzt ratlos war: Doch am Abend besserte sich der Zustand und nun hielt die Genesung ungestört an. — Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Leidenstage schrieb Luise dem Bruder: „Meinen Mann in Gefahr zu wissen, ihn leiden zu sehen — das ist furchtbar, und niemals werde ich diese Zeiten des Unglücks vergessen."

Am 13. Januar starb die Witwe Friedrichs des Großen, die ebenfalls seit Neujahr gekränkelt hatte, und der Dom sah in einem Monat zweimal den Pomp des Todes. — Das Schloß der Verstorbenen, Schönhausen, bot der König den kronprinzlichen Herrschaften an, die es aber ablehnten; der Kronprinz erhielt kostbare Gemälde als Vermächtnis, während seiner Gemahlin die Diamanten „der verewigten Königin-Mutter im Namen des Königs zu ihrem Gebrauch" übergeben wurden.

Auf diese trüben und ernsten Eindrücke folgten im Februar und März wieder Hochzeit und Taufe. Prinzessin Auguste, die um zehn Jahre jüngere Schwester des Kronprinzen, heiratete den Erbprinzen und nachmaligen Kurfürsten von Hessen-Kassel. „Er ist — urteilt Luise über ihn — nicht angenehm, aber unausstehlich bis zur Möglichkeit, und ich kann nicht glauben, daß er in Zukunft ihr ein besonderes süßes und glückliches Daheim bereiten wird."



Friedrich Wilhelm II. 1796.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 1. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

An den zahlreichen Hoffestlichkeiten, den Bällen und Aufführungen zur Feier dieser Vermählung nahm das kronprinzliche Paar nur geringen Teil, — denn für Ende März sah man wieder einem frohen Ereignis entgegen, zu dem schon am ersten des Monates die erlauchte Frau Großmama von Neustrelitz eingetroffen war. — Die Voß hat uns jene Tage so frisch und unmittelbar geschildert, daß wir ihre Aufzeichnungen im Auszuge folgen lassen: „22. März. Die Kronprinzessin war schon während der Nacht leidend; als ich zu ihr hinaufkam, war ich überzeugt, daß sie heute niederkommen würde, aber sie lachte und wollte es mir nicht glauben, und um drei Viertel auf zwei Uhr war das Kind schon glücklich da! — Es ist ein prächtiger kleiner Prinz! — Überall war große, große Freude. . . . 26. März. Die Prinzessin und der kleine Prinz sind ganz munter . . . Sie ließ sich ins Eckzimmer tragen, der Kronprinz machte nur leider sehr viel Lärm, was nicht gut für die Wöchnerin ist. . . . 30. März. Die Kronprinzessin befand sich Gottlob ganz wohl und stand zum ersten Male auf, da es der neunte Tag war. Der Kronprinz war voll Freuden, aber machte unerlaubt viel Lärm und machte sogar ein Fenster auf; — aber man darf ja nichts sagen . . . Die vielen Besuche haben die Kronprinzessin sehr angegriffen. . . . 3. April. Tag der Taufe. Der Kronprinz kam um 12 Uhr von Potsdam, die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen aßen alle hier, ebenso alle Minister und Generäle. Der König kam ebenfalls zur Stadt, aber kam nicht zum Diner. Gleich nach Tische ging Alles zu der hohen Wöchnerin und von da in den Audienz-Saal, und als Alle versammelt waren, kam ich mit den Hofdamen; ich trug das Königliche Kind und brachte es dem König. Sack vollzog die Taufhandlung. Die Namen waren Friedrich Wilhelm Ludwig, aber Wilhelm

wird er genannt werden. Nach der Handlung gab mir der König den kleinen Prinzen wieder . . . Wir gingen zur Kronprinzessin zurück und der König fuhr fort. Die Übrigen blieben bei der Großmama. Abends ging Alles zur Königin; wir blieben unter uns und der Kronprinz allein bei der Kronprinzessin.“ —



Kronprinz Friedrich Wilhelm, 1797 in Pyrmont.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 1. Jahrgang, Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

Am 1. Mai fuhr Luise nach Potsdam, wo seit einer Woche sich der Kronprinz schon aufhielt. Das Leben im dortigen Stadtschloß war im ganzen einfach; abends um 7 Uhr nahm man den Thee und „um 10 Uhr ist alles aus und man geht zu Bett“. Spaziergänge und Ritte in die Umgegend. Besuche und Feste füllten die Zeit mit angenehmem Nichtstun; am 29. Mai kam Luisens Vater auf der Reise nach Hildburghausen zu Besuch, freilich nur für sechs kurze Stunden; Tochter und Eidam begleiteten den Abfahrenden „eine Stunde weit und kamen erst nach 9 Uhr zurück“. Den Frühlingsmanövern um die Mitte des Monates wohnte Luise bei und am 18. Mai, als die Grenadiere im Lager von Müncheberg ihr Vivats gebracht hatten, ließ sie den Wagen halten und sprach „sehr hübsch“ zu ihnen.

* * *

Doch das sichtliche Hinschwinden des Königs ließ das kronprinzliche Paar nicht zum völlig unbefangenen Genuß dieser Frühlingswochen kommen; seit Anfang Mai veränderte sich der, im dreiundfünfzigsten Lebensjahre stehende stattliche Herr zusehends und magerte ab; die Ärzte verordneten ihm eine Kur in Pyrmont, wohin er am 21. Juni aufbrach; Prinzeß Louis, Schwester Friederike, reiste ihm auf seinen Wunsch am folgenden Tage mit zwei Hofdamen und einer Kammerfrau „allein“ nach, denn Luise und Friedrich Wilhelm verließen Berlin erst vier Wochen später, um den König und Vater im schönen Pyrmont zu besuchen.

Auf dieser Fahrt sah Luise nach fast zwölfjähriger Abwesenheit Hannover wieder — oder vielmehr sie „sah“ es nicht, denn um Mitternacht des 22. Juli kam man an und um 5 Uhr morgens fuhr man schon wieder weiter. Nachmittags 2 Uhr wurde Pyrmont erreicht, wo man bis zum 8. August verblieb.

Es müssen heitere Tage gewesen sein: Das Mittag- und Abendessen wurde fast immer beim Könige eingenommen, während man zum Frühstück bald hier, bald dort geladen war; an Theater, Illuminationen, ländlichen Festen und ähnlichen Zerstreuungen war kein Mangel; die große Allee, die Saline und der Königsberg wurden gern besucht.

Auf der Rückreise, die mit Friederike zusammen angetreten wurde, nahm man drei Tage in Hannover Aufenthalt. Leider haben wir keine Aufzeichnungen Luisens über den Eindruck, den nach so langer Trennung die trauten Stätten ihrer Kindheit auf sie gemacht haben. Man war in Monbrillant zu Gaste bei den Prinzen Ernst August und Adolf Friedrich, den Söhnen Georgs III. von England und der Tante Sophie Charlotte; eine große Parade wurde veranstaltet und „abscheulich" Theater gespielt; häufig und gern ergingen sich die jungen preußischen und englisch-hannoverschen Herrschaften in den „reizenden" Gartenanlagen. — Am Nachmittag des 10. August traf Friedrich Wilhelm II. in Hannover ein, mit dem man am folgenden Tage bis Braunschweig weiterreiste; auch hier gab es Ball und Redoute, man ging ins Museum und sogar auf den Jahrmarkt, in dessen Gedränge die alte Frau Oberhofmeisterin ohnmächtig wurde. — Den 14. und 15. August blieb man in Magdeburg und nahm dort im Regierungsgebäude Wohnung; man besah den Dom, spazierte auf dem Fürstenwall, genoß Soupers, Diners, Ball und Theater und ließ Serenaden und Festgedichte über sich ergehen. — Am 16., abends 11 Uhr, traf man wieder in Potsdam ein: Dort und in Charlottenburg waren Ehrenpforten erbaut, und unter zahlreichen Empfangsfeierlichkeiten kehrten Kronprinz und Kronprinzessin am 17. August in ihr Palais Unter den Linden zurück.

Anfang September bezogen sie Paretz, das von nun an ihre sommerliche Lieblingsresidenz geblieben ist, und mit dessen Park und Schloß das Andenken an die Kronprinzessin und Königin Luise sich unzertrennlich verbunden hat.

* * *

Paretz hat sich Kronprinz Friedrich Wilhelm so recht nach seinem Geschmack bauen und anlegen lassen. Das Lustschloß Oranienburg, das der König seiner Schwiegertochter Luise zu ihrem ersten, in Berlin verlebten Geburtstage geschenkt hatte, besaß offenbar nicht den vollen Beifall seiner Besitzerin und ihres Gatten; nachdem sie im Sommer 1794 und 1795 einige Monate dort zugebracht hatten, entschlossen sie sich, dieses große und ihnen zu prächtig scheinende Palais mit einem einfacheren zu vertauschen.



Paretz 1839.
(Aus den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 19. Jahrgang.)

Der Kronprinz erfuhr, daß Paretz — zwei Meilen nordwestlich von Potsdam in idyllischer Landschaft an der Havel gelegen — zu verkaufen sei und im Herbst 1795 erwarb es der König um 30000 Taler für Sohn und Schwiegertochter. Den Rest des nächsten Sommers haben sie dort verlebt, und die geplanten Neubauten und Änderungen werden das Hauptthema gebildet haben. Denn das alte Gutshaus wurde abgebrochen und unter Leitung Massows das gegenwärtige aufgeführt; es sollte einfach gehalten werden, dem Worte des Kronprinzen gemäß: „Nur immer denken, daß Sie für einen schlichten Gutsherrn bauen." Wie sein Äußeres, ist auch die innere Ausstattung durchaus ohne jeden Prunk und Luxus. Im Mai 1797 besuchte man das der Vollendung entgegengehende neue Gutshaus und den durch den Hofgärtner Garmather angelegten Park; die Voß urteilt über beides: „Ich war sehr enttäuscht, denn es ist nicht im geringsten hübsch; auch das Haus, das noch gebaut wird, bekommt gar keine richtigen Proportionen; der Ort selbst ist geradezu häßlich und nur der Garten etwas erträglich." Im Laufe des Sommers ging „dieses berühmte Paretz" dann seiner Vollendung entgegen und am 2. September trafen die kronprinzlichen Herrschaften dort ein, „wo man zum ersten Male sich häuslich einrichten soll."

Als Kronprinzessin hat Luise nur zwei Wochen in diesem neuen Paretz geweilt. Stundenlang hat sie zu Fuß und zu Pferde mit ihrem Gatten die

Umgegend nach Herzenslust durchstreift; man feierte den Erntekranz und alle tanzten mit den jungen Leuten des Gutes „ein bischen“ mit; auch im Amtshause auf dem Balle „für die Kammerfrauen und dergleichen“ tanzte alles mit, sogar die alte Oberhofmeisterin trat „mit vielem Vergnügen ein paar Menuetts“; dieselbe hat — schon allein dadurch die ihr Gedächtnis verunglimpfenden Mythen Lügen strafend — unter dem 12. September in ihr Tagebuch eingetragen: „Abends machten wir eine Landparthie auf großen Leiter-Wagen mit Säcken darauf, es war ganz hübsch.“ — Unter den zahlreichen, meist nur kurzen Besuchen wird der ihres Bruders Georg der Frau Kronprinzessin die größte Freude bereitet haben; auf der Durchreise von Wiesbaden nach Strelitz verlebte er den 11. September in Paretz mit der Schwester, die ihm drei Wochen später die wehmütigen Worte schrieb: „Du wirst mich vermutlich nie mehr so glücklich sehen, als Du mich verließeßt.“

* * *

Denn die sorgenlose Zeit der Kronprinzessin von Preußen sollte bald enden: Als man am 15. September nach Berlin zurückkehrte, war es ein offenes Geheimnis, daß die Tage Friedrich Wilhelms II. gezählt seien. Luise hatte gehofft, ihren Vater am 10. Oktober, seinem Geburtstage, besuchen zu können: „Allein — klagt sie dem Bruder — mein Mann (der schrecklich verdrießlich ist) will nichts davon hören . . . Die Gesundheitsumstände werden täglich betrübter und der Ursachen viel, zu weinen. Daher ist denn Alles um mich düster; nichts als mein Fritzchen lacht mich an und da möcht ich weinen, wenn ich den kleinen Engel sehe . . . Es ist heute ein häßlicher, abscheulicher Tag, so neblig, so grau, so düster, und Du weißt, das hat sehr viel Gewalt über mich. Ich will abbrechen, denn ich bin unerträglich, und will von recht gleichgültigen Dingen sprechen.“

Die folgenden Wochen rang die zähe Natur des Königs den ungleichen Kampf mit dem Allherrscher Tod. Kaum jemand hat die Phasen dieser Krankheit mit größerer Anteilnahme verfolgt wie die alte Voß, während sie über den Kronprinzen und seine Gattin unter dem 13. Oktober die Worte in ihr Tagebuch schrieb: „Meine Herrschaften mit ihrer Ruhe zerreißen mir das Herz.“ — Und gewiß, zärtliche Liebe für den zwar gutmütigen, doch in sittlichen Dingen äußerst leicht und oberflächlich denkenden König und Vater haben wir bei ihnen auch wohl kaum vorauszusetzen; wie kränkend und verletzend war nicht schon der Umstand, daß keines seiner Kinder ihn in den letzten Wochen seines Krankenlagers allein und ungestört sehen durfte, weil die Gräfin Lichtenau — „diese schreckliche Person“ — es nicht litt.

Am 16. November 1797 ist Friedrich Wilhelms II. Majestät im Marmorpalais zu Potsdam gestorben. Die Kronprinzessin meldete das Ereignis ihrem Vater mit den ruhig-ernsten Worten: „Der König ist seit heute Morgen neun Uhr nicht mehr. Wir armen Kinder können ihn nur noch beweinen. Die letzten Tage waren mehr als schrecklich, weil man fürchtete, er würde vor Schmerzen das Bewußtsein verlieren. Gott möge seine Seele aufnehmen und meinem Manne in der schweren Lebensarbeit, die schwerer ist, als wir Alle glauben, in Gnaden beistehen.“



Luise, Königin von Preußen.

1797—1801.

In noch jungen Jahren hatte das Hinscheiden Friedrich Wilhelms II. Luise und ihren Gemahl auf den preußischen Königsthron berufen: Er stand im achtundzwanzigsten, sie erst gar im zweiundzwanzigsten Lebensjahre. Die Öffentlichkeit hatte bisher wenig von ihnen erfahren, und beide Ehegatten sie vielleicht noch weniger gesucht. — Wohl war Berlin von der „Anmut und Herzensgüte" seiner liebreizenden Kronprinzessin entzückt gewesen, wohl hatte es den bürgerlich schlichten, ehrlichen Sinn des Thronfolgers zu schätzen gewußt, — aber schon manchmal waren die Hoffnungen und Erwartungen auf das neue Herrscherpaar enttäuscht worden, und zudem ließen sich die Zeitläufe gegen Ende des 18. Jahrhunderts so überaus ernst und drohend an. — Würden Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise den Forderungen ihrer Zeit gerecht werden? — Würden sie das Vertrauen und die Liebe der Untertanen — deren Herzen sie sich als kronprinzliches Paar im Sturme erobert hatten — auch rechtfertigen als König und Königin auf dem Throne Preußens? —

Die erste Sorge des jungen Herrscherpaares galt den Beisetzungsfeierlichkeiten des königlichen Vaters, für den — nach seinem Wunsche — die Hoftrauer auf sechs Wochen festgesetzt wurde. Es war viel zu arrangieren und anzusagen, unzählige Besuche mußten empfangen und vielen Deputationen Audienz erteilt werden; zur Königin „kamen Deputirte vom Danziger Magistrat, dann die Gesandten der deutschen Staaten und Frankreichs" und einige Tage später der sächsische, „die Königin war unter dem Thronhimmel, ihr Hof hinter ihr".

Am 11. Dezember fand die feierliche Beisetzung im Dome statt, wozu unter den zahlreichen Gästen sich auch Luisens Vater eingefunden hatte. Sie selbst fuhr dorthin in einem achtspännigen Wagen, in dem noch Schwester

Therese, der zwölfjährige Halbbruder Karl und Frau von Voß Platz genommen hatten. Sechs Tage später hielt Oberhofprediger Sack die Gedächtnispredigt für den Verstorbenen im Dom „sehr rührend und erschütternd"; gegen Abend



Königin Luise mit ihrem ältesten Sohn.
Nach einem Ölbild im Besitze Sr. K. H. des Herzogs von Cumberland.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

war große Cour im Schlosse „feierlich und gut, aber sehr viele Menschen kamen zu spät; alles natürlich in der allertiefsten Trauer".

Für die Königin gesellte sich zu diesen Eindrücken und Aufregungen noch die ernste Sorge um den kleinen Prinzen Wilhelm. Seit dem 16. Dezember litt er an einem Brustfieber, und man war „in großer Be-

sorgnis um ihn"; doch seine kräftige Natur überwand die Krankheit, und das Weihnachtsfest konnte ohne Furcht „um dies geliebte, gute Kind" gefeiert werden. Am Heiligen Abend bescherten sich Königin und König nebst Brüdern



König Friedrich Wilhelm III.
Nach dem Pastell von Tassaert im Hohenzollernmuseum.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 5. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

und Schwestern untereinander; Luise erhielt „wundervolle Kleider", — der Hofstaat aber bekam in diesem Jahre keine Weihnachtsgeschenke, denn der neue König war für „große Sparsamkeit". Auch konnte er sich nicht entschließen, seine bisherige Lebensweise wesentlich zu ändern, noch seine Wohnung

aus dem kronprinzlichen Palais in das königliche Schloß am Lustgarten zu verlegen; — am allerwenigsten aber dachte er auch nur daran, für sich und seine Gemahlin getrennte Hofhaltungen einzurichten. Erstaunt meldete der Gesandte Österreichs am 7. Dezember nach Wien: „Das Innere des Hofes ist, sagt man mir, das Bild eines guten Haushaltes. Er will keinen von der Königin getrennten Etat, der in diesem Lande üblich gewesen war; er sagt, er wolle sich ihrer Gesellschaft nicht mehr berauben, als seine Amtsgeschäfte es notwendig erheischten.“ Und das gleiche berichtete Caillard nach Paris: „Die Königin, seine Gemahlin, hat keineswegs ihre Wohnung getrennt. Der König sagt, daß er en famille zu leben liebt, und infolge dessen giebt es nur eine einzige Tafel. Nichts wird in seiner kronprinzlichen Lebenshaltung geändert, er bewohnt dasselbe Haus . . .“

Nach Ablauf der Hoftrauer reihten sich Feste an Feste, die Luise voll genossen zu haben scheint, denn man kam oft spät nach Hause; am 14. Januar war der Ball besonders „animiert und dauerte bis 6 Uhr Morgens. Der König ging schon um 1 Uhr zu Bett, aber die Königin blieb“.

* * *

Für das Frühjahr 1798 setzte Friedrich Wilhelm III. die Krönungs- und Huldigungsreise nach Ostpreußen an und wünschte dringend, daß Luise, welche Mitte Juli ihrer vierten Niederkunft entgegensah, ihn begleite. Am 11. April hat sie über diese beschlossene und bevorstehende Reise dem Bruder Georg also geplaudert:

„Ich werde reisen. Wohin, warum, wann und wie, dieses sind Ursachen, die vermutlich diesen Bogen einnehmen werden. Ich reise also mit meinem Mann zu der Huldigung nach Ost- und wirklich (sic!) Preußen, komme vorher durch Danzig, und nachher begleite ich ihn nach Warschau und Breslau, eile mich, daß ich nach Berlin zurückkomme, und halte meine Wochen und bin Ende August fix und fertig. Nun die Frage, wann und wie, die ich geschwinde beantworten werde, um Deine Besorgnisse, die Du wegen mir hast, zu stillen. Der 24. Mai ist zu meiner Abreise bestimmt; den ersten Tag mache ich nur 6 Meilen, um mich allmählich ans Fahren zu gewöhnen, und das Stärkste ist 12 Meilen des Tages. Mein Mann und ich kommen immer an den Hauptorten zusammen an, reisen aber verschieden; da er 20, 25 Meilen des Tages macht, welches zu fatigant für mich wäre, so hat man es so eingerichtet, daß ich kleine Tagereisen mache; dieweil er Revuen hält, die ihn sehr öfters drei und vier Tage an kleinen Orten aufhalten, wie z. B. Stargard, Posen u. s. w., so gewinne ich Zeit und gehe

meinen langsamen, bedächtigen Weg und komme immer zur rechten Zeit an. Außerdem noch werden alle Wege meiner teuren Person wegen ausgebessert, ich habe meinen eigenen Kutscher und Vorreiter, die mich fahren, und die kleine Frau Schultzen mit, die mich warten und pflegen soll, wenn ich des Tages Last und Hitze getragen werde haben. Nun, warum reise ich? — Dieses läßt sich leicht erraten, weil mein Mann es wünscht; dieser Wunsch, ich möchte ihn begleiten, machte mich sehr glücklich, ein neuer Beweis seiner Liebe kann mir nicht gleichgültig sein; eine so große Reise zu machen unter den bewandten Umständen ist höchst angenehm; sonst reiste ich nach Frankfurt, um Krönungen zu sehen, jetzt lasse ich mich beinahe doch nun selbst krönen . . ."

Über die — auch in kulturhistorischer Hinsicht sehr bemerkenswerte — Huldigungsreise geben die Tagebuchblätter der Frau von Voß die erwünschte, zuverlässige Auskunft.

Am 25. Mai, 6 Uhr früh fuhr die Königin von Berlin ab; jede Meile fand man ein Relais und jedesmal auch Blumen, Früchte und Erfrischungen aller Art. Um 3 Uhr traf man in Stargard ein, wohin um 6 der König kam und zwar „sehr guter Laune". An den beiden nächsten Tagen fuhr die Königin in das Lager und zum Manöver. Am 27. übernachtete man in Plathe bei Ostens auf dem Schlosse, wo Deputationen der Bauern, Schlächter, Schneider und Schuster die Königin begrüßten. Den folgenden Tag machte man $9^1/_2$ Meilen bis nach Köslin; überall Deputationen geputzter Bauern, Erfrischungen wurden in den Wagen gereicht oder zierliche Kollationen unter Bäumen oder Zelten serviert, überall Hochrufen, Tücherschwenken und Vivats ohne Ende. Am 29. ging es 6 Uhr morgens weiter, begleitet von einer unglaublichen Menschenmenge, überall Gedränge, Ehrenpforten, Blumenkränze und Erfrischungen. In Stolpe aß man zu Mittag, und eine Menge Damen ließen sich der Königin vorstellen; man überreichte ihr ein schönes Geschenk: Das Porträt des Königs in Bernstein gefaßt, an einer Bernsteinkette. Nach dreistündiger Fahrt erreichte man um 6 Lauenburg, wo die Königin beim Bürgermeister einquartiert wurde, da es beim Grafen Gurowsky „zu schlecht roch".

Am 30. Mai verließ man Pommern und erreichte Danzig. Eine Meile vor der Stadt war ein Zelt aufgeschlagen, worin die Behörden die hohen Gäste begrüßten. Bei der Einfahrt in die Stadt donnerten die Kanonen, alle Schiffe im Hafen hatten geflaggt, eine ungeheuere Menschenmenge empfing mit Jubelrufen die Königin. Der König kam erst um 8 Uhr und war „ein bischen übler Laune von dem unaufhörlichen Vivat-Schreien". Am nächsten Tage wohnte die Königin der Revue bei, besah das Kloster Oliva

mit seinen wundervollen Bauten und fuhr auf den Karlsberg mit seiner herrlichen Aussicht auf Stadt und Meer. Am Abend gab es in Danzig große Illumination, die der Königin so gefiel, daß sie sehr spät zurückkehrte, „worüber der König ganz ungehalten war“. Der 1. Juni aber bildete den Höhepunkt der Danziger Feste: „Um 11 Uhr an den Strand gefahren, wo die Königin von der Kaufmannschaft feierlich empfangen wurde. Eine unabsehbare Menschenmenge war hier versammelt; wir wurden auf eine Art Balkon geführt, der auf dem Deck eines Schiffes errichtet war und von dem aus man zwei Schiffe vom Stapel laufen sah. Auf dem einen war das Bild der Königin, das andere soll den Namen des Kronprinzen führen. Es war in der Tat schön mit anzusehen, wie die Schiffe flott wurden. Dann fuhren auch wir in einer Gondel ins Meer hinaus und schließlich bestiegen wir ein großmächtiges Schiff, das einem der Kaufherren Namens Frantzius gehörte, der mitten darin einen Eßsaal hatte erbauen lassen, wo wir Mittag aßen . . . Es war sehr schön; in meinem ganzen Leben habe ich keinen so schönen Anblick gehabt, als den dieses Hafens. Nach dem Essen ließen wir uns in den unteren Teil des Schiffes führen; auch König und Königin gingen unten herum und sahen Alles an; und nachher fuhren wir in einer Schaluppe noch einmal ganz weit hinaus in die sonnengoldene Ostsee! — Es war ganz wundervoll über das leuchtende Meer hinzusehen, belebt von der Masse der Fahrzeuge, die dem unsrigen folgten und es umschwärmten, dabei die ganze Luft zitternd von den Hurrahs und Freudenrufen für König und Königin; das machte ihnen Beiden eine große Freude! — Um 9 Uhr stießen wir ans Land und zogen uns nun eiligst an, um auf den Ball der Kaufmannschaft zu gehen. Die ganze Stadt war noch schöner als gestern illuminiert; in der Börse, wo der Ball stattfand, waren viel frohe, glückliche Menschen beisammen, und das ganze Fest war sehr glänzend . . .“

Am 2. Juni, 8 Uhr morgens nahm man Abschied von Danzig und setzte bei der Klemensfähre über die Nogat. Die Königin befand sich sehr schlecht; die Hitze, die vielen Bauern und das schreckliche Gedränge verursachten ihr heftige Kopfschmerzen, zumal man erst nach 11 Uhr abends das Nachtquartier in Frauenburg erreichte.

Am Nachmittag des 3. näherte man sich, immer unweit des Frischen Haffes fahrend, dem Hauptziele der Reise. Aber „vom letzten Relais vor Königsberg an bis zur Stadt selbst war die Hitze, der Staub und das Menschengetümmel so arg, daß man buchstäblich nicht mehr sehen und atmen konnte. Alle Häuser der Stadt waren mit Fahnen, Kränzen und Flaggen bedeckt, überall war Musik; am Tor eine Menge weiß gekleideter junger

Mädchen, die der Königin einen großen Korb voll der schönsten Blumen brachten. Wir fuhren quer durch die Stadt an den Strand, wo unzählige beflaggte und bekränzte Schiffe an den Quais entlang lagen, alle Matrosen weiß angezogen, die uns mit Hurrah-Rufen begrüßten und ihre Hüte schwenkten. Vor dem Schloß standen alle Generale und höheren Offiziere und außerdem eine solche Masse Menschen, daß es sich nicht beschreiben läßt". Die Königin wurde von Damen des hohen Adels im Schlosse empfangen, „hielt dieselben jedoch nicht lange bei sich fest und zog sich bald zurück. Das Schloß ist groß, aber häßlich".

Eine volle Woche blieb man in Königsberg. — Am 4. Juni gab es große Cour mit „Präsentationen ohne Ende". Der 5. war der „Tag der Huldigung. Die Predigt um 8 Uhr war erträglich; danach wurde das Tedeum gesungen und wir gingen wieder in die Zimmer der Königin, wo der Minister Haugwitz zwei Reden vorlas, eine lateinische an die Bischöfe und eine deutsche an die Minister, und diese dann in Gegenwart des Königs den Eid leisteten. Jetzt stellte sich der König unter den Thron-Himmel, der Graf Bronikowsky hielt eine sehr schöne Rede auf polnisch und der Präsident Wagner eine auf deutsch. Alles war tief gerührt. Die Fremden und die Beamten aßen im Moskowiter-Saal, der unglaublich groß ist; die Tafel des Königs war in seinen Zimmern. Nach Tisch zog man sich eine Stunde zurück. Abends gingen die Majestäten zum Minister Groeben. Die Studenten brachten einen Fackelzug, eine Serenade und ihre Huldigungen dar". — Auch die nächsten Tage waren für die Königin reich an gesellschaftlichen Strapazen, die man ihr bei ihrem Zustande lieber hätte ersparen sollen!

In dem Moskowitersaale war am 6. ein großes Fest: „Alles, was nur möglich war, hatte man eingeladen und doch war noch viel Platz übrig, außer in dem Teil des Saales, in dem die arme Königin sich befand und wo das Gedränge ganz furchtbar war. Man erstickte beinahe; . . . die Königin blieb bis 11 Uhr. Das Fest war in der Tat sehr schön und alle Erfrischungen wurden umhergereicht durch Mädchen im National-Costüm der Polinnen und der Dünenbewohner, was allerliebst aussah." — Die folgenden Tage fuhr die Königin zu den Truppen ins Lager und dinierte dort mit dem Könige unter einem Zelte; am Abend des 8. „mußten wir noch einmal andere Toilette machen, und fuhren dann in einen herrlichen Garten, in dem die Stände ein wunderschönes Fest gaben. Der Fluß fließt an demselben vorbei und teilt die Stadt in zwei Teile und dieser Garten, ebenso wie die Gärten auf dem jenseitigen Ufer, waren reizend illuminiert. Es waren über 3000 Menschen zu diesem Fest eingeladen, die Handwerker und kleinen Bürger

hatten für sich allein einen der Gärten erleuchtet und über demselben in der Luft schwebte ein großes Transparent: „Heil dem König und der Königin", was sehr gut aussah; auch fuhren wir auf einer Schaluppe das Ufer entlang und die Majestäten stiegen in diesem vorerwähnten Garten aus und gingen darin umher. Auf dem Wasser waren allenthalben große Boote mit Musik-Chören darauf und als wir in den Garten der Stände zurückkehrten, wurde hier ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt. Man tanzte in dem dazu gehörigen Gebäude, zu gleicher Zeit in drei Sälen; die Königin tanzte eine Polonaise mit dem Minister Graf Groeben und eine zweite mit dem Grafen Bronikowsky. Das ganze Fest war wundervoll und wir kamen erst lange nach Mitternacht wieder nach Hause".

Mit sehr gemischten Gefühlen verließ die Königin am 10. Juni — der rex war schon am Tage vorher abgereist — das gastliche Königsberg und in fast genau südlicher Richtung ging es auf Warschau (das seit 1795 bekanntlich in Preußen einverleibt war). Der Postillon warf aus Ungeschicklichkeit den Wagen der Königin um, „der Schrecken war groß, aber Gott sei gepriesen, sie blieb ganz unverletzt"; doch war sie noch am Abend sehr angegriffen und soupierte allein in ihrem Zimmer. Am nächsten Tage brach man erst um 9 Uhr auf; auf dem ganzen Wege wurden wieder die schönsten Blumenkränze in den Wagen geworfen. Gegen Abend erreichte man Ortelsburg: „Es ging hier schon etwas polnisch zu; ein Offizier von den Füsilieren von Bülow war hier postiert mit 30 Mann zu unserer Bedeckung"; auch hatte der Minister von Schrötter an diesem und den folgenden Tagen seinen Koch geschickt, damit die Reisenden das gewohnte, genießbare Mahl bereitet fänden. — Am 12. Juni passierte man Willenberg und um 3 Uhr das polnische Chorzele, „ein abscheuliches Städtchen"; man übernachtete auf einem „hübschen, aber entsetzlich unreinlichen Gute" des Herrn von Wribidoff. — Der Bischof von Pultusk empfing die Königin am 13.; in Sternice bewirtete sie ein alter Graf mit Obst und in Jablona, einem reizenden Schlosse des Fürsten Poniatowsky, traf man wieder mit dem Könige zusammen.

Gemeinsam fuhren die Majestäten in strömendem Regen weiter und erreichten um 6 Uhr „ganz durchgeregnet" endlich Warschau; die Fahrt durch das in Trümmern liegende Praga bot einen herzzerreißenden Anblick (im November 1794 hatten es die Russen unter Suworow zerstört). Das Königspaar stieg in dem „großen und ungemein gut eingerichteten und möblierten Schlosse" ab; bis zum 17. Juni blieb man in Warschau, wo wiederum rauschende Feste, große Couren, Bälle, Illuminationen und Theater-

vorstellungen einander ablösten. Die Königin — wen wird es wundernehmen? — fühlte sich oft sehr ermüdet und erschöpft, aber gerade hier — unter der noch nicht drei Jahre mit Preußen verbundenen Bevölkerung — erfüllte sie ihre Aufgabe als Landesmutter im Sinne der Sätze ihres (oben zitierten) Briefes an den Bruder: „Alsdann weiß ich mit Zuverlässigkeit, daß ich meinem Mann von Nutzen bin. Du weißt, er liebt nicht Cour Gêne, Etiquette und wie die Dinger alle heißen, und diese Reise ist eine Kette von solchen Dingerchen; ich werde also diese Last ehrlich mit ihm teilen, und die Gêne fällt größtenteils auf mich zurück, die ich aber nicht achten werde. Ich werde alles anwenden, um ohne Zwang die Liebe der Unterthanen durch Höflichkeit, zuvorkommendes Wesen, Dankbarkeit da, wo man mir Beweise der Liebe und Anhänglichkeit geben wird, zu gewinnen und zu verdienen, und so, glaube ich, werde ich mit Nutzen reisen." — Wenn die Voß über den Warschauer Aufenthalt in ihr Tagebuch schreibt: „Man betet die Königin hier förmlich an", so finden wir in dem Berichte Parandiers ans Pariser Direktorium dafür die objektive Bestätigung: „Der hinreißenden Schönheit und Anmut der Königin ist es gelungen, über die Abneigung der Polen zu triumphieren."

Am 18. Juni früh — der König war am Abend vorher nach Neiße aufgebrochen — setzte die Königin die mühsame Reise in südwestlicher Richtung auf Schlesien zu fort — überall durch Ehrenpforten, Deputationen, Musik, Fahnen und Blumenspenden begrüßt und gefeiert. Besonders glänzend bewirtete sie Fürst Michael Hieronymus Radziwill (dessen zweiter Sohn, Anton Heinrich, 1796 die einzige Schwester des Prinzen Louis Ferdinand geheiratet hatte): „Nach dem Essen fuhr man nach Arkadien, einem entzückenden Aufenthalt, wo ein Tempel von Krystall für die Königin erbaut worden war. Mitten im See war eine reizende kleine verzauberte Insel, an seinen Ufern ein Gehölz voller Spazierwege, Monumente, Wasserfälle, Grotten und Überraschungen ohne Ende." — Der 20. Juni scheint der unerquicklichste Tag der fünfwöchentlichen Huldigungsreise gewesen zu sein: Von 9 Uhr morgens bis 8 Uhr abends saß man im Wagen, um dann bei einem polnischen Starosten zu übernachten, bei dem fast niemand deutsch sprach und wo es sehr langweilig und unreinlich war. — „Dem Himmel gedankt, als wir um 9 weiter konnten!" beginnt aufatmend die Niederschrift des nächsten Tages; dieser brachte sie nach dem posenschen, der schlesischen Grenze nahen Kempen, „wo die Juden, die hier überall die Hauptrolle spielen, eine hübsche Tafelmusik besorgt hatten"; auch spielte man sehr schöne polnische Volkslieder. Gegen Abend empfing die Reisenden eine Meile vor Oels der Herzog (es

war der Oheim des berühmten, am 16. Juni 1815 bei Quatrebras gefallenen); sie mußten in seinen Wagen steigen, „der mit acht sehr schönen Pferden bespannt war, die aber unter einem Triumphbogen vor der Stadt, wo Empfang war und sie still halten sollten, einen Heidenlärm machten. Mit Mühe wieder zur Ruhe gebracht und gebändigt, brachten sie uns glücklich bis zum Schloß, wo sie denselben Spektakel anfingen, sobald sie anhalten sollten, und man Hals über Kopf nur eilends aussteigen mußte". Bis Mitternacht dauerte das Fest im Schlosse, so daß die arme Königin am andern Morgen sehr erschöpft war; aber es gab auch in Oels — „diesem fatiganten Orte" — keine Ruhe: Diner von 3—5, dann Theater mit dem Festprolog für die Königin, das bis 11 dauerte, so daß man erst um 1 schlafen ging.

Am 23. Juni gegen Mittag wurde Breslau erreicht. „Eine Meile vor der Stadt fingen bereits das Vivatrufen und Freudengeschrei, die Ehrenpforten, das Blumenwerfen und das Getümmel der Menschenmenge an, das nicht mehr aufhörte, bis wir im Palais ausstiegen. Diese Stadt scheint ganz furchtbar stark bevölkert. Vor den Toren kamen die Söhne und Töchter der Kräuter, d. h. der Gemüsegärtner, die meilenweit um dieselbe alles Land inne haben, in ihrer sehr reichen Tracht, streuten Blumen und überreichten der Königin ein wunderhübsches Gedicht, im dortigen Volksdialekt geschrieben und hergesagt. Vor dem Königlichen Schloß waren alle Vornehmen und alle Behörden zum Empfang versammelt. . . . Die Königin nahm nur ein bischen Suppe und wartete mit dem Diner auf den König, der erst um 7 Uhr kam. Abends war großes Fest der Kaufmannschaft im Zwinger-Saal, wo eine wahrhafte Unmasse von Menschen versammelt war. Die Kaufmannschaft machte der Königin eine wundervolle Kassette zum Geschenk; darin lag ein vollständiges, wirklich prachtvolles Kinderzeug, mehrere Stücke einer feenhaft feinen, schönen Leinewand, ein reizendes Wiegenband und ein Kunstwerk von einer Kinderklapper von Silber mit kleinen Medaillen behangen und an einer goldenen Kette befestigt." Die Veranstaltungen in Schlesiens Hauptstadt scheinen alles bisher von alten und neuen Untertanen Gebotene übertroffen zu haben — oder war man durch die letzten polnischen Tage wieder doppelt aufnahmefähig geworden? — Am 24. war eine Illumination, „wie man noch nie eine gesehen hat"; in dem Garten des Fürsten Hohenlohe war es tageshell, „das ganze Fest war über alle Beschreibung glänzend und prachtvoll". Am nächsten Abend beschloß „eine reizende Illumination der ganzen Stadt, aller Gärten der weitläufigen Vorstädte und vor Allem der Kirchen und der schönen malerischen Oderufer" die Breslauer dreitägigen Festlichkeiten. Beim Abschiede waren „Alle ganz gerührt und traurig, Breslau



Medaille auf die Huldigung Schlesien's.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 1. Jahrgang.)

zu verlassen, wo es so schön war! Die Gemütlichkeit und Wärme, mit der die Königin hier aufgenommen worden, entzückte sie und uns alle!"

Am 26. Juni ging es dann über Grüneberg, Crossen und Polkwitz nach Frankfurt an der Oder, wo der Bürgermeister mit allen Generalen und Offizieren der Garnison ein großes Dejeuner gab. Am Mittag desselben Tages — den 28. — traf man in Steinhövel wieder mit dem Könige zusammen, der später aus Breslau abgefahren war. — Endlich, endlich am 29. Juni erreichte man wieder Charlottenburg: Freudiger Empfang von der Familie und einer „Masse Menschen". — Wer aber wird froher gewesen sein, als die Königin, zumal sie in zwei Wochen ihre Niederkunft erwarten konnte? — Mag unsere kurze Schilderung dieser Reise schon manchen Leser ermüdet haben, wie unendlich mehr würde er die Geduld der königlichen Frau bewundern, wäre er verdammt, diese Route — Berlin—Königsberg—Warschau—Breslau—Charlottenburg — zu Wagen in eigener Person ihr nachzufahren? —

* * *

Fast unmittelbar an diese Reise schloß sich der Akt der Huldigung in Berlin. Im Sinne des Königs mußten alle Überschwenglichkeiten vermieden werden: Eine Illumination der Stadt verbat er sich, selbst die des Gebäudes der Königlichen Akademie; der vor dem Anfang der Linden errichtete Triumphbogen wurde wieder abgetragen; das gleiche Los traf einen amphitheaterähnlichen Bau vor dem Schlosse, — kurz es gab „viel Not und Zänkereien wegen der Vorbereitungen". Der Weiße Saal im Schlosse war wundervoll dekoriert, denn er fand nicht nur den Beifall der Königin, sondern auch den

der, in solchen Dingen ebenso erfahrenen, wie geschmackvollen Frau Oberhofmeisterin. Diese beschreibt den 6. Juli, den Huldigungstag, folgendermaßen:

„Um sieben Uhr schon fuhr ich mit der Königin von Charlottenburg aus zur Stadt, wir zogen uns à la Romaine an für die Huldigung. Dann fuhr die Königin mit acht Pferden in Gala zur Kirche und ich mit ihr. Der König und alle Prinzen erwarteten sie dort in den langen Mänteln des Ordens. Nach der Kirche wurde sie auf den Balkon des Weißen Saales geführt, um von diesem aus der Huldigung der Stände beizuwohnen. . . . Es war wundervoll! Im Baldachin-Zimmer hatte man einen Thron errichtet. Das ganze Volk leistete den Eid, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, auf dem weiten Raume, und der Anblick des Platzes war großartig und ergreifend, das ganze Schauspiel über alle Worte hinaus rührend und erhaben! — Die Kanonen donnerten die ganze Zeit über, die Glocken läuteten und die Vivats der Volksmenge, besonders für die Königin, die mit Segenswünschen und Jubelrufen die Luft erfüllten, nahmen kein Ende. . . . Abends zurück nach Charlottenburg."

* * *

Hier bewohnten die Majestäten den rechten, 1742 von Knobelsdorf errichteten Flügel des gewaltigen Schloßkomplexes. Ihre Zimmer waren — gleich denen im nordwestlichen Teile des Potsdamer Stadtschlosses und wie die oben geschilderten im Palais Unter den Linden — im Geschmacke Ludwigs XVI. eingerichtet worden: „Von königlicher Pracht war allein ihr Schlafzimmer, vollständig mit einem schweren Stoffe bekleidet, in welchem breite gelbe Atlasstreifen mit Blumen auf weißem Grunde abwechselten. In einem Alkoven stand das Himmelbett." In diesem — unverändert erhaltenen — Raume schenkte Königin Luise am 13. Juli frühmorgens einer Tochter das Leben. „Das Kind ist gesund und hübsch, aber die arme Königin war äußerst schwach." — Wir staunen über die Unvernunft, mit der die Wöchnerin — zumal nach den Strapazen der kaum überstandenen Reise — behandelt wurde: Der König ließ noch am selben Tage in seiner, ja an sich so begreiflichen Freude — war es doch nach zwei Söhnen die erste Tochter! — alle Prinzen und Prinzessinnen in ihr Zimmer; auch die folgenden Tage lief „immer alles hinein zu der armen Königin, die so matt ist; das bringt mich wahrhaft in Verzweiflung", klagt die treue Voß, welche, so viel es nur die zahlreichen Besuche erlaubten, stets bei ihrer „Engels-Königin" war. — Am 3. August wurde das Kind auf die Namen Friederike Luise Charlotte Wilhelmine getauft; als Alexandra Feodorowna wurde sie später die Gemahlin Zar Nikolaus' I.



Charlottenburg.
Nach einem Stiche von C. B. Schwarz. 1787.

Zur Erholung siedelte man im Spätsommer nach Paretz über. Der Oberst und Generaladjutant des Königs, Karl Leopold von Köckritz, hat in einem — oft zitierten — Briefe vom 22. September diese Wochen also beschrieben: „Ich habe mit unseren gnädigen Herrschaften auf ihrem Landgute Paretz . . . frohe Tage verlebt. Wir haben uns ungemein divertiert, alles Angenehme des Landlebens in ganzer Fülle genossen, wobei Jagd und Wasserfahrt die Hauptbelustigungen waren. Mein guter Herr würde auch noch nicht so bald das ruhige Landleben, wofür er mit seiner Gemahlin so viel Gefühl und Stimmung hat, mit dem quälenden Geräusch der großen Stadt verwechselt haben, wenn nicht Geschäfte seine Gegenwart erfordert hätten. Die guten Menschen genossen mit einem heiteren Herzen so ganz das Einfache der Natur; entfernt von allem Zwange, nahmen sie herzlichen Anteil an den naiven Äußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste; die hohe schöne Königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und -Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande Freiheit und Gleichheit, ich selbst dachte nicht daran, daß ich 55 Jahre zurückgelegt, und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß Excellenz. O wie waren wir Alle so glücklich!“

* * *

Der Januar 1799 hat der Königin Luise einen tiefen Schmerz bereitet: Schwester Friederike, die unzertrennliche Gefährtin, mußte den Hof verlassen, da es bekannt geworden war, daß sie sich einige Monate vorher im geheimen mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels hatte trauen lassen.

Er war im Herbst 1797 zu den Manövern in Berlin gewesen: „Es ist,“ hatte Luise damals an Bruder Georg berichtet, „ein guter angenehmer junger Mann; er hat viel Unglück gehabt, das macht ihn ein wenig verschlossen, schade ist es, daß er keinen Freund hat. Seine besten Freunde sind tot, sowie seine liebste Schwester.“ Wesentlich anders beurteilte ihn allerdings die Voß: „Ein Prinz Solms von den Husaren, der mir sehr windig zu sein scheint und mir gar nicht gefällt“ und drei Wochen später: „Zu Tisch immer dieser ewige Prinz Solms.“ Von den Beziehungen zwischen ihm und der Schwester ahnte die Königin bis zu ihrer Entdeckung im Januar 1799 nichts: In diesen Tagen hat sie ihr Herz der Oberhofmeisterin, wie einer mütterlichen Freundin, rückhaltlos ausgeschüttet, und diese vereinte ihre Tränen mit den ihrigen. Wie sie litt und doch an nichts anderes dachte, wie an

das künftige Glück der geliebten Schwester, das hat sie dem Bruder also vertraut:

„Sie ist fort! ja, sie ist auf ewig von mir getrennt. Sie wird nun nicht mehr die Gefährtin meines Lebens sein. Dieser Gedanke, diese Gewißheit umhüllen dermaßen meine Sinne, daß ich auch gar nichts Anderes denke und fühle. Ach Gott! helfe mir diese schwere Trennung tragen. Der Himmel allein weiß, was ich die Zeit über litt, und wie viel Tränen heimlich des Nachts mein Lager netzten. O! wie gerne will ich dieses Alles erduldet haben und mit Freuden noch ein Mal (dieses ist zwar schrecklich) so viel auf mich laden, hätte ich nur die Gewißheit, daß ihre Zukunft heiter und glücklich wäre. Ach! lieber George, wie viel Prüfungen sind wir unterworfen, und wie unbegreiflich sind die Ratschlüsse Gottes! Das unumschränkte Vertrauen, was ich zu Gott habe, der Glaube an seine Liebe erhält mich, daß ich nicht ganz kleinmütig werde. Wenn ich mir vorstelle, daß Friederike unglücklich werden könnte, so recht elend und gequält, so kann ich Augenblicke haben, wo ich ganz verzweifelt und trostlos bin. Ach, gütige Vorsehung, verhindere dies. Es wäre mein Tod, das fühl ich, so wahr ich lebe. O lieber George, ich kann nicht mehr.“ Sie mußte aufhören zu schreiben, „weil ihre Tränen sie erstickten und sie ihnen freien Lauf lassen mußte, um ihrem armen zerrissenen Herzen Luft zu machen.“

Einige Tage später konnte sie ruhiger fortfahren: „Ich habe meine Pflichten treu und redlich erfüllt und habe mir nicht den geringsten Vorwurf zu machen, weshalb ich auch eine Art Ruhe genieße, die ich einem Jeden wünsche. Mein Trost ist, daß sie den Prinz Solms über Alles liebt, daß sie in ihrer neuen Carriere, wenn sie will, glücklich werden kann. Daß sie ihn liebt, beweist ja wohl die heimliche Verbindung, die sie einging, aus Furcht von ihm getrennt zu werden; wenn sich diese erhält, so ist Alles gewonnen. . . .“

Die Frau von Voß schildert uns den Gemütszustand ihrer Herrin, deren eigene Worte gewissermaßen ergänzend: „Diese Entdeckung und alle Nebenumstände haben der Gesundheit meiner armen Königin sehr geschadet. Ihre tugendhafte, engelsreine Seele hat dabei mehr gelitten als sich aussprechen läßt, und das Gefühl, so lange getäuscht worden zu sein, war auch hart für sie. Man konnte sie nicht ohne inniges Mitleid ansehen; ihr tiefer Gram über das Geschehene war ergreifend und dennoch hatte sie eine solche Herrschaft über sich selbst, daß sie denselben der Welt niemals zeigte. Sie verlor in dieser Schwester eine zärtlich geliebte Gefährtin, die sie seit ihrer ersten Kindheit nie verlassen hatte. Aber vielleicht war dieser Verlust dennoch ein

Gewinn für die Königin, und es war besser für sie, die Prinzessin zu entbehren, als wenn dieselbe immer neben ihr geblieben wäre."

Luise hat diesem Urteil schwerlich beigestimmt; in ihrem Briefe vom 31. März an die Voß lesen wir die von innigster Schwesterliebe eingegebenen Zeilen: „Meine Gesundheit ist gut, aber das ist auch alles, was ich Ihnen erträgliches von mir sagen kann, denn im übrigen bin ich so traurig und so niedergeschlagen, daß ich kaum die Haltung zu bewahren weiß, wenn es unbedingt sein muß. Ich fühle mehr als je, daß die Vergleiche nichts taugen, und die sind es, welche ich anstelle zwischen meinem Aufenthalt hier im vergangenen Herbst und dem gegenwärtigen, welche meine Traurigkeit verursachen. Damals war ich von einer, in meinen Augen unschuldigen und geliebten Schwester umgeben, jetzt von ihr getrennt, scheint es mir, daß die Erinnerung an sie sich mit mehr Stärke hier vergegenwärtigt, wo ich seit ihrer Abreise noch nicht gewesen bin, und daß ich sie überall finden muß. Die Gründe, welche uns trennen, zerreißen mein Herz und ich habe für einige Zeit die Seelenruhe verloren, die ich anfing zu genießen." Doch schon am folgenden Tage kann sie schreiben: „Die Vernunft hat über eine allzu große Empfindsamkeit triumphiert, welche das Los meines Herzens ist, die aber mit ein wenig Überlegung in die Grenzen zurückkehrt, die notwendig sind zum Leben in der Gesellschaft, wovon ich ein Glied bin." — In eben dieser Gesellschaft aber hat man ihr die rasche Aussöhnung mit Friederike verargen zu müssen geglaubt — „eine Sache, die mich jammert. . . . Ich bin ein schwaches Weib, das fühle ich alle Tage mehr; aus Güte des Herzens werde ich schwach. Ich wünschte, es ginge allen Menschen wohl, deshalb verzeihe ich leicht, vergesse gern und schelte nicht, wo ich sollte, um nicht zu betrüben, und ich fürchte, ich stifte doch nichts Gutes, weder außer mir noch in mir; denn die menschliche Natur ist verdorben, sie will Härte um der Besserung willen, sie dürfen nicht geschont sein, und ich habe mir zum Grundsatz gemacht, sanft, schonend, gütig gegen Jeden zu sein, und eben dadurch, fürchte ich, werde ich schwach und meine Selbständigkeit verlieren. . . . Kommt es bloß auf mich allein an, so traue ich mir zu, nicht schwach zu sein, so wenig in meinen Handlungen als in meinem Urteile. Ist aber ein Anderer damit verbunden, hat mein Urteil Einfluß auf das Wohl eines Zweiten, so schwanke ich, obgleich das Gefühl des Rechts tief und klar in meinem Herzen schlägt. Was ist dieses Schwanken? Ist es Schwäche oder ist es Menschenliebe? Seine Pflichten zu erfüllen, ist schön, und ich setze schnell hinzu: und schwer."

* * *

Im Frühling dieses Jahres hat Königin Luise sich in Potsdam also höchst unbehaglich gefühlt, zumal auch die Witterung kalt und feucht war. „Dank einem Berge brennender Kohlen und einem erstaunlichen Feuer bin ich dahin gelangt, mich zu erwärmen. Aber, gestern [31. März] wäre ich beinahe der heftigen Kälte erlegen, welche alle meine Adern erstarren machte. In diesem Augenblicke schneit es, ein hinreißender und im höchsten Grade amüsanter Anblick, es ist um toll zu werden. Potsdam bietet einen traurigen, schrecklichen [Anblick], alles ist so kalt, alles ist so ruhig . . . Ich habe ganz rote und dicke Augen und überdies bin ich bleich, um die Toten zu erschrecken."

Mit Freuden begrüßte sie daher die längere Reise in die westlichen und südlichen Gebiete der Monarchie, auf der auch die Geschwister in Thüringen und die trauten Maingegenden besucht werden sollten. — Am 25. Mai reisten die Majestäten über Magdeburg und Braunschweig nach Petershagen bei Minden an der Weser. Hier sah Luise zuerst den Freiherrn Heinrich Friedrich Karl vom Stein, der seit 1796 Oberpräsident sämtlicher westfälischer Kammern war; auch machte sie die **Bekanntschaft** des damaligen Landrates von Vincke, der ihr im Herbst Ansichten der westfälischen Pforte sandte, die sie „durch den ungünstigen Nebel verhindert worden war, bei der Überfahrt über die Weserbrücke zu betrachten".

Am 1. Juni eilte Luise von Minden „auf kürzestem Wege" zu Schwester Charlotte nach Hildburghausen, wo eine Begegnung mit dem Vater und den übrigen Geschwistern stattfand, über welche leider keine Aufzeichnungen vorliegen. Begleitet von Friederike und Georg traf sie am 8. in Wilhelmshöhe bei Kassel mit dem Könige wieder zusammen, der inzwischen in Wesel die Truppen inspiziert hatte. Nach mehrtägigem Aufenthalt bei der Schwägerin Auguste (s. S. 69) erreichten die Majestäten — nebst Friederiken und Georg — am Abend des 14. das — seit 1791 zu Preußen gehörige — Baireuth, wo der Staatsminister Freiherr Karl August von Hardenberg den Führer machte. Vor den Toren des nachbarlich unliebenswürdigen Nürnberg nahmen König und Königin vier Tage darauf bei Fürth eine große Truppenschau ab, dann ging es durch das Ansbachische über Aschaffenburg nach Wilhelmsbad bei Hanau.

Von hier aus wurden Darmstadt und Frankfurt mit all ihren lieben Stätten trauter Erinnerungen einer heiteren Jugendzeit besucht; auch Malchens, der Gespielin aus Schloß Broich, hat die Königin nicht vergessen: Die nunmehrige Frau Pastor Blum erhielt sogar eine Einladung nach Berlin. In Frankfurt wohnte die Königin in dem Palais ihrer Schwester Taxis; sie ließ

den kurzen Aufenthalt in der alten Mainstadt nicht vorübergehen, ohne der Frau Rat Goethe in der liebenswürdigsten Weise zu gedenken. Mit ihrer köstlichen Frische hat die ewig jugendliche Greisin darüber dem Sohne nach Weimar also berichtet:

„Mir ist eine Ehre wiederfahren, die ich nicht vermutete — die



Goethes Mutter.
Nach dem Original im Besitze der Frau M. Heuser-Nicolovius in Köln.

Königin ließ mich durch ihren Bruder einladen zu ihr zu kommen, der Prinz kam um Mittag zu mir und speiste an meinem kleinen Tisch — um 6 Uhr holte er mich in einem Wagen mit zwei Bedienten hintenauf in den Taxischen Palast — die Königin unterhielt sich mit mir von vorigen Zeiten — erinnerte sich noch der vielen Freuden in meinem vorigen Haus [sie wohnte damals am Roßmarkt im goldenen Brunnen] — der guten Pfannekuchen u. s. w. Du lieber Gott! was so etwas vor Wirkung auf die Menschen

macht! Das war gleich in allen Kaffe- und Weinhäusern, in großen und kleinen Gesellschaften — es wurde in den ersten Tagen nichts anderes geredet, als die Königin hat die Frau Rat durch den Erbprinzen von Mecklenburg zu sich holen lassen — und wie ich strapaziert wurde alles zu erzählen, was alles da wäre abgehandelt worden, mit einem Wort: ich hatte einen Nimbus ums Haupt, der mir gut zu Gesichte stand."

Am 30. Juni ging es wieder ostwärts und zwar auf Weimar. „Heftige Gewitterregen hatten die Wege zerrissen, man gelangte nur mit Mühe vorwärts: der Herzog Carl August von Weimar war der Königin entgegen gekommen und begleitete mit einigen Herrn seines Gefolges den königlichen Wagen zu Pferde. Von einem Berg, die hohe Sonne genannt, ging der Weg einen steilen Abhang im Zickzack hinab; diese Seite des Berges hieß die Schnecke und die Herabfahrt an derselben galt für gefährlich. An der schlimmsten Stelle bricht plötzlich der Hemmschuh, der Wagen schießt vorwärts, der Herzog zieht den Degen, sprengt auf das Handpferd los und sticht es nieder. Das zu Boden stürzende Tier hält den Wagen auf, die Königin ist gerettet. Der Herzog wirft sich vom Pferde, reißt den Schlag auf und hebt sie auf seinen Armen aus dem noch schwankenden Wagen. Das letztere war im Grunde nicht mehr nötig, da die Gefahr vorbei war, in dem Entsetzen des Herzogs, der die Fürstin so gefährdet gesehen hatte, aber vielleicht begreiflich."

Am 2. Juli wohnten die Majestäten in Weimar mit dem herzoglichen Hofe der Aufführung von „Wallensteins Tod" bei. — Auf Schillers freudig stolze Frage an Goethe (Brief vom 4. Juni): „Ist es denn wahr, daß die Königin von Preußen den Wallenstein in Berlin nicht hat wollen spielen sehen, um ihn in Weimar zuerst kennen zu lernen?" hatte ihm dieser geantwortet: „Es ist an dem, daß der König und die Königin den Wallenstein in Berlin nicht gesehen haben, und wirklich, wie es scheint, um dem Herzog ein Kompliment zu machen, der sie wegen der Wahl der Stücke befragte und wegen dieses Trauerspiels ihre Zustimmung erhielt." — Schiller wurde von Jena herüber entboten und Goethe schrieb ihm am 29. Juni: „Sollten Sie sich entschließen bei uns zu bleiben, so könnte ein Bett bald aufgestellt werden, wenn Sie bei mir einkehren und die beiden Tage der königlichen Gegenwart mit uns überstehen wollten." Im Briefwechsel der beiden Freunde wird des Ereignisses — so dürfen wir es ja wohl nennen — nicht weiter Erwähnung getan, aber an Körner, den Vater des Dichters, meldete Schiller: „In Weimar war ich bei des Königs von Preußen Anwesenheit und habe mich dem königlichen Paar auch präsentiren müssen. Die Königin ist sehr

grazios und von dem verbindlichsten Betragen. Der Wallenstein wurde gespielt, und mit großer Wirkung." — Leider ist keine Äußerung Luisens über den Eindruck dieser Begegnung mit dem Dichter bekannt geworden.

Am 7. Juli ist sie mit ihrem Gemahl nach sechswöchentlicher Abwesenheit von Weimar über Halle und Dessau wieder in Potsdam eingetroffen.

* * *

Aus den beiden nächsten Jahren, dem letzten des alten und dem ersten des neuen Jahrhunderts, ist wenig Bemerkenswertes über das Leben der Königin zu erzählen. — Am 30. März 1800 starb ihre im Oktober 1799 geborene Tochter Friederike, die von der Geburt an „überaus zart" gewesen war; so verstehen wir die Worte ihres Gemahls: „Das Ereignis ... konnte uns nicht überraschen: wir mußten es erwarten und müssen es mit Mut ertragen. Schon Deine Gesundheit und Gott sei gedankt, wenn er uns unsre drei Ältesten erhält."

Im Sommer besuchten König und Königin wieder Schlesien. Von Warmbrunn aus bestieg man den Kynast und am 18. August mit der Familie des Grafen Schaffgotsch die Schneekoppe: Das Wetter war herrlich; Luise ritt „im Amazonen-Anzuge" mit ihrem Gemahl an der Spitze der zahlreichen geladenen und ungeladenen Teilnehmer. Als der König „hinschauend in die Unermeßlichkeit weiter Ebenen und steiler Abgründe, ernst ... sein Haupt entblößte und sie mit ... gefalteten Händen neben ihm stand, ... trat eine Pause feierlicher, andächtiger Stille ein ... dieser Augenblick — sagte nachher oft die Königin — ist einer der seligsten meines Lebens; es war mir, als wäre ich, erhoben über die Erde, Gott näher." — Am folgenden Tage befuhren die Majestäten die schiffbaren Stollen bei Waldenburg; die feierliche Stille, das magische Helldunkel, der Gesang der Bergleute — alles machte auf die Königin den tiefsten Eindruck, so daß sie entzückt in die Worte ausbrach: „Ja, ja, auch unter der Erde ist's schön und prächtig ... Nein, das kann und werde ich nie vergessen!" — Der Graf von Hochberg veranstaltete auf dem Turnierplatz seiner alten Burg Fürstenstein zu Ehren der Königin ein glänzendes Ritterspiel nach mittelalterlicher Weise, wobei die hohe Frau den Siegern im Ringelstechen den Dank erteilte. — Nach kurzem Besuche Breslaus und einem mehrtägigen Aufenthalt im Lager von Lissa kehrten die Majestäten anfangs September nach Charlottenburg zurück; im Spätherbst siedelte man nach Potsdam über und erst am 21. Dezember nach Berlin.

Noch ruhiger verlief das nächste Jahr. Die Königin begleitete nur im Herbst ihren Gemahl auf acht Tage zu den Manövern bei Magdeburg und verlebte die ganze übrige Zeit in Charlottenburg, Paretz, Potsdam und Berlin. Am 29. Juni wurde ihr in dem Prinzen Karl ihr sechstes Kind geboren. —



Landgräfin Georg von Hessen-Darmstadt.
Nach einem Ölbilde im Besitze Sr. K. H. des Großherzogs von Hessen.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Mit herzlichem Anteil begrüßte sie die — seit ihrem vorjährigen Geburtstag zur Gräfin erhobene — Frau von Voß am 15. August als Urgroßmutter: „Auf der Promenade erhielt ich die glückliche Neuigkeit. Gott sei tausendmal gesegnet! Ich beglückwünsche Sie von Grund meiner Seele, teure Urgroßmama . . . Möge das Neugeborene immer wie seine Eltern der geliebte Gegenstand einer achtbaren Familie sein und möge es den Spuren derjenigen

folgen, die ihm das Leben geben. Ich bin erzürnt über die Leiden und den Schmerz, die es seiner armen Mutter gemacht hat; möge sie in der Folge immer so viel Befriedigung davon haben, wie sie heute empfindet, es an ihren mütterlichen Busen zu drücken. Wenn nur die Krankenwache, die Hitze, die Sorgen Ihnen nicht schaden, teure und gute Freundin. Keine Ihrer Freundinnen teilt die Freude der Familie wie ich. Gott segne Sie alle und mache Sie so glücklich, wie ich es ersehne. Die gütige Vorsehung, die mich so oft erhört hat, wird dieses Mal nicht die Wünsche verweigern ..." — Um der Wöchnerin ein Vergnügen zu bereiten, bittet sie die Voß, derselben ihr „Geschwätz" vorzulesen, in dem sie den Besuch der Großmama mit Bruder Georg beschreibt. Ende August kamen sie zu der Enkelin und Schwester, welche damals — von der Gewißheit sicheren Glückes und einem unerklärlichen Bangen erfüllt — die Worte schrieb:

„Paretz ist schön, lieblich-freundlich wie immer; nur manchmal trübt die Erinnerung der Vergangenheit die Gegenwart. Den ersten Abend ging ich in den Garten, es lag zentnerschwer auf meinem Herzen ... — und alle Augenblicke traf ich mich, daß ich die Achseln zuckte und seufzte, ohne in dem Augenblick deutlich zu wissen warum. Es ist nicht so, wie voriges Jahr, es ist aber doch recht gut. — Ein guter, liebevoller Mann ist der Grundstein alles Guten, der Gedanke, Andere glücklich zu machen, macht auch glücklich, deshalb der Anblick der Großmama, die vergnügt ist, zufrieden macht in dem Sinn. —"

„Memel 1802".

Unter dieser Aufschrift enthält ein Umschlag im Königlichen Hausarchiv einzelne Blätter der Königin, welche ihr Tagebuch über die erste Zusammenkunft mit dem Zaren Alexander I. darstellen. Sie hat diese Aufzeichnungen dem Bruder Georg mit den Worten gesandt: „Hierbei mein Journal von Memel, das heiligste Depot, was ich besitze. Schicke es mir gleich wieder, ich bitte Dich um Christi Wunden willen". Schon der durch diese Zeilen ausgesprochene Wert, den die Königin diesem Memeler Tagebuche beilegte, rechtfertigt, es hier — fast lückenlos — einzufügen, zumal nichts ein so treues und lebendiges Bild gibt, wie sich die Freundschaft zwischen Luise und Alexander geknüpft hat: Eine Freundschaft, die bald von der entscheidendsten Bedeutung für die Geschichte Preußens und das Leben seiner Königin hat werden sollen.

* * *

„Der Kaiser kam den 10. Juni zwischen 12 und 1 Uhr in Memel an. Alle Truppen, welche sich bei dieser Gelegenheit dort versammelt fanden, waren unter den Waffen und bildeten Spalier vom Triumphbogen, den man am Stadttor errichtet hatte, bis zu unserem Hause [der Wohnung des dänischen Konsuls]. Der König ritt zur Begrüßung des Kaisers und nahm ein Sattelpferd mit sich und einen achtspännigen Wagen, um ihm die Wahl zu lassen, auf welche Weise er einziehen wollte. Eine Viertelstunde vor der Stadt wurden die beiden Monarchen miteinander bekannt. Der Kaiser stieg sehr schnell aus dem Wagen und, indem alle beide sich umarmten, machten sie sich gegenseitige und dem Augenblick entsprechende Komplimente und ritten zusammen in die Stadt. Sie stiegen vor dem Hause, das wir bewohnten, ab. Ich erwartete den Kaiser in meinem Vorzimmer und kam zu seinem Empfange bis in das Innere des Tores. Er küßte mir die Hände und ich machte eine Neigung des Kopfes, wie um ihn zu umarmen (denn man muß wissen, daß das eine in Rußland angenommene Mode ist, daß, wenn ein Herr Ihnen die Hand küßt, die Dame verpflichtet ist, ihn zu umarmen). Ich sagte ihm, daß zu verschiedene Gefühle meine Seele in diesem Augenblicke bewegten, um ihm recht das Glück auszudrücken, das ich über seine Bekanntschaft empfände; er antwortete mir sehr höflich und mit viel feinem Anstand, denn er ist überhaupt sehr liebenswürdig. Sein militärisches Gefolge, das ihm zu Pferde gefolgt war, wurde mir sogleich durch ihn vorgestellt ... Dagegen stellte ich ihm meine zwei Damen vor, die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und die Ehrendame Gräfin Moltke. Ich bot dem Kaiser Pfirsiche an, die er annahm, indem er sagte, daß er deren dieses Jahr noch nicht gesehen hätte. Wir verbrachten so fast eine Stunde zusammen, wo sich die Bekanntschaft schon ein wenig machte. Um 2 Uhr aß man und meine Verlegenheit war während der Mahlzeit außerordentlich, denn die sechs Russen gegenüber fixierten mich immer und belagerten mich derart durch ihr wenig nachsichtiges Anblicken, daß ich fast nichts aß. Fügen Sie hinzu, daß man mit ihnen sprechen, ihnen liebenswürdige Dinge sagen mußte und daß mein Nachbar (der mich immer führte, zu und von Tisch) nicht vernachlässigt werden durfte. Wir waren durch die öffentliche Stimme aufmerksam gemacht und besonders noch durch die Schwester und den Schwager des Kaisers (den Erbprinzen und die Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin), daß er keineswegs die Gêne noch die Repräsentation liebe; daß er es lieber sähe, mit uns allein zu sein, und soviel als möglich von meinem Manne und mir zu profitieren. Das ist der Grund, warum wir alles entfernten, was sich auf die Repräsentation bezieht und seinem Geschmack soviel als möglich zu begegnen suchten.



Begegnung der Königin Luise mit dem Zaren Alexander I.
Nach einem Stich im K. Kupferstichkabinett zu Berlin.

Ganz wie anfangs verging der Abend en famille. Ich legte ein reiches, sehr schweres Kleid und für einige Millionen Diamanten ab, um dafür eines von elegantem Musselin anzuziehen und mich leicht zu frisieren, worauf ich den Kaiser vorher aufmerksam gemacht hatte, indem ich ihn sehr höflich um Erlaubnis dazu bat. Um $6^1/_2$ kam er zu uns (um acht versammelten sich die Höfe); wir setzten uns um einen Tisch und ich machte den Thee, den er außerordentlich liebt und wovon er oft und viel nimmt. Nachdem man gegessen hatte, verging der Rest des Abends, indem man ging und kam, scherzte, für die Russen Höflichkeitswendungen machte, verschiedene Musiken hörte, türkische und andere, die auf dem Wasser placiert waren, und die Generale und Prinzen, welche bei uns den Dienst hatten, wurden dem Kaiser vorgestellt. Ich hatte den Mut, ihm zu sagen, daß sie es sehr wünschten, denn, da er die Gêne nicht liebt, kostete es Mühe, ihm vorzuschlagen, die Bekanntschaft von einem Dutzend Herren zu machen, was ihm nur unangenehm sein mußte. Als die Vorstellung beendigt war, kam er zu mir, um zu sagen, daß er sehr erfreut wäre, die Bekanntschaft dieser Herren gemacht zu haben, die er sehr liebenswürdig fände. Ich sagte ihm: „Sire, um sie liebenswürdig zu finden, muß man auch so gut, so nachsichtig sein, wie Sie.“ — „Ah!“ sagte er, „ich liebe sehr diese Lebensart; es liegt etwas Aufrichtiges, Loyales, Natürliches in dieser Art; wenn das bei uns doch auch so wäre. Wir sind sehr weit davon entfernt!“ Das ließ erkennen, daß er fühlt, mit welchem Volke er es zu tun hat. — Um 9 Uhr wurde das Souper an kleinen Tischen serviert, und dieses Mahl war weniger genant als das erste. Man zog sich zurück, entzückt, sich den folgenden Tag wiederzusehen.

Am 11. des Morgens um $7^1/_2$ Uhr Revue; ich war dabei zugegen. Der König benahm sich dabei mit unbegrenztem Anstande; die Truppen waren zuerst in Linie aufgestellt und der Kaiser ritt die Front ab und man erwies ihm die Honneurs, während der König, der den Degen gezogen hatte, ihn begleitete. Nachdem die ‚Schul‘-Manöver beendet waren, zog zuerst die Reiterei vorbei und der König war an ihrer Spitze, grüßte zuerst den Kaiser, der außer sich vor Dankbarkeit und Bewunderung für die Truppen war. Der König tat dasselbe mit den Fußtruppen. Es war eine wirklich prächtige, ergreifende und bewundernswerte Szene. Nach der Revue kam der Kaiser bei mir zu frühstücken. Er nahm den Thee (den ich jedesmal selbst machte) und etwas Schokolade. Die Unterhaltung war belebt und interessant, namentlich für die zwei Monarchen, und drehte sich namentlich um militärische Dinge. Man verließ sich, machte Toilette und traf sich um 2 Uhr zum Diner wieder. Am Nachmittage vereinigte man sich um $6^1/_2$ zum Thee,

dann machte man einen Spazierritt aufs Land, bei dem ich auch war. Dann passierte man noch die ganze Stadt und kam zum Souper zurück. Der König sprach beiseite lange mit dem Kaiser, dieser hörte nicht auf mit ihm leise zu sprechen; ich hielt mich an einem offenen Fenster; der König kam mit dem Kaiser an der Hand zu mir und sagte mir: „Siehe, was ich Dir versichern kann, ist, daß die Russen niemals einen Kaiser gehabt haben, wie diesen da; er hat lange mit mir gesprochen und er hat Grundsätze bekannt, welche ihm sehr viel Ehre machen und welche mich für das Leben an ihn knüpfen.“ Der Kaiser sprach viel mit mir, war sehr höflich, zeigte jeden Augenblick sein gutes Herz und seine Art edel zu denken durch die Weise, in der er sich über die Soldaten und das Militär im allgemeinen ausdrückte. Er billigte sehr die Höflichkeit, ‚und die „Freundlichkeit“‘, mit der ich sie alle behandelte: er sagte mir, daß es tatsächlich rührend zu sehen wäre. Ich antwortete ihm, daß ich fände, daß man einem Stande, der so achtbar, aber von so vielen Mühen und Unfällen begleitet wäre, wie der Militärstand, nicht genug Achtung und Interesse beweisen könne.

Am 12. noch Revue und Übung, wobei ich auch war. Der Kaiser war sehr zufrieden. Nachher kam er zum Frühstück zu uns, nachdem man zwei englische Handelsschiffe am Ufer landen gesehen hatte. Der Vormittag war vergnügt. Ich machte vor Tisch die Bekanntschaft des Marquis de Riza, des Gesandten Portugals in Rußland. Er geht nach Portugal zurück. Der Kaiser liebt ihn und wünschte, daß wir ihn sähen. Er ist liebenswürdig und ohne Anmaßung. Nach Tisch große Toilette für den Ball, den die Kaufleute dem Kaiser und uns gaben. Er kam uns abzuholen und wir fuhren nach dem angegebenen Hause zu dem Feste: es war außen geschmückt und ein großer und schöner Triumphbogen, der passiert werden mußte, um hinein zu gelangen, machte den Abend, als er erleuchtet war, einen hübschen Eindruck. Der Ball war sehr angeregt; er würde es noch mehr gewesen sein, wenn die unerhörte Hitze nicht alle Welt bedrückt hätte, wenigstens befand ich mich schlecht und ließ einen Tanz vorübergehen, um wieder Kräfte zu sammeln. Der Kaiser tanzte nicht alle Tänze und blieb während der Dauer des einen bei mir mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin. Vor Tisch tanzte ich noch einen Walzer mit dem Kaiser, und dann war Abendessen. Nach Beendigung desselben fuhren wir, die Beleuchtung zu sehen, welche hübsch genug war und wenigstens den guten Willen der Einwohner bewies.

Den 13. Es gab noch Manöver, aber ich war nicht dabei, da ich eine schlechte Nacht verbracht hatte und äußerst erschöpft war. Der Kaiser nahm,

wie immer, das Frühstück bei uns, die Hitze war enorm; wir baten ihn so, daß er einwilligte, einen Tag mehr in Memel zu bleiben. Ich gab ihm den Orden von Sans-souci und den dazu gehörigen Rubin. Wir setzten uns, um uns zu erfrischen, auf ein Maroquinsofa, das zwischen zwei Vorhängen stand, von denen der Kaiser immer einen drapierte, damit man sähe, wie wir — er, der Erbprinz von S. und ich — dort säßen. Der König kam und ging und zum Scherz nannte man den Vorhang, den er mit so viel Sorgen drapiert hatte, die Draperie Josephine. Man war ausgelassen lustig, der König wurde geneckt mit seiner Vorliebe für die Schwester des Kaisers, Helene, Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin; der Kaiser wurde es durch den König mit seinen Bekanntschaften, die er in Riga gemacht hatte ... Mit einem Wort, man lachte und man war glücklich. Der Geburtstag des Erbprinzen von Schwerin war an diesem Tage, ich schenkte ihm eine Nachtmütze von Lilaband. Am Abend gab es einen kleinen Ball bei uns von höchstens fünfzehn Paaren. Die Musik war schlecht, die Gesellschaft nicht von den Elegantesten, aber dennoch vergnügte man sich wunderbar. Als ein Tanz beendigt war, saß der Kaiser neben mir, um sich auszuruhen, wir sprachen zusammen; plötzlich stürzt alles nach den Fenstern, man fragt warum und wir hören, daß sich irgend jemand ertränkt hat. Wie der Wind ist er unten um zu helfen; es war ein kleiner Knabe, den man schon herausgezogen hatte. Ich blicke durch das Fenster, ich sehe den Kaiser, der zurückkommt mit dem kleinen Knaben von ungefähr acht oder neun Jahren an der Hand. Im Hause gab er selbst ihm Thee, den er mit Vergnügen nahm. Er kommt wieder herauf, als ob nichts gewesen wäre; ich sagte ihm, wie gut er wäre, wie ich davon gerührt sei; er antwortete mir: „Jeder würde das mit Vergnügen tun.“ — „Es wäre zu wünschen, Sire,“ war meine Antwort. Man tanzte Polonaisen ohne Ende und Aufhören, man spielte sich gegenseitig Possen, man machte einen Schottischen und dann noch eine Polonaise, man war wie die Kinder, man sprang wie die Zicklein und ein jeder war glücklich und zufrieden. Es endete spät, weil es am folgenden Tage kein Manöver gab.

Um 11 Uhr, am 14., kam der Kaiser zum Frühstück und der gute Humor hörte nicht auf; der Kaiser neckte den König mit einem Fräulein Offenberg, einer Kurländerin, was das Lachen vermehrte. Ich sang einige französische Romanzen, die ihm sehr gefielen. Während des Diners befand ich mich sehr schlecht und nachher, kaum hatte der Kaiser mich vom Tisch geführt, bekam ich zum ersten Male in meinem Leben Krämpfe und schreckliche Zuckungen, von Tränen und Beklemmungen begleitet. Doktor Wylie, der Arzt des Kaisers, wurde geholt, und nach einigen Stunden fand ich mich wieder-

hergestellt, aber sehr schwach. Indessen machte ich den Tee von meinem Kanapee wie alle Vormittage für den Kaiser und unsere Gesellschaft. Dann machten wir — die Prinzessin von Württemberg (geborene von Coburg, Gemahlin des Prinzen Alexander von Württemberg, die nach Riga ging und die wir in Memel auf ihrer Durchreise sahen), die Gräfin Voß und ich — eine Wagenpromenade nach dem Leuchtturm. Nach meiner Rückkehr war ich noch auf meinem Sofa und der Kaiser hatte die Güte bei mir zu bleiben, ebenso wie der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin und die Prinzessin Alexander von Württemberg, während die anderen gingen und kamen, weil die ganze Gesellschaft mich belästigt haben würde. Wir soupierten in meinem Salon, da ich zu schwach war auszugehen, und man amüsierte sich sehr gut. Unsere Gesellschaft war außer den Württembergern durch den Onkel Georg von Darmstadt vermehrt worden, der wegen seiner Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit vor dem Kaiser viel Beifall fand. Die Nacht verging ziemlich gut und

Am folgenden Tage, den 15., befand ich mich viel besser, aber noch schwach. Um 9 Uhr lag ich auf meinem Sofa in der Nachthaube und im Pudermantel. Plötzlich tritt der Kaiser ein, dem Könige folgend; meine Verlegenheit war außerordentlich, aber er ist so nachsichtig, daß er den Mangel der Toilette nicht übel nahm. Es regnete sehr stark, was die Manöver bis 10 Uhr aufhielt, wo sie begannen. Nach ihrem Ende kam er, bei mir den Tee und die Schokolade zu nehmen; dieses Mal war ich angekleidet. Wir blieben lange zusammen; er ging so spät fort, daß ich kaum Zeit hatte, meine Toilette für das Diner zu machen. Nach demselben kam er wieder sehr früh; weil dies der letzte Tag war, war man begierig, jeden Augenblick zu nutzen. Die Traurigkeit begann schon ziemlich unter uns zu herrschen. Gegen acht Uhr machte man noch einen Spazierritt, bei dem ich auch war. Da unsere Pferde noch nicht gleich gesattelt waren, promenierten wir in dem an unser Haus grenzenden Garten. Der Kaiser ließ mich das ganze russische Exerzieren machen, das er auf russisch kommandierte. Während des Rittes sprach er mir viel von dem Könige, wie sehr er ihn liebe, wie sehr er ihn achte; er lobte mir den General Kalckreuth, den Obersten Köckritz, den Major Holzmann und Jagow, den Geheimen Rat Beyme und vor allem Lombard. Er sagte mir, daß er sich sehr glücklich fühle, diese ganze Welt, unsere ganze Art zu sein kennen gelernt zu haben: wie glücklich er wäre, im stande zu sein, falsche Nachrichten und schlechte Berichte zurückzuweisen, wobei er durchblicken ließ, daß es deren über unseren Gegenstand gäbe. Ich benutzte diesen Augenblick, um auch sehr viele Dinge,

die ich auf dem Herzen hatte, ihm zu sagen. Ich bat ihn, so zu bleiben, wie er wäre; ich stellte ihm vor, wie viel Klippen er zu bekämpfen habe, die Jugend, die Unerfahrenheit, die verschiedenen, mit den Jahren der Jugend und der Kraft verbundenen Leidenschaften; er nahm diese verschiedenen Betrachtungen nicht übel, da er wohl erkannte, daß es aus Freundschaft geschah, wenn ich alles dieses ihm zu sagen wagte. Wir soupierten draußen, aber er blieb schon für die anderen unsichtbar. Nach Beendigung des Mahles stellte er mir zur Verabschiedung seinen Hof vor. Er bestand aus sechs Kavalieren ... Als sie sich verabschiedet hatten, zog er sich mit uns in mein Zimmer zurück und nahm den König in ein anderes, wo sie lange unter vier Augen sprachen. Alle Welt war traurig, man sprach wenig, dachte viel und seufzte von Zeit zu Zeit. Man sagte sich Lebewohl, um sich am folgenden Tage um 7 Uhr wiederzusehen.

Den 16., nach 7 Uhr morgens, kam er außerordentlich erregt, wie wir alle. Er fand mich mit der Beendigung und Siegelung von Briefen an die beiden Kaiserinnen und an meine Verwandten beschäftigt. Um mir diese Mühe zu sparen, siegelte er sie, dann setzte er sich neben mich und wir sprachen von sehr vielen interessanten Sachen, wir waren sehr traurig. Um $9^1/_2$ Uhr ging er weg, mit dicken Tränen in den Augen, ebenso wie der König, sein Schwager und ich. Alle begleiteten ihn nach unten, ich blieb oben an einem Fenster, das in den Hof ging, wo sich sein Reisewagen befand; von dort sandte mir ein letztes Beugen des Kopfes aus seinem Wagen sein letztes Lebewohl und verriet die Schmerzen, die er hatte, uns zu verlassen. Der General Kalckreuth begleitete ihn in seinem Wagen bis Polangen. Er sprach ihm viel vom Könige und von mir, viel von seinem Lande und seiner Verwaltung. Er beauftragte ihn mit tausend Dingen für uns und mit seinen letzten Abschiedsgrüßen ..."

* * *

Königin Luise und Zar Alexander haben in diesen Memeler Junitagen wechselseitig den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck voneinander empfangen. Der vom russischen Kaiser „vor allem“ gelobte Lombard meldete dem preußischen Gesandten nach Paris: „Sie begreifen, daß die Zauberin nicht wenig beigetragen hat, die Bande zu befestigen, die tatsächlich die beiden Fürsten verbinden; es ist eine Fee, die alles der Macht ihrer Zaubereien unterwirft“. Ähnlich schrieb die Gräfin Voß in ihr Tagebuch: „Der Arme ist ganz begeistert und bezaubert von der Königin!“, von der wiederholt

hervorgehoben wird, daß sie gerade in diesen Tagen „wunderschön“ und „schöner wie je“ gewesen sei. —

Über den Zaren urteilt die erfahrene Greisin: „Er ist ein schöner Mann, blond, mit einer sehr frappanten Physiognomie, aber die Gestalt ist nicht schön, oder vielmehr er hält sich nicht gut ... Er ist der liebenswürdigste Mann, den man sich denken kann, und dabei durch und durch ein Ehrenmann



Alexander I. Kaiser von Rußland.
Nach dem Stich von Motte.

in seinen Gesinnungen.“ Die Königin aber hat ihrer schwärmerischen Verehrung (in einem Briefe vom 13. Juli) dem — auf einer Schweizerreise begriffenen — Bruder Georg rückhaltlosen Ausdruck gegeben: „Ich sah zwar keine Alpen, aber ich sah Menschen, oder vielmehr einen Mensch, im ganzen Sinn des Worts, der durch einen Alpenbewohner ist erzogen worden und dessen Bekanntschaft mehr wert ist als alle Alpen der Welt. Denn diese wirken nicht, aber jener wirkt, verbreitet Glück und Segen mit jedem Ent=

schluß, mit jedem Blick macht er Glückliche und Zufriedene durch seine Huld und himmlische Güte. Daß ich von dem Kaiser, von dem einzigen Alexander spreche, hast Du doch wohl beim ersten Wort verstanden. Lieber Georg. Ach wie viel, wie viel ist mir diese Bekanntschaft wert. Nicht ein Wort, welches man zu seinem Lobe spricht, kann je in Schmeichelei ausarten, denn er verdient Alles, was man nur Gutes sagen kann ... Die Memeler Entrevue war göttlich, die beiden Monarchen lieben sich zärtlich und aufrichtig, gleichen sich in ihren herrlichen Grundsätzen, der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Liebe zum Wohl und Beförderung des Guten. Auch ihr Geschmack ist gleich. Viele Einfachheit, Haß der Etikette und Gepränge des Königs- und Kaisertums. Alles ging erwünscht und gut und es wird immer so gehen. Mein guter König läßt Dir tausend Schönes sagen, benahm sich wie ein Engel und verbreitet Enthusiasmus, so aber auch der Kaiser. Der Oberst Köckritz sagt, diente ich nicht meinem König, keinem Anderen dient ich wie dem prächtigen Kaiser. Dieses diene Dir zum Beweis, was er ist und wie er ist." —

1803 bis September 1805.

Nach dem kaiserlichen Freunde und seiner Schwester, der Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, erhielt das siebente Kind Luisens, eine am 23. Februar 1803 geborene Tochter, die Namen Alexandrine Helene. „Die Königin war," lesen wir bei der Voß, „dieses Mal in den letzten Monaten vor ihrer Niederkunft sehr leidend gewesen und erholte sich, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, nur langsam. Doch brachte die schöne Jahreszeit, das Leben im Freien, das sie so sehr liebte und das immer ihr bestes Heilmittel war, ihr nach und nach die verlorenen Kräfte wieder." Mitte Mai hat sie, vollkommen genesen und gekräftigt, dem geliebten Bruder all ihr Mutterglück also geschildert:

„Ich bin so wohl und so glücklich nach meinen Wochen, als man es nur sein kann. Mein klein Töchterchen ... ist so hübsch, so fett, so rund, als ich es nur wünschen kann, und die Kuhpocken, die sie nun auch glücklich überstanden hat, geben mir nun auch auf einige Zeit die große Annehmlichkeit, wegen ihrer Erhaltung unbesorgt zu sein. Karl war seit einiger Zeit krank, er hat anfangs das kalte Fieber gehabt, und nun kränkelt er an Zähnen; er ist dennoch das schönste meiner Kinder. Charlotte ist sehr groß, sanft und gut, und ihre Erziehung wird nicht schwer sein. Wilhelm ist ein sehr kluges,

komisches Kind, possirlich und witzig. Fritz über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber sehr gescheut und ein gutes Herz. Er verspricht viel, und Gott wird meine heißen Gebete nicht unerfüllt lassen."

* * *



Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm im Jahre 1802.
Aus dem Nachlaß von Fr. Delbrück, Thorner Privatbesitz. Nach Berner, Geschichte des preuß. Staates.

Der Sommer brachte ihr an der Seite des Gatten wieder eine längere Reise: „Es geht ins Reich — es geht zu den Ufern des alten Rheins — zu den Schwestern — nach Darmstadt, nach Wilhelmsbad — . . . Halleluja." — Am 25. Mai fuhren sie zur Truppenschau nach Magdeburg, von dort über Halle und Erfurt nach Hildburghausen zur Schwester Charlotte. „Ich kam den 1. Juni nach Hildburghausen. Unten am Schloß standen die zwei ältesten Schwestern, alle Kinder, die sich nach der Reihe an meinen Hals, Kleider, Hände und Schleppe hingen. Das war wieder ein himmlischer

Augenblick! Der Aufenthalt war von zwei freien Tagen, der erste mit Spazierengehen, Musik und Thee im Kümmelmannschen Garten, der zweite Ball. Den 4. Juni gingen wir über Coburg nach Fürth, . . . wo ich Friederike fand. Diese Zusammenkunft war beinahe mehr schmerzlich wie erfreulich. Ich glaube, wir empfanden in dem Augenblick des Wiedersehens und der ersten Umarmung den ganzen Umfang des Unglücks, voneinander getrennt zu sein, denn sie weinte so heftig, daß sie sich nicht erholen konnte, und ich, als sie mich aus ihren Armen losließ, beinah ohnmächtig. Ich fand sie so gut und hübsch als möglich.“ Von Fürth setzte man die Reise über Ansbach fort nach Wilhelmsbad, wo am 12. „sowohl die preußische als die mecklenburgische Familie“ wieder zusammenkam und man über eine Woche verblieb.

„Kaum waren wir beisammen,“ schreibt die Königin dem Bruder, „so kam Dein teurer Name in aller Mund und der Wunsch, Dich bei und um uns zu sehen. Der Zusammenfluß von Prinzen war unbegreiflich. Zweiundvierzig Prinzen und Prinzessinen waren wir bei Tisch. Die Landgräfin von Darmstadt kam den dritten Tag. Sie ist sehr dick. Ganz von Nahem gewinnt sie dabei, denn die Haut ist ausgedehnter, wie vor vier Jahren, doch auf zwölf Schritt weiß man nicht, was man sieht, denn sie sieht aus, als hätte sie ein permanentes Zahngeschwür, welches ihr geschwollene Lippen und Backen gibt. . . . Den 16. waren wir in Darmstadt, alle Vier in einem Wagen. Alle Thore, Straßen, Gänge mit Bekannten und Leuten angefüllt. Hoffmann, Strauß, Lichthammer, Alles fand sich wieder. Der Landgraf, einfach, aber herzlich. Die alte Rätin am Fenster streckte beide Arme aus und über den Kopf. Im Wagen schrie Alles: ‚ach sehe, Papa sein Haus, dem Onkel Carl seins, die vier Hessen‘ und so bis ans Palais, wo Tränen mich erstickten, und so auch beim Aussteigen im Schloß. Ich konnte nicht sprechen, aber denken tat ich, fühlen und empfand das, was man nicht in Worten ausspricht.“ — Am 19. wurde Frau Rat Goethe nach Wilhelmsbad herübergeholt, was diese dem Sohne also nach Weimar vermeldete:

„Die große Freude, die mir am Sonntag, den 19. Juni zu teil geworden ist, würde ich mich Sünde fürchten Dir zu verschweigen, also vernimm, was sich zugetragen hat. Der König und die Königin von Preußen waren am Wilhelmsbad — die Königin äußerte, daß sie die Rätin Goethe sehen und sprechen müßte — und daß demnach Anstalten getroffen werden möchten, mich hinzubringen — die Gräfin von Leiningen ließe mir den Befehl von Ihro Majestät demnach zu wissen tun, und kamen um 2 Uhr mittags, mich in einem schönen Wagen, bespannt mit vier raschen Pferden,

abzuholen. 4 ½ Uhr waren wir im Wilhelmsbad — ich wurde in ein schönes Zimmer geführt, da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen — freute sich herzlich mich zu sehen, präsentierte mich an dero drei Schwestern, die Herzogin von Hildburghausen — Erbprinzeß von Thurn und Taxis — Fürstin von Solms — letztere und die Königin erinnerten sich mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Hauses und dergleichen. . . . Ich war so aufgespannt, daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen — in dieser Stimmung ließ mich die Königin in ein anderes Zimmer rufen — da kam auch der König — die Königin ging an einen Schrank und brachte ein kostbareres goldenes Halsgeschmeide, und nun erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit ihren eigenen Händen — bis zu Tränen gerührt — konnte ich nur schlecht danken. In diesem kostbahren Schmuck kam ich wieder ins Zimmer, wo alle große Freude ob meiner prächtigen Verwandlung bezeigten. Alles zu erschöpfen, was an diesem, vor mich so glorreichen Tag geschah, ist ohnmöglich — genug, ich kam abends um 10 Uhr vergnügt und selig im goldenen Brunnen [vgl. S. 96] an." — Zeitlebens hat Goethes Mutter mit höchstem Stolze dieses Geschmeide getragen, womit Preußens Königin sie schmückte — der Greisin zur Freude und sich selbst zur höchsten Ehre.

An den „göttlichen, göttergleichen Aufenthalt in Wilhelmsbad" schloß sich die Heimreise über Fulda, Hildesheim „und über den Harz zurück" nach Charlottenburg. Diese im „lieben Reich" verlebten Wochen haben der Königin eine Fülle reinster Freude beschert, und in frischer Erinnerung an sie schrieb sie dem Bruder: „Ich war also wieder in den glücklichen Gefilden, wo wir unsere ungetrübte Kindheit und Jugend zubrachten! Ach! ich kann es nicht beschreiben, mit welchen Gefühlen ich sie durchlief."

* * *

Heimgekehrt nach Charlottenburg und Berlin — nur Ende August gab es noch „eine kleine Motion nach Mecklenburg zu dem guten Papa — sehen wir die Königin in vollen Zügen das Glück eines sorgenlosen Daseins genießen. Harmlos freut sie sich der Geschenke von Petersburg und Paris; Josephine, Napoleons Gattin, hatte ihr „den artigsten Brief" geschrieben: „Da mir Frau von Lucchesini oft im Bade von Aufträgen an Modesachen aus Frankreich für J. M. gesprochen hat, so erlauben Sie mir, sie in deren Abwesenheit zu vertreten und Ihnen Moden und Spitzen von Brüssel zu senden." Und als Luise die Sendung auspackt, findet sie „zwölf Hüte und Bonnets, einen Karton voll Blumen und einen Karton mit einem

Spitzenkleid von ungeheuerem Wert, ein schwarzes Spitzenkleid und ein Ballkleid in Stahl gestickt, pompös. Wer hätte das je geglaubt??" — Voll der übermütigsten Laune beginnt sie den Brief vom 1. November an die Voß: „Die Frau Oberhofmeisterin. Sie, die nicht nur die ‚Oberhofmeisterin', sondern auch die ‚Oberaufseherin des Königlichen Gesichtshäntchen' sind, sie würde sehr brummen, wenn sie wüßte, daß ich nach Tisch mit roter und erhitzter Nase schreibe. Aber meine kindliche Ergebenheit zwingt mich dazu. Ich bitte Sie diesen Brief durch Boten an Papa und ‚Großmama' zu schicken; da ich ihnen seit einem Jahrhundert nicht geschrieben habe, setze ich mich über rote Nase, Erhitzung, verdorbenen Teint u. s. w. hinweg." Sie schließt das Schreiben: „Wenn meine gute Gélieux all dies läse, würde sie mit Recht sagen „sieh da, viel kleinliche Phantasien". Adieu ‚Frau Boten', **Rex** und **Regina** lieben Sie." — Den 14. Dezember, den Tag der winterlichen Übersiedelung in ihr Palais Unter den Linden, begrüßt sie mit einem frohen: „Der 14. ist juch, juchhe! göttlich!"

Doch auch der Ernst ihres Wesens verlangte sein Recht, und die ganze Tiefe ihres Gemütes atmen ihre Zeilen an den Bruder beim Tode der Erbprinzeß Helene von Mecklenburg-Schwerin, der Schwester Alexanders:

„Was ich litt seit meinem letzten Brief, kann ich Dir nicht sagen. Der Tod der engelsguten, engelsreinen Erbprinzeß hat mich um Vieles in dieser Welt gebracht. Ich glaube, ich sagte Dir schon einmal, daß sie sich in dem letzten Jahre ganz besonders an mich geschmiegt hatte; in den vier Wochen, die sie vorigen Herbst hier zubrachte, konnte sie mich ganz genau kennen lernen. Kein Geräusch der großen Welt entfernte uns, und daß ich in ihren Augen bei näherer Bekanntschaft nicht verlor, hat sie mir durch unzählige Proben gezeigt. Die Bekanntschaft mit ihrem Bruder, den sie anbetet, die näheren Verhältnisse, die dadurch zwischen ihrer Familie und der unserigen entstanden, flößten ihr unbegrenztes Zutrauen ein. Sie war so gut gegen mich, der König war ihr mit so vielem Wohlwollen zugethan, wir verlebten so angenehme Stunden in ihrer Gesellschaft. Sie hatte so wenig kleinliche weibliche Fehler an sich, die so oft Freundschaft stören und untergraben, sie war so unfähig, etwas zu unternehmen, was mir oder ihr nachteilig sein konnte, alles dieses ist dahin und wie fürchterlich dahin! Unter welchen Leiden gab sie ihren Geist auf! Ja, sogar die Agonie, die bei dieser Krankheit nie, nie stattfindet, war fürchterlich. Hier ist unserem Denken eine Linie gezogen, worüber wir nicht schreiten dürfen, denn es gibt ja eine Vorsehung, die alles leitet. Der Verlust für die Kinder, Mann, Land, Mutter, Verwandten ist grenzenlos, sowie der Schmerz, der in den Gemütern wütet. Ich war

sehr herunter, und auch meine Gesundheit hat gelitten, doch meine eiserne Natur hat gesiegt, und der eiserne Wille, den König nicht durch meinen Schmerz zu plagen, hat mir Mut gegeben, wieder fröhlich zu sein und zu scheinen."

* * *

Das neue Jahr — 1804 — begann am Berliner Hofe mit einer Hochzeit. Des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, hatte sich im Sommer des Vorjahres „standepe in Prinzessin Marianne von Homburg verliebt" und es dem Könige vertraut; dieser hatte mit Freuden eingewilligt, um sie geworben und „keinen Korb bekommen". Die Braut beschreibt die Königin als „regelmäßig, schön, gut und sanft", und sie hoffte, daß sie „eine angenehme Gesellschaft mehr" für sie sein werde; freilich die Voß urteilte: „Sie versprach beim ersten Eindruck mehr, als sie hielt; beide Verlobten waren anfangs ein steifes und stummes Paar." — Die Vermählungsfeier häufte die Kartons der Putz- und Modegeschäfte der Hauptstadt so an, „daß knapp der König durch meine Zimmer einen engen Fußsteig finden konnte". Den Festesfreuden hat die lebensfrohe Königin sich voll und ganz hingegeben, wohl wissend, „daß sie Kräfte nehmen, und daß man Kräfte herbei schlafen muß". — Im Frühjahr hatte sie denn auch unter allerlei kleinen Gebrechen zu leiden, die sie mit gutem Humor ertragen und ihrer Voß geschildert hat: „Meine liebe Voschen. In bin ein Ungeheuer, aber ein abscheuliches Ungeheuer. Mein linkes Auge ist ein wenig in das Geschwulst meiner Backe getreten, und ich kann weder gut schreiben noch sehen. Jeder, der in mein Zimmer kommt, bricht über meinen Anblick in Lachen aus, und ich bleibe mit meinem Schmerz und Weh allein, ohne auch nur Mitleid einzuflößen, denn man findet mich von einer grausamen Häßlichkeit." Und zehn Tage später, am 21. April: „Ich befinde mich besser. Ich bin zum erstenmal aufgestanden, aber schwach wie nach einer schweren Krankheit und ganz gebadet, um Ihnen diese wenigen Worte zu schreiben."

* * *

In den Mai dieses Jahres fiel Schillers Besuch am Berliner Hofe; leider — fast möchte man sagen „unbegreiflicherweise" — sind wir sehr ungenügend über den eigentlichen Zweck und die Einzelheiten dieses vierzehntägigen Aufenthaltes unterrichtet. Weder in Schillers Briefwechsel mit Goethe, noch in den — veröffentlichten — Aufzeichnungen der Königin finden wir auch nur ein Wort über diese, doch nicht alltägliche Begegnung; nur seinem Freunde Körner gegenüber hat Schiller dieser Tage Erwähnung getan.

Am 1. Mai traf er, auf eine Einladung Ifflands hin, mit Frau und zwei Söhnen in Berlin ein; es müssen — und zwar durch Vermittelung des Kabinettsrates Beyme — Verhandlungen mit dem König über eine Anstellung Schillers in Berlin stattgefunden haben: Daß der Dichter zu diesem ausgesprochenen Zwecke gekommen sei, ist von der einen Seite ebenso bestimmt behauptet, wie von der anderen nicht minder ausdrücklich in Abrede gestellt worden. Jedenfalls wurde Schiller am 13. Mai von König und Königin in Audienz empfangen; Friedrich Wilhelm III. soll ihm, wenn er sich entschlösse, Berlin mit Weimar zu vertauschen, ein Gnadengehalt von dreitausend Reichstalern und den Gebrauch einer Hofequipage bewilligt haben.

Ende Mai reiste Schiller wieder ab, ohne daß die Angelegenheit zum Abschluß gediehen wäre; wie sehr er aber schwankte, zeigen seine Zeilen vom 28. an Körner: „Berlin gefällt mir und meiner Frau besser, als wir erwarteten. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide bei weitem das nicht leisten, was sie kosten. Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden und mich vielleicht, wenn ich erst dort bin, noch auf manche Art verbessern.“ Indessen — zumal da Karl August ihm eine Gehaltserhöhung und zeitweisen Urlaub für Berlin gewährte — schrieb er im Sommer dorthin, daß er auf keinen Fall gänzlich aus seinen Weimarer Verhältnissen zu treten gesonnen sei; es könne sich daher nur darum handeln, ob man in Berlin zufrieden sei, wenn er nur gewisse Zeiten im Jahre dort zubringe. — Wie dieser Vorschlag Schillers aufgenommen wurde, weiß man nicht; einen Bescheid hat er nicht darauf erhalten, denn am 11. Oktober meldet er Körnern: „Von Berlin habe ich noch nichts weiter vernommen, vermutlich will man die Sache fallen lassen.“

Daß die Königin zu der ganzen Angelegenheit — wie wohl ausgesprochen ist — die Anregung gegeben habe, ist nicht mehr wie eine ansprechende Vermutung; ebenso dürfen wir annehmen, daß sie — bei ihrer bezeugten Verehrung für den Dichter — das Scheitern dieser Verhandlungen damals lebhaft bedauerte, wenngleich auch hier ausdrückliche Belegstellen fehlen. — Als schon im Mai des folgenden Jahres die Botschaft von Schillers Tode kam, hat die Königin, „die unbeschreiblich von diesem Verluste gerührt war“, ihrem Arzte Hufeland aufgetragen, „der Witwe ihre innigste Teilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche, etwas zu ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können.“ — In den Jahren des Unglückes und der Leiden sollte Schiller der Königin ein treuer Freund, Tröster und Begleiter werden; im September 1809 hat sie einer Freundin über ihn das schöne und ergreifende

Bekenntnis geschrieben: „Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? . . . Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!"

* * *

Sommer und Herbst des Jahres 1804 flossen der Königin glücklich und ruhig dahin — es sollten die letzten wolkenlosen sein! Größere Reisen wurden nicht unternommen, dafür aber kam lieber Besuch mit Schwester Solms und der guten Großmama, von der die königliche Enkelin ihrer Voß meldet: „Sie befindet sich gut, man neckt sie und sie verteidigt sich mit Geist, Haltung und Anstand."

Am 13. Dezember hielt die Königin ihr achtes Wochenbett; das Kind, Prinz Ferdinand, wird als „besonders schön und reizend" bezeichnet „und bildete das ganze Entzücken seiner Mutter".

Auch die ersten neun Monate des folgenden Jahres zeigen uns die Königin so heiter und sorglos, so voll Glück und Übermut, wie nur je — die Brautzeit kaum ausgenommen — zuvor! Welch einen heiteren, ausgelassenen Frohsinn atmen die Zeilen (vom 20. April 1805) an den Bruder: „Morgen ist Spezialrevue; wenn die Stabsracker abgefüttert sind, so stürze ich mich atemlos in einen Wagen und rolle, rolle nach Berlin, putz' mich, wasch' mich und renne mit majestätischem Anstand zu Radziwills, wo Komödie sein wird. Vo da soupire ich bei Misebrätchen, schlafe, frühstücke und — putze mich, fahre in Pomp zur alten Ferdinand, kratulire zum grauen Haar und esse im Palast, welcher nicht so groß ist wie Diocletian seiner, aber freudiger bewohnt wird, und ich glücklicher als Valeria, seine Tochter, bin. Dann kömmt was gefahren, es ist der **Rex**, der schon wieder bestellt, daß angespannt wird, und wir fahren nach dem Komödienhäusel." In einem Brief an die Voß beginnt sie feierlich-komisch alle Worte mit großen Buchstaben und schließt: „Adieu, Contessinchen, Ich Muß Mich Schön Machen Und Folglich **Finis**"; die Nachschrift des folgenden Briefes (vom 6. Mai) an dieselbe lautet: „Gott stärke Ihre Augen, denn ich schreib wie eine Katze."

Ende Mai begleitete sie den Gemahl zu den Manövern nach Magdeburg; Karl Immermann hat über diesen Aufenthalt des Königspaares in der alten Elbfestung im ersten Teile seiner Memorabilien also berichtet: „Im Jahre 1805 im Sommer bemerkte man plötzlich eine große Regsamkeit in der Stadt. Mehrere der alten Kommodenhäuser am neuen Markte wurden abgeputzt; das Pflaster, was von da zum Fürstenwalle hinabführte, wurde

ausgebessert; das Gouvernementsgebäude, dessen oberer Stock durch eine hölzerne Überbrücke mit dem Fürstenwalle zusammenhing, in stand gesetzt; der Fürstenwall, von wo man die Aussicht auf einen bedeutenden Abschnitt der Elbe und ihrer Ufer hatte, mannigfaltig durch die strengen Linien der gegenüber liegenden Citadelle und die Baumanlagen des roten Horns, empfing an schicklichen Stellen einen Überzug von grünem Rasen, in den blühende Stauden und insbesondere blaue und rote Hortensien in unendlicher Anzahl eingesenkt wurden; endlich errichteten Werkleute und Tapezierer auf einem Vorsprunge des Walles ein russisches Zelt mit buntem Dache. Der Sinn dieser Anstalten wurde bald klar, es hieß, der König und die Königin würden Magdeburg besuchen. Damals erinnere ich mich zum erstenmal von jener Fürstin reden gehört zu haben. . . . Die Wirkung der annahenden Königin auf die Männerwelt war nun wirklich so, daß man jeden für einen Champion [Streiter] der schönen Majestät hätte halten dürfen. . . . Viele hatten . . . die Monarchin noch nicht gesehen und alle waren voll Erwartung des Wunders, oder Entzückens über die Wiederkehr hoher Freude voll. Man sprach nur von der Königin, sie wurde, wo auf sie die Rede kam, „die admirable Frau“ genannt. . . .

Gleich nachher donnerten die Kanonen, läuteten die Glocken, sprengten die roten Kammerhusaren . . . durch die Straße, lärmte und schrie das Volk und lief im wildesten Rennen nach dem Brücktore. Es war uns Kindern streng verboten worden, uns in das Getümmel zu wagen, aber wie wäre da Haltens gewesen! . . . Rasch hatte ich die Tür hinter mir und war mit den letzten Nachzüglern auch im vollen Rennen nach dem Brücktore. Aber in der Nähe dessleben kamen uns glänzende Equipagen entgegen gefahren, noch flutete der Volksstrom dem Fürstenwalle zu, von diesen Wogen wurde auch ich gefaßt, nun schwamm ich mit der Flut und wurde von ihr ruckweise auf die Stirn des Walls befördert.

Dort stand Kopf an Kopf, und es schien fast unmöglich, bis zum Gouvernementsgebäude vorzudringen, in welchem die Majestäten abgestiegen waren. . . . Endlich gelangte ich glücklich, wenn auch etwas gequetscht, an einen Ort, wo ich nun unter den Vordersten gerade der großen Salontüre gegenüber stand, in welcher die Herrscher erscheinen mußten, wenn sie sich, wie jedermann erwartete, dem Volke zeigen wollten.

. . . Die Königin trat in die Salontüre. Ich erinnere mich ihres Anzuges noch ganz deutlich; sie trug einen stahlgrünseidenen Überrock und war übrigens ohne Schmuck, einfach gekleidet. Das Volk begrüßte sie jubelnd, Mützen und Hüte schwenkend. Sie verneigte sich mit holdseliger Freund=

lichkeit nach allen Seiten und nun wurde ich Zeuge eines Auftritts, der wohl verdient erzählt zu werden. Auf silbernem Plateau wurde ihr eine Tasse dargeboten, sie nahm sie und frühstückte. Ein Herr mit mehreren Sternen auf der Brust näherte sich ihr aus der Tiefe des Salons und schien des Augenblicks zu warten, wo er ihr nach beendetem Frühstück die Tasse abnehmen dürfte. Plötzlich aber sah die Königin empor, dann mit unglaublicher Freundlichkeit nach dem Volke. Ihr Blick fiel auf ein Kind, mit welchem die Wärterin sich auch unter den Vordersten befand. Die Schönheit des Kindes mochte ihr gefallen, und das lange goldgelbe Lockenhaar des Kleinen. Sie winkte erst mit dem Finger, da aber niemand die liebenswürdige Natürlichkeit dieser Gebärde begriff, so sagte sie jemand, der hinter ihr stand, etwas, worauf der Diensttuende über die Brücke gegangen kam und der Wärterin befahl, ihm mit dem Kinde zur Königin zu folgen. Die arme Person wurde blutrot, gehorchte zitternden Schrittes und sah sich dabei unterweilen nach der Menge um, als wollte sie sagen: Ich maße mir diese Ehre nicht an. Inzwischen wollte der Herr mit den Sternen der Königin die Tasse abnehmen; sie lehnte es aber ab, neigte sich dem Kinde, welches unbefangen umherlächelte, entgegen, faßte seine Händchen, streichelte ihm die Wangen und gab ihm dann aus ihrer Tasse mit dem Theelöffel zu kosten. Sie fragte die Wärterin nach dem Alter des Kindes, nach seinen Eltern und was dergleichen mehr war. Alles dieses geschah in der Entfernung weniger Schritte von dem Platze, wo ich stand, so daß ich diese Einzelheiten genau merken konnte. Man begreift, welchen Eindruck der Vorgang im Volke machen mußte, bei dem eine Königin sich so lieblich mütterlich gegen ein fremdes Kind bezeigte. Es wurde nicht gerufen oder sonst eine laute Freude an den Tag gelegt, aber rings um mich hörte ich murmeln, daß das doch noch eine Königin sei, wie sie sein müsse."

Von Magdeburg reiste man über den Harz — der Brocken wurde am 30. Mai in tiefstem Nebel von Ilsenburg aus bestiegen — und durch Thüringen nach Alexandersbad, in herrlicher Umgebung im Fichtelgebirge gelegen, drei Kilometer von Wunsiedel, dem Geburtsorte Jean Pauls. Hier hat Luise das Stahlbad gebraucht; die Luxburg, ein mit großartigem Granitfelsenlabyrinthe bedeckter Berg in der Nähe, erhielt zur Erinnerung an ihren damaligen Aufenthalt den Namen Luisenburg. — Anfangs Juli machten die Majestäten von Alexandersbad einen Ausflug nach Franzensbad, wohin die Voß schon am 27. Juni vorausgefahren war; die Art, in der die Königin ihrer Oberhofmeisterin ihr Kommen anzeigt, ist höchst bezeichnend für den Ton, der auch in dienstlicher Angelegenheit zwischen ihnen herrschte:

„Meine liebe Voto! Die Nachricht Ihres vollkommenen Wohlseins hat mir Herz und Sinn erfreut und ich bitte Sie zu glauben, daß alles gute, was Ihnen widerfährt, Ihrer Freundin Vergnügen macht. Da die excellente Voto eine goldene Frau ist, aber nicht mit goldenem Munde, der alles sagt, was sie denkt, eile ich, ihr ein sehr großes Geheimnis mitzuteilen, hören Sie, ein sehr großes Geheimnis. Der König hat den Plan (den er bisher nur mir mitgeteilt hat), sich Dienstag nach Franzensbrunnen zu begeben. Madame Voto, wird, unter dem Vorwand daran Gefallen zu finden, dort bleiben und uns Dienstag zu dîniren geben. Versteht sich, daß wir die Kosten bezahlen, aber Sie geben den Namen her, um ein zweites Dîner des Generals Zedtwitz zu vermeiden . . .“

Nach Berlin zurückgekehrt, hatte die Königin Anfang Oktober die große Freude, ihre Schwester von Solms mit ihrem Sohne bei sich in Paretz begrüßen zu dürfen, denn der König hatte es erlaubt. Aber in diese, von reinster Schwesterliebe — auch Therese war anwesend — weihevoll erfüllten Tage traf wie ein Blitz aus heitrem Himmel die Nachricht vom Marsch der Franzosen durch das preußische Gebiet von Ansbach: Die Zeiten ruhigen, sonnigen Glückes hatte Königin Luise genossen, es begannen die Jahre der Kämpfe und Leiden, des Unglücks und — — der Größe.

Ehe wir uns aber diesen zuwenden, werfen wir einen zusammenfassenden und ergänzenden Rückblick auf die geschilderten zwölf Jahre, die der Kronprinzessin und Königin Luise in Berlin an der Seite Friedrich Wilhelms zu verleben das Schicksal bestimmt hatte. Das Bild ist so reich an schönen, liebenswürdigen und sympathischen Zügen, daß es des dunklen Rahmens der folgenden Jahre wahrlich nicht bedurft hätte, um sich unauslöschlich der Mit- und Nachwelt einzuprägen.

Selten ist Krone und königlicher Pomp mit so bezaubernder Grazie und gewinnender Würde getragen: Aus all den zahlreichen auf uns gekommenen Äußerungen der Zeitgenossen mögen die eines Österreichers, Engländers und Franzosen aus dem Jahre 1803 zuerst angeführt werden.

Fürst Metternich, der im Dezember als Gesandter Österreichs in Berlin eintraf, sagt über seine Antrittsaudienz: „Vom König Friedrich Wilhelm III. und von der Königin wurde ich wie ein alter Freund empfangen. . . . Elf Jahre waren vergangen, seit ich die Königin nicht wieder gesehen hatte [vgl. S. 32]; ich fand sie von einer wahren Strahlenkrone von Schönheit und

Majestät umgeben." — Der Sekretär der englischen Gesandtschaft, Jackson, gibt seinen Schwestern brieflich folgende Schilderung: „In der Berliner Gesellschaft, besonders unter den jüngeren Leuten, herrscht ein Gefühl ritter-



Königin Luise.
Nach dem Gemälde von Madame Vigée le Brun. 1802. (Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 3. Jahrgang. Verlag von Giesecke und Devrient, Leipzig.)

licher Ergebenheit gegen die Königin, und ein sonniges Lächeln oder ein Blick ihrer hell lachenden Augen ist eine Gunstbezeugung, nach der man eifrig trachtet. Wenige Frauen sind mit so viel Lieblichkeit begabt als sie und sie ist ebenso liebenswürdig und anmutig, als sie schön ist; sie ist voll Leb-

haftigkeit und geht mit Geist und Freude auf jedes Vergnügen ein. Doch ich muß inne halten oder Ihr werdet denken, daß mir der Kopf verdreht ist, wie es schon so viele Köpfe sind durch die Schönheit und Anmut der Königin Luise von Preußen.“ — In den stärksten Ausdrücken aber hat der General Ségür seiner fast schwärmenden Bewunderung Worte geliehen: „Ich glaube noch diese Fürstin vor mir zu sehen, wie sie hingegossen war auf ein reiches Sofa, neben ihr ein goldener Dreifuß, einen Schleier von orientalischem Purpur um die elegante und anmutige Taille. In dem Ton ihrer Stimme lag eine so harmonische Sanftheit, in ihren Worten etwas so liebenswürdig und rührend Hinreißendes, in ihrer Haltung so viel Reiz und Majestät, daß ich einige Augenblicke völlig betroffen mich einer jener Erscheinungen gegenüber glaubte, deren berückende und bezaubernde Bilder uns die fabelhaften Erzählungen der alten Zeiten geschildert haben.“

Nach diesen Urteilen nichtpreußischer Männer, ohne irgendwelche Voreingenommenheit gegen das Königshaus, darf man auch dem Berliner Hof- und Garnisonprediger Eylert vollauf Glauben schenken, wenn er sagt: „Und in Wahrheit, der angenehme Eindruck, den ihre ganze Persönlichkeit machte, ist nicht zu beschreiben und wiederzugeben. Waren die Eingeladenen versammelt und aller Blicke still und erwartungsvoll nach der Flügeltür, durch welche sie kommen würde, gerichtet, so war es, wenn sie an der Seite des Königs eintrat, als ob ein glänzendes mildes Licht den ganzen Saal erfüllte. Ihr blaues, freundliches, seelenvolles Auge, schnell den ganzen Kreis durchlaufend, hatte eine so eigentümliche heitere Lebendigkeit und doch dabei eine so vertrauende Innigkeit und Ruhe, eine so herzgewinnende Huld, daß alle hätten meinen können, jeder für sich habe nur allein den freundlichen Gruß: „Willkommen!“ empfangen. . . . . . . Auch liebte sie es, ihrer stillen Siege über die Herzen der Menschen sich bewußt, von Zeit zu Zeit in königlicher Pracht und Herrlichkeit zu erscheinen und so dem Volke bei feierlichen Veranlassungen und Aufzügen sich zu zeigen. Mit dem königlichen Diadem auf dem lockigen Haupte und der heiteren, glänzenden Stirn, war sie dann reich gekleidet und geschmackvoll geputzt. Ihrem achtspännigen Wagen folgte ein langer prächtiger Zug; sie ragte hervor und glänzte in ihrer Hoheit und Würde, der man die anerschaffene irdische Majestät ansah und der alles Volk freudig zujauchzte!“

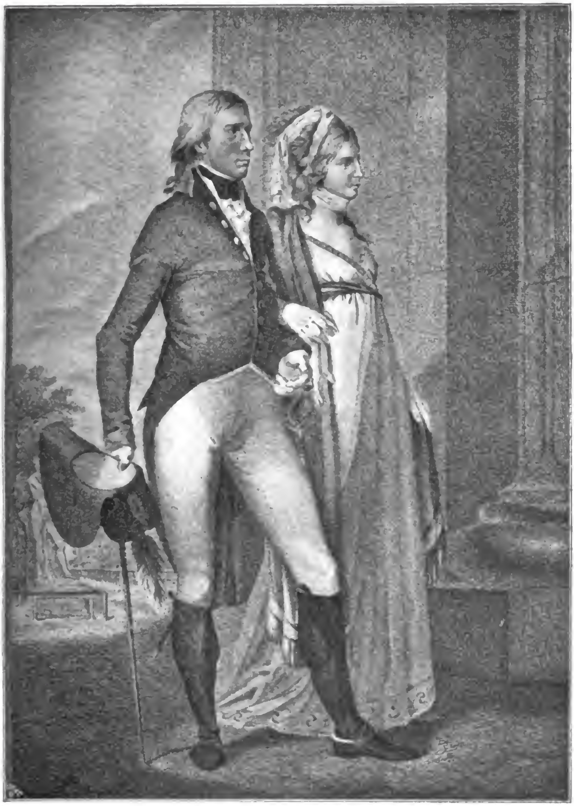
Wie sie zu repräsentieren verstand, hatten wir des öfteren Gelegenheit zu erwähnen; „gerade in dieser Beziehung,“ schreibt Eylert, „kam sie . . . dem Könige aufs glücklichste, man kann sagen, zu Hilfe. . . . Darum war es ihm recht und lieb, dies der Königin überlassen zu können, wohl wissend,

daß alle sogenannten Honneurs am allerbesten ihr anvertraut waren und am gewandtesten von ihr wahrgenommen wurden.“ Und der französische Gesandte bestätigt: „Die Königin, schön, entzückend, ist voll Grazie; es ist unmöglich, besser zu empfangen.“

So sehr sie die vornehm abgemessenen Formen höfischen Lebens mit vollendeter Eleganz beherrschte, nicht minder gefiel sie den Zeitgenossen in ihrer schlichten Herzlichkeit und ungesucht einfachen Art: Sie konnte jederzeit des äußeren Schmuckes königlichen Gepränges entbehren, ohne dadurch ihrer Stellung irgend etwas zu vergeben, denn auch im bürgerlichen Kleide, wie als „gnädige Frau von Paretz“, blieb sie immer — die Königin. Wie jede andere Bürgersfrau machte sie alljährlich auf dem Berliner Weihnachtsmarkt ihre Einkäufe, und häufig gingen König und Königin Arm in Arm mitten unter dem Volke spazieren oder zeigten sich „langsam fahrend in einem gewöhnlichen, offenen, zweispännigen Wagen durch die volkreichen Straßen von Berlin und die stillen von Potsdam“.

Diese Vorliebe, sich möglichst ungezwungen und ohne Etikette zu bewegen, ging keineswegs aus dem Streben hervor, dadurch an den rousseauisch-demokratisch angehauchten Zeitgeist etwa Zugeständnisse machen zu wollen, sondern entsprach voll und ganz ihrem innersten Wesen, ihrer angeborenen Herzlichkeit und Güte. In ihrem Blick, „womit sie freundlich auch den Ärmsten und Geringsten dankend grüßte, . . . lag nicht das, was die Hofsprache Gnade und Herablassung nennt; nicht das vornehme, kalte und abgemessene kurze Kopfnicken, wie als vergäbe man sich etwas, wollte man mehr tun; nicht jenes halbfreundliche Lächeln der Eitelkeit, der die öffentliche Huldigung zwar wohlgefällt, sie aber doch auch als einen schuldigen Tribut erwartet: Nein, ihre ganze Haltung, ihr Sein und Wesen, ihr Anschauen und Umschauen trug einfach und kunstlos den Ausdruck einer Gemütsstimmung, in welcher sie es mit allen aufrichtig wohlmeinte und dies gern einem jeden beweisen und betätigen mochte. Diese reine heitere Menschenliebe gab ihrem Angesichte und allen seinen Zügen eine milde Ruhe und Erleuchtung und . . . eine Heiterkeit, der man es ansah, sie sei glücklich, und wolle nichts, als das Glück anderer.“

Unter den zahlreichen Geschichtchen, die man sich von ihrer ungekünstelten, von Herzen kommenden Leutseligkeit erzählte, ist kaum eine so bezeichnend wie die des „alten Timm“. Als er, noch jung und ungeübt, den persönlichen Dienst beim Könige erhalten hatte, konnte er es seinem „sehr peinlichen und eigenen“ Herrn beim besten Willen anfangs selten recht machen. „Eines Tages,“ so erzählte später der Greis, „fand der König seine Hand-



König und Königin 1798.
Stich von Nettling im K. Kupferstichkabinett zu Berlin. Originalaufnahme.

schuhe nicht und sagte ärgerlich: „Auch gar nichts begreifen. Alles verkehrt machen. Nicht zum aushalten. Werde mich nach anderem umsehen.“ Ich war wie vernichtet und stand zitternd im Vorzimmer im Fenster. Da trat die Königin ein, sah mich an und sagte: „Was ist denn, Timm? Wie sieht er denn aus?“ „Ach, Majestät,“ antwortete ich, „ich bin sehr unglücklich. Ich kann es dem König nicht recht machen, ich bin zu ungeschickt, oft verstehe ich auch den König nicht.“ — „Aber,“ sagte sie, „wer wird denn gleich den Mut verlieren, wenn es nicht gleich geht, wie es soll; was hat es denn gegeben?“ — „Ach, Majestät, ich hatte nicht die richtigen Handschuhe zum Reiten hingelegt und da . . .“ — „Nun komm er mal her, Timm, ich will ihm zeigen, wo alles stehen und liegen muß, ich weiß, wie es der König wünscht.“ Und nun ging die Königin mit mir in die Zimmer des Königs und zeigte es mir; es wurde mir nun alles klar. „Und wenn er einmal wieder etwas nicht weiß,“ sagte sie dann noch, „so komme er nur zu mir und frage, ich werde es ihm dann sagen.“ Die Königin hatte eben ein Herz für alle, auch für den Geringsten, wie ich damals einer war.“

Genoß und verdiente die Kronprinzessin und Königin Luise voll und ganz all diese Liebe und Verehrung, die man ihr als der Herrin und Herrscherin freudig entgegenbrachte, — so hat man sie geradezu angebetet und vergöttert in ihrer Eigenschaft als Mutter und Gattin. Begeistert faßte Friedrich von Hardenberg-Novalis diese Stimmung in die Worte: „In unsern Zeiten haben sich wahre Wunder der Wandlung ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligtum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wer den ewigen Frieden jetzt sehen und lieb gewinnen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin.“ Nüchterner, aber nicht minder eindrucksvoll schrieb der französische Gesandte (anfangs 1800): „Um Ihnen eine endgültige Idee vom König und der Königin zu geben, es ist ein entzückender Haushalt und das Muster der Haushaltungen Europas... Daraus ergibt sich für diesen Hof ein Ton der Güte, der Einfachheit und Leutseligkeit, welcher nur denen das Leben sehr angenehm machen kann, die sich ihm nähern.“

Denn ein herzliches Familienleben, auf Gattenliebe und -treue gegründet, war dem preußischen Königshofe unter Friedrich dem Großen und fast noch mehr unter seinem Nachfolger — um uns milde auszudrücken — völlig fremd gewesen. Daß Friedrich Wilhelm und seine Luise häusliche Tugend und sittliche Reinheit durch ihre eigene Ehe wieder zu Ehren und Ansehen brachten, ist geradezu als eine Tat von kulturhistorischer Bedeutung einzuschätzen. Konnte die makellose, über jede Verleumdung erhabene Haltung des jungen

Paares auch nicht plötzlich die frivole und leichtfertige Gesellschaft Berlins moralisch reinigen und heben, so verfehlte das Vorbild dieser Mutter und Gattin doch auf keinen seines Eindrucks. Die aufopferungsvolle Treue und Hingabe des Volkes in den kommenden, schweren Zeiten ist vielleicht durch nichts so angefacht und lebendig erhalten, wie durch das Gefühl, dieser schönen, gütigen, aber maßlos leidenden Königin ihre Tat erlösenden Menschentums vergelten zu müssen.

* * *

Und doch hat man die Königin tadeln zu sollen geglaubt, sie habe diese Jahre des Glückes ungenutzt vertändelt, so daß sie vom Unglück überrascht worden sei. Gewiß hat sie sich, in vollem Vertrauen auf ihren Gemahl, um den Staat und seine Einrichtungen, um auswärtige Politik und innere Verwaltung nicht ernstlich gekümmert: Aber daraus wäre ihr doch nur dann mit Recht der Vorwurf verletzter Pflicht zu machen, wenn sie mit einer immerhin möglichen Übernahme der Regentschaft nach den Gesetzen und dem Herkommen des Hohenzollernhauses hätte rechnen müssen.

Ob und inwieweit sie aber in diesen Jahren an ihrer Bildung und Vervollkommnung ernstlich gearbeitet hat, wird am sichersten die Beantwortung der Fragen ergeben: Womit hat sie sich beschäftigt und was hat ihr Interesse erregt? — Ohne Frage ließen die zahlreichen Reisen, die Fahrten zu den Manövern, die häufigen Spazierritte und all die unvermeidlichen Hoffeste und gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht allzuviel freie Zeit übrig. Aber doch tut Heinrich von Kleist ihr bitter Unrecht, wenn er Ende 1806 — streng vertraulich — seiner Schwester schreibt: „Die Seele der Königin schien noch vor kurzem mit nichts beschäftigt, als wie sie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle.“ — Denn so zweifellos ihr der Eindruck nicht gleichgültig war, den ihr Äußeres machte, so gewiß wußte ihre „Seele“ nichts von gefallsüchtiger Eitelkeit: In der Tat, das „schien“ nur so.

„Meine Kinder, meine Bücher, das Schreiben beschäftigen mich so, daß diese zwei Tage sehr schnell hingebracht sind“ — diese Worte — am 1. April 1799 an die Voß gerichtet — können uns als Antwort auf obige Frage dienen. — Von ihrem vielseitigen brieflichen Verkehr haben wir manche Probe gegeben und manche wird folgen; auch eine längere tagebuchartige Aufzeichnung werden wir noch kennen lernen. — Wie die Kinder aber unaufhörlich ihre Seele beschäftigten, ja so recht eigentlich für sie den Zweck und Wert ihres Daseins bildeten, hat schon manche Stelle eben dieser Briefe uns bezeugt; Werke über Erziehung besaß sie mancherlei, und auf die Zusendung

eines solchen schrieb sie dem Verfasser: „Allerdings ist es mein heißester, mein liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen.“

Daß sie überhaupt gute Bücher schätzte und wie „ihre Seele außerordentlich wünschte sich zu bilden“, das ersahen wir schon aus jenem Schreiben vom Juni 1793 (S. 46), worin sie ihren Seelsorger Lichthammer bat, ihr doch „das herrliche Buch Mendelssohns von der Unsterblichkeit“ zu besorgen. Daß derartige philosophische Lektüre auch fernerhin von ihr bevorzugt wurde, zeigen die Worte Jean Pauls an Herder (vom 11. November 1800): „Er [der Erbprinz von Mecklenburg, Bruder Georg] sagte mir, daß die Königin nicht die kleinste Reise mache, ohne einen Herder — wie die Buchhändler sagen — mit in den Wagen zu nehmen.“ Da „die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ zu ihren Lieblingsbüchern gehört haben sollen, muß auch ihre religiöse Auffassung damals eine freiere, von historisch-philosophischem Geiste getragene gewesen sein. — Wie sie über den Wert rein philosophischer Studien dachte, hat sie dem Bruder Georg also offenbart:

„Noch ein Wort über die Wahrheit, daß ein reines Herz keiner Philosophie bedürfe. Du wolltest nämlich gerne wissen, wie ich auf den Gedanken oder zu dieser Überzeugung gekommen wäre. Ich kann dir versichern, daß ich sie allein aus meinem eigenen Herzen habe.... Nun hörte ich öfters Menschen über Pflichten, Rechte, philosophische Prinzipien reden und disputieren und wunderte mich des Todes, daß man erst darüber reden müßte, um überzeugt zu werden, daß man so und nicht anders handeln müßte, wenn man gut und rechtschaffen sein wollte. Über Pflichten gegen Gott, gegen die Menschen und sich selbst, über Pflichten als Gattin und Mutter, über häusliche und öffentliche Angelegenheit, darüber zu debattieren, war mir unglaublich, denn, sagte ich mir, es ist nur ein Weg, glücklich zu werden, nämlich der, der Stimme seines Gefühls, seines Herzens zu folgen.... Dabei, mein Gott, dachte ich, zu was denn all das Studieren, wenn es Einem nicht einmal Kraft gibt, seinen Geschmack, Lieblingsideen und Gewohnheiten aufzuopfern, um einen anderen glücklich zu machen? Diese und tausend ähnliche Fälle gaben mir Anlaß, mich zu überzeugen, daß man nicht grübeln müßte, um gut zu werden, sondern daß Gott die schönen Lignamente tief in unsre Seele und Herz eingegraben hätte, und daß man nur diesen folgen müßte, um auf dem rechten Wege zu bleiben.“

Rein historische Werke, namentlich zur Geschichte Preußens, befinden sich zwar in ihrer Bibliothek, wie die Werke Friedrichs des Großen und die Memoiren der Königin Sophie Charlotte; ferner Steinbart, die Vorzüge der

preußischen Staatsverfassung und Krug, Abriß der neuesten Statistik des preußischen Staates. In ihren Briefen dieser Jahre finden wir aber historischer Lektüre nur zweimal — und wieder Bruder Georg gegenüber — erwähnt. So schreibt sie April 1794: „Ich lese Geschichte, ich mache Auszüge aus Monsieur Weiß" (womit wohl das in ihrer Bibliothek vorhandene Werk „Weiß, **Principes philosophiques politiques et moreaux**" gemeint sein wird). Und 1805 aus Potsdam: „Ich bin übrigens recht froh und glücklich hier, ich nahm, glaube ich, die beste Partie, nämlich in dem Augenblick, als ich den 3. April aus dem Wagen stieg, so nahm ich ein Buch, Gibbon, und las und las, so daß mir Hören und Sehen verging;" sie besaß das große Werk des englischen Historikers in französischer Übersetzung unter dem Titel „**Histoire de la décadence et de la chûte de l'empire romain**".

Unter den Dichtern war einst in Darmstadt der etwas hausbackene „Codrus" Chronegks ihr „als die Vollkommenheit in der Moral" erschienen; auch schwärmte sie damals ein wenig für Geister- und Spukgeschichten, wie sie brieflich einmal Bürgers „Leonore" anführt. Klopstocks Messias, Chamissos Musenalmanach und Seumes Spaziergang nach Syrakus werden von deutschen Dichtern als in ihrem Besitz befindlich angegeben. Persönliche Beziehungen zu den bedeutenderen Schriftstellern ihrer Zeit hatte sie — außer den erwähnten zu Schiller — namentlich zu Jean Paul Richter und zwar durch ihre Schwester Charlotte (S. 33). Derselbe hat der Königin und ihren drei Schwestern seinen „Titan" gewidmet, worauf er aus Sanssouci folgendes, nicht gerade allzu große Begeisterung verratendes Dankschreiben vom 29. Mai 1800 erhielt: „Ich habe Ihren „Titan" erhalten und daraus mit Vergnügen ersehen, daß Sie noch immer fortfahren, Ihre Zeitgenossen mit Wahrheiten zu unterhalten, die in dem Gewande romantischer Dichtkunst, mit welchem Sie sie zu bekleiden wissen, ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen werden. Ihr Zweck, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als daß Sie ihn nicht erreichen sollten und es wird mir daher auch eine Freude sein, Sie während Ihres Hierseins zu sehen und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bin Ihre wohlaffectionirte Luise." Zu der im nächsten Jahre in Berlin stattfindenden Hochzeit des großen Humoristen schenkte sie „ein silbernes Thee- und Kaffeeservice, so schön, wie die Hand, die es gab".

Während Goethe ihr erst später geistig näher getreten ist, hat die Königin, nach ihren Briefen dieser — und der nächsten — Jahre zu urteilen, keinen Dichter mehr gelesen und geliebt wie Schiller; sie zitiert oder erwähnt den Wallenstein und Tell, die Stuart, Jungfrau von Orleans und Braut von Messina; den wiederholt angezogenen Brief von Bruder Georg vom

20. April 1805 schließt sie mit der Strophe aus „Die Ideale“: „Ich finde aufs neue die Wahrheit bestätigt:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.“

Neben diesen literarisch-geistigen Interessen pflegte sie auch in bescheidenem Maße Klavierspiel und Gesang, sowie Handarbeiten weiblicher Kunstfertigkeit. Noch 1836 waren im Schlosse zu Broich kleine Tischdecken, „die von den höchsten und hohen Händen Ihro Majestät höchstseligen Königin von Preußen und Ihro Königl. Hoheit der Frau Herzogin von Cumberland [Schwester Friederike] als Prinzessinnen von Mecklenburg gestickt wurden“. Als Kronprinzessin schenkte sie ihrem Schwiegervater zu seinem letzten Geburtstage „einen Stuhl in Rosa, den sie — wie man so sagt — für ihn gestickt hatte“. Der Voß — die häufiger in ihrem Tagebuch erwähnt, daß abends „Handarbeiten“ angefertigt wurden — schrieb sie im Januar 1804: „Die übrige Zeit arbeite ich wie ein Rasender an meinem Stuhle, der für den 3. [August, den Geburtstag des Königs] bestimmt ist.“ Ob sie auch die Fahne der — unten zu erwähnenden — Ansbach-Baireuth-Dragoner, wie Napoleon behauptete, eigenhändig gestickt hat, mag dahingestellt bleiben.

Über das Interesse der Königin für die bildenden Künste und ihre Interpreten geben uns zunächst Briefstellen willkommene Nachricht. Im November 1801 meldet sie ihrer Frau Oberhofmeisterin: „Und wir, wir haben die Beschreibung der Karikaturen Hogarts von Lichtenberg gelesen.... Das ist nicht derselbe Lichtenberg von Darmstadt, der in der guten und lieben Stadt Berlin ist, sondern das ist einer, der mehr Geist im Nagel seines kleinen Fingers hatte, wie ich in meinem ganzen Kopf und Körper.“ — Als Bruder Georg 1803 und 1804 in Italien weilte, sandte er ihr Kunstwerke in Original und Abguß, wofür sie ihm in ihrer herzlich-schalkhaften Art also dankte: „Für den Kleenen und die Kleene, die Canovas Fäuste erschufen [Amor und Psyche], und die mir Deine brüderliche Liebe gab, danke ich Dir tausend Mal; ich erwarte sie mit der allergrößten Ungeduld, fürchte aber, daß diese Jahre wird dauern müssen, wenn der Zuwachs meiner sculptirten Schätze den Weg der italienischen Blumen und Chocolade nimmt, die bereits im Juli vorigen Jahres annoncirt, aber noch nicht arrivirt sind.... Wie soll

ich Dir die Freude beweisen, die Du mir mit den unvergleichlichen Pasten gemacht hast, gesehen, geschaut und geguckt habe ich an ihnen wie e Nari und habe mich schließlich in das Fragment des Aesculap's verliebt; Gottlob, daß weder Brown noch Hufeland [ihre Ärzte] diesem gleichen; ich hätte keine gesunde Stunde mehr und ihre Hülfe müßte stets um mich sein und wachen. Denke Dir aber, George, denke Dir, daß gerade diese Paste mir gestohlen und unersetzbar für mich ist; ich bitte Dich, bring mir wieder so eine mit, oder ich tröste mich nicht." —



Chr. Daniel Rauch.
Zeichnung von Schmeller.

Und später, als der brutale Sieger auch aus ihren Zimmern die Skulpturen nach Paris schaffen ließ, klagte sie dem — dort weilenden — Bruder: „Grüße doch meinen Marc Aurel aus dem Schloß, die Hygiea aus Charlottenburg, den Äskulap aus dem Zirkus des neuen Palais und alles, was aus Sanssouci in Paris ist. Auch ein Stück von meinem Herzen."

Vor allem aber hat sie ihr Interesse für die Bildhauerkunst betätigt durch die Förderung, welche sie dem Kammerdiener Christian Daniel Rauch hat angedeihen lassen: Schon früh hatte sie sein Talent beachtet und an seinen Erstlingswerken freudigen Anteil genommen; — „sie half weiter, sie führte zur Entwickelung und ordnete die Verhältnisse und Umgebungen des jungen Künstlers, so daß seine Anlagen frei und heiter sich ausbilden und vervollkommnen konnten". Was die Königin ihm getan, hat ihr der Künstler durch die edelsten Schöpfungen seines Meißels vergolten, und beider Namen leben fortan untrennbar verbunden in der Geschichte deutscher Kunst. —

* * *

Fassen wir alle Züge zu einem Bilde im Geiste zusammen: Durch ihre Schönheit und Anmut, in ihrer Herzensgüte und Sittenreinheit, mit ihrem offenen Sinn für alles Schöne und Große war Königin Luise an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts eine Zierde der Throne. — Und doch hatte sie zagend dem geliebten Bruder in den ergreifenden Worten ihres Herzens geheimste Sorge vertraut: „Ich bin nicht zur Königin geboren, das glaube mir, doch will ich gerne das Opfer werden, wenn nur sonst in der Zukunft mal dadurch was Gutes gestiftet werden kann."

Wohl hat sie recht geahnt, daß sie nicht geschaffen sei, um in der sturmbewegten Zeit, wo das alte Europa, in seinen Grundfesten erschüttert, wankte und barst, mit unbeugsamer Stirne einem eisernen Schicksal siegreich zu trotzen; — aber, weil sie bestimmt war, als reines Opfer zu fallen, hat sie, wie keine Königin, die Krone auf ihrem Haupte geadelt.

Ansbach und Schönbrunn.

Am 6. Oktober 1805 brachte eine Stafette dem Könige in Sanssouci die inhaltsschwere Meldung, daß der Marschall Bernadotte vor drei Tagen mit 20000 Mann in das preußische Fürstentum Ansbach eingerückt sei.

Seit diesem rücksichtslosen Vorgehen Napoleons hat die Königin Luise mit wachsender Teilnahme, bald mit leidenschaftlicher Hingabe, schließlich mit fast völliger Aufopferung ihres Selbst sich den politischen Fragen des bedrohten Königreiches gewidmet: Neben und an Stelle des heiteren, sorglosen Genusses ihres häuslichen und ehelichen Glückes tritt das Gefühl der ernsten Verantwortung als Gattin des Monarchen. Die anmutige, durch Natürlichkeit und Herzensgüte entzückende Frau sehen wir sich erheben zu der wahren Königin ihres Volkes: So viel Kummer und Tränen diese fünf letzten Lebensjahre ihr auch bringen sollten, nur durch sie hat ihr Bild wahrhaft historische Größe gewonnen, denn auch ihr hat das Schicksal erst mit der Krone der Dornen ein unvergängliches Diadem auf die reine Stirn gedrückt.

* * *

Um aber die Bedeutung jener Ansbacher Meldung verstehen zu können, ist es nötig, einen Rückblick zu werfen auf die Politik Preußens seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. und dabei alles anzumerken, was über Beziehungen der Königin zur Politik bekannt geworden ist.

Die von Friedrich Wilhelm II. aufgestellten Grundsätze der auswärtigen Politik hat sein Sohn voll und ganz zu den seinen gemacht. Seit dem Frieden von Basel, in dem man sich 1795 vom Kampfe gegen das revolutionäre Frankreich zurückgezogen hatte, galt die Behauptung der unbedingten Neutralität Norddeutschlands als vornehmste Aufgabe. Man pflegte zu Rußland, Österreich und Frankreich gute Beziehungen, ohne sich aber mit einer dieser Mächte in ein Bündnis einzulassen; man wollte der Monarchie und dem Norden Deutschlands die Segnungen des Friedens erhalten und unter keinen Umständen sich durch irgend eine Macht in den Strudel der staatsumwälzenden Kriege hineinziehen lassen: Friede, Friede und noch einmal Friede war das schöne Leitmotiv dieser auswärtigen Politik, die man auf den Respekt der Völker Europas vor dem Heere des großen Friedrich fest gegründet glaubte. Daß unter den Flügeln des preußischen Adlers ganz Norddeutschland tatsächlich in ungestörtem Frieden leben konnte, galt der Zeit sowohl als ein Zeichen der Macht Preußens, wie als Beweis für die humane Gesinnung seines Königs.

Von Herzen stimmte Luise dieser Friedenspolitik zu, deren — im Grunde ohne Frage — edle und schöne Absichten so ganz ihrer innersten Neigung, Glück und Freude zu spenden, entsprach. Wie ihr Gemahl und seine Räte diese Aufgabe im einzelnen zu lösen strebten, darüber hat sie sich gewiß keine Gedanken gemacht, sondern gern den bewährten Männern unbedingt vertraut, die fast alle noch aus der Schule des großen Königs stammten. Auch konnte sie es weder nach ihrem Naturell, noch auf Grund ihrer Erziehung gelüsten, irgend welchen Anteil an diesen Fragen der hohen Staatskunst nehmen zu wollen; keine Zeile von ihrer Hand aus den ersten zehn Jahren ihrer Ehe weist denn auch auf politische Interessen hin. Mit Fug und Recht konnte daher das französische Direktorium seinem neuen Gesandten am Berliner Hofe, dem klugen — ehemaligen Abbé — Sieyès in seine Instruktion (vom 23. Mai 1798) den Satz schreiben: „Die Königin hat die ganze Liebe ihres Gemahls, aber sie hält sich sehr entfernt von den Geschäften."

Auch als sich Ende des Jahres die „zweite Koalition" gegen Frankreich bildete und im Frühjahr 1799 aufs neue, umfangreicher und heftiger denn je zuvor, das Kriegswetter entlud, als Rußland unter Paul I. im Verein mit Österreich, England, Portugal und Neapel seine Heere gegen die „eine und unteilbare Republik" marschieren ließ, — auch da hat Friedrich Wilhelm III. sich allen Versuchen widersetzt, ihn zum Anschluß zu bewegen. Allerdings scheinen seiner Gemahlin an dem allein seligmachenden Dogma von der unbedingten Neutralität Preußens damals Bedenken aufgestiegen zu sein,

wenn der französische Botschafter seiner Regierung recht berichtet hat; denn er meldete (am 25. September 1799) nach Paris: „Der Monarch selbst ist fest in seinen Entschlüssen und sehr eifersüchtig auf seine Macht. Die Unzufriedenen nennen seine Festigkeit Starrköpfigkeit, aber der unparteiische Beobachter muß seinem Scharfblick, seinem guten Urteil und einer Art von Instinkt Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihn immer auf der guten Straße haben gehen lassen, trotz der Intrigen aller Art, die man um ihn spielen läßt. Seine Beharrlichkeit ist um so lobenswerter, weil sie ihn beständig in Opposition zu der Königin bringt, für die er sonst die größte Zuneigung hat."

Wenn auch die Memeler Zusammenkunft des Königspaares mit Alexander I., dem Sohne und Nachfolger des erdrosselten Paul, eine politische Annäherung der beiden Reiche, zunächst wenigstens, nicht zur Folge gehabt hat, so neigte doch die Königin seit jenem Juni 1802 in ihrem Herzen mehr und mehr auf die russische Seite. Selbst als die Franzosen im Kriege gegen England das — durch Personalunion mit diesem verbundene — Hannover im folgenden Jahre besetzten, gedachte aber Friedrich Wilhelm bei seinem politischen Systeme beharren zu können, obgleich durch diese Besetzung die völlige Neutralität Norddeutschlands tatsächlich schon hinfällig geworden war. Auch die — im März 1804 — auf ausdrücklichen Befehl Napoleons vollzogene Verhaftung und Erschießung des Herzogs von Enghien vermochte den König nicht gegen Frankreich einzunehmen; die Königin hingegen „starb vor Verlangen . . . in Nachahmung Rußlands" für den unglücklichen bourbonischen Prinzen offenkundig Trauer anzulegen: Es wurde ihr nicht gestattet, und sie mußte die Wallung ihres Herzens zu Gunsten der Berliner Politik bezwingen, die den — im Mai — zum Kaiser avancierten Napoleon nach wie vor als geneigten Freund sich zu erhalten wünschte. Der König beharrte auf seinem Standpunkte, weder Frankreich, solange es nicht Preußen angreife, als feindliche Macht zu behandeln, noch auch sich mit dem drängenden Rußland zu verbünden; eifrig suchte er durch Vereinbarungen mit jedem dieser beiden Staaten den Krieg zwischen ihnen zu verhindern, da ein solcher die Aufrechterhaltung der eigenen Neutralität aufs äußerste erschweren mußte.

Ob die Königin im einzelnen über diese Verhandlungen damals unterrichtet war, entzieht sich unserer Kenntnis; es ist jedoch anzunehmen, daß sie mit dieser — gegen Frankreich zum mindesten nicht unfreundlichen — Politik einverstanden war. Denn wie wenig sie, trotz ihrer Erregung über die Erschießung Enghiens im Frühjahre, für Anerbietungen Napoleons unempfindlich war, zeigt der Bericht des französischen Gesandten an Talleyrand vom

19. Oktober: „Der König hat in der Tat davon [man hatte bei ihm anfragen lassen, ob er geneigt sei, den Kaisertitel anzunehmen] der Königin im Vertrauen Mitteilung gemacht und sie um Rat gefragt; da er darüber Ansichten von sehr großer Bescheidenheit ausdrückte, hat sie die Ungeschicklichkeit gehabt, die Sache mit ihm aufzuschieben in dem Glauben, ihm den Hof zu machen, obgleich sie den Erfolg der getanen Zuflüsterungen wünscht und es wahrscheinlich ist, daß der König selbst sich freuen würde, wenn man die Ansichten bekämpft, anstatt ihnen beizustimmen. Die Personen, welche das Vertrauen der Königin haben, wußten sogleich, wovon die Rede war, und die Majestäten werden heute nur noch von Leuten umgeben, die sehr eifrig für die Annahme des kaiserlichen Titels sind." — Der bescheidene Sinn des Königs hat ihn Napoleons Anerbietungen abschlagen lassen, und die Königin mußte ihrem Wunsche, von Frankreichs Gnaden „Kaiserliche Majestät" zu werden, entsagen; — ein Jahr später hätte sie gewiß von vornherein jedes derartige Anerbieten des französischen Kaisers mit Mißtrauen und Entrüstung zurückgewiesen, damals hatte sie ihn noch nicht durchschaut und glaubte — mit ihrem Gemahl — an seine uneigennützige Freundschaft.

* * *

Im Juli 1805 wurde die dritte Koalition gegen Napoleon, das heißt gegen Frankreich geschlossen: Die Gefahr eines neuen Kontinentalkrieges stieg damit aufs höchste und für Preußen drohte eine schwere Krisis, da die französischen Truppen in Hannover die Durchführung des Neutralitätssystems so gut wie unmöglich zu machen schienen. Und doch war Friedrich Wilhelm dazu mehr wie je entschlossen: Er wollte sich weder für noch gegen Frankreich erklären; keiner der kriegführenden Mächte sollte der Durchmarsch durch preußisches oder hannoversches Gebiet gestattet werden.

Da bot Napoleon im August um den Preis eines Bündnisses ihrer Staaten dem Könige Hannover als Besitz an. Hardenberg (seit April 1804 Minister des Auswärtigen) war in Ansehung der großen Vorteile durchaus für die Annahme; Graf Haugwitz (sein Vorgänger) entschieden dagegen, weil man so in einen Krieg mit Rußland gerate und aus der bisherigen unbedingten Neutralität heraustrete; Friedrich Wilhelm schwankte und hoffte, Napoleon zur Abgabe beruhigender Versicherungen über seine italienischen Pläne veranlassen und dadurch den Ausbruch der Feindseligkeiten noch verhindern zu können: Aber bald fühlte er mit tiefem Unmute, daß der Franzosenkaiser ihn gerade in den Krieg hineinzuziehen wünsche, anstatt ihn an

der Erhaltung des Friedens teilnehmen zu lassen, — und Anfang September lehnte er endgültig die französischen Anträge ab, denn er wolle auch in Zukunft völlig neutral bleiben.

Um dieses politische System auch jetzt, bei dem gleichzeitig erfolgenden Ausbruche des Krieges, wirksam befolgen zu können, wurde ein Teil der Armee mobil gemacht und von Napoleon die sofortige Übergabe Hannovers bis zum Friedensschlusse gefordert. Ehe dessen Antwort eintraf, erhielt der König (am 16. September) ein Schreiben seines Freundes, des Zaren, worin der Einmarsch russischer Truppen in preußisches Gebiet einfach angekündigt wurde, ohne auch nur ein Wort der Bitte um Erlaubnis dieser Vergünstigung zu enthalten. — Friedrich Wilhelm war außer sich über diese Dreistigkeit, verbat sich entschieden den Durchmarsch der russischen Truppen und befahl die Mobilisierung der ganzen preußischen Armee. Von Frankreich verlangte er die unverzügliche Räumung Hannovers, wofür ihm die Gegenforderung, Holland zu garantieren, gestellt wurde. — Man kam vor lauter Verhandhandlungen nicht vom Fleck!

Da riß Napoleon schließlich die Geduld: Wie ein Klotz zwischen den Beinen hinderte ihn Preußen in seinen, den Erdteil umspannenden Plänen; hatte er geglaubt, mit ihm am Ziele zu sein, stellte es neue, für ihn unannehmbare Gegenbedingungen; dieses Preußen, anstatt seine gnädig gebotene Hand dankbar zu ergreifen, wollte zwischen ihm und seinen Feinden den leitenden Vermittler spielen; es wagte, ihm Schranken zu setzen, anstatt sich ihm unterzuordnen; — und wie energielos und schwächlich erschien ihm seine ganze Haltung! So entschloß er sich, Preußen durch einen Gewaltstreich auch gegen seinen Willen zu sich herüber zu zwingen und befahl, ohne, wie der Zar, vorher irgendwie anzufragen, den Durchmarsch seiner Truppen durch das Gebiet des preußischen Ansbach: Die Neutralität des Staates war damit zu Gunsten Frankreichs tatsächlich aufgehoben.

Die Wirkung dieser Maßregel in Berlin war ungeheuer. Friedrich Wilhelm III. war aufs tiefste erregt und empört, er sah in Napoleons Vorgehen eine Beleidigung gegen seine Person, seine Krone, seinen Staat — und mit ihm seine Gemahlin. Für die Königin sollte das Ansbacher Ereignis aber mehr bedeuten als eine bloße Erregung des Augenblicks, für sie wurde es ein Wendepunkt in ihren gesamten Anschauungen: Sie sah den Staat bedroht, an den Rand des Verderbens geführt; sie verlor das bisherige Vertrauen zur Leitung der preußischen Politik und hielt es von nun für ihre Pflicht als Königin, sich persönlich um die Staatsgeschäfte zu bekümmern und ihre Auffassung zur Geltung, zum Siege zu bringen. Diese

aber ging jetzt dahin, daß Napoleon keine uneigennützige Freundschaft für Preußen hege, daß vielmehr Preußens Heil im Kampfe gegen ihn und im Bunde mit Österreich und Rußland zu suchen sei.

* * *

Am 15. Oktober feierte der Kronprinz in Paretz seinen zehnten Geburtstag und wurde nach der Sitte seines Hauses in das erste Garderegiment eingestellt; die Mutter sprach zu ihm die bedeutungsvolle Mahnung: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, da Du Gebrauch machst von diesem Rocke, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen." Es waren nämlich kurz vorher die ersten Nachrichten über Niederlagen der Österreicher eingetroffen, und auch die folgenden Tage brachten „immer trostlose Neuigkeiten" von der Armee der „unglücklichen Brüder". Mühsam die Erregung ihrer Seele beherrschend, schrieb die Königin der Gräfin Voß: „Was mein Herz zerreißt, ist unsagbar! Gott sei Dank, aber es ist wahr, daß Fritz sich außerordentlich gut an seinem Festtage benommen hat. Gott segne ihn und seine neue Laufbahn und den König und das Heer und ganz Preußen." — Spricht aus diesen Worten mehr mütterlicher Stolz oder eine dunkle Ahnung schwerer Zeiten — wer will es sagen?

Doch die Königin sollte bald schmerzlich empfinden, daß ihr Gemahl von der Notwendigkeit eines Krieges gegen Napoleon noch keineswegs — wie sie hoffte und annahm — gleich ihr durchdrungen war. Denn was geschah von seiner Seite als gebührende Antwort auf des Kaisers rücksichtsloses Vorgehen? — Er gestattete im geheimen nun den Russen den Durchmarsch durch preußisches Gebiet und dirigierte seine Truppen westwärts zur Besetzung Hannovers; er brach alle schwebenden Verhandlungen mit Frankreich ab und wollte sogar den französischen Gesandten, Laforest, ausweisen und den seinen, Lucchesini, von Paris abberufen lassen; Hardenberg wußte ihn von diesem Schritte abzuhalten, mußte jedoch immerhin versprechen, Laforest einige Tage nicht zu empfangen. Vor allem entschloß man sich, Hannover jetzt ohne weiteres zu besetzen und erklärte sich Rußland gegenüber zur bewaffneten Vermittelung bereit. — Aber „den großen Schritt", die Besetzung Hannovers, wagte der König nicht einmal in die zur Kenntnisnahme Napoleons bestimmte Note aufzunehmen und ließ aus dem Erlasse an seinen Pariser Gesandten sogar die Gestattung des russischen Durchmarsches mit der Begründung streichen, daß man sie bis zur Ankunft der Truppen zu bemänteln suchen müsse, zumal man es in Paris doch früh genug erfahren würde. — Gegenüber Napoleons rücksichtslosem Vorgehen getraute sich Friedrich Wilhelm

also nicht einmal, die dagegen beschlossenen Maßregeln dem Kabinett von St. Cloud auch nur mitzuteilen: So kläglich drohte die Erregung der ersten Oktobertage schon nach zwei Wochen im Sande zu verlaufen.

Damit das nicht geschähe, entschloß sich Alexander I. zu einem persönlichen Versuche auf den König. Wie ihn seine Gattin als Freund und politischen Gesinnungsgenossen begrüßt hat, können wir unschwer ermessen; sie wird ihn — ohne Zeugnisse dürfen wir es vermuten — geradezu herbeigesehnt haben, damit seiner leidenschaftlichen Beredtsamkeit, das Zögern des Gemahls zu besiegen, beschieden sei. Doch diesem war der ungestüm drängende Zar jetzt höchst unbequem; bisher hatte er eine Zusammenkunft mit ihm zu vermeiden gewußt, aber in der gegenwärtigen Lage konnte er einer Begegnung nicht mehr ausweichen. — Am Nachmittag des 25. Oktober traf der Zar in Berlin ein, lebhaft von der Bevölkerung der Hauptstadt begrüßt; er fuhr sofort mit König und Königin nach Potsdam.

Er drang auf Anschluß an die Koalition und auf sofortige Unterstützung Österreichs; zur Verstärkung seiner Bemühungen traf noch der Bruder des Kaisers Franz, der Erzherzog Anton, ein. Die Königin Luise trat aus voller Überzeugung für die Politik des Zaren ein und Metternich meldete nach Wien: „Die Königin ist sehr kühn.“ Aber der König, ihr Gemahl, war es leider nicht. Er verhielt sich zurückhaltend und ihn verdroß, daß der Zar seinen vertrauten und geschätztesten Ratgeber, den Grafen Haugwitz, als Hauptvertreter der unbedingten Neutralitätspolitik auffallend kühl behandelte; auch mußten die Nachrichten von Napoleons Siegen in Oberdeutschland die Bedenken gegen ein Bündnis mit seinen Feinden steigern. Aber sein Kabinett, vor allem Hardenberg, folgten täglich mehr und mehr den Anschauungen des Zaren, und am 3. November schloß der König mit ihm zu Potsdam folgenden Vertrag: Preußen verpflichtet sich zur bewaffneten Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten; verwirft Napoleon seine Forderungen (Trennung der Kronen von Frankreich und Italien, volle Unabhängigkeit von Neapel, Holland, des Reiches und der Schweiz, Zurückziehung seiner Truppen aus diesen Ländern), wird es der Koalition beitreten, — nimmt er sie an, wird der Kontinent Frieden haben. Rußland verpflichtete sich in einem geheimen Artikel, England zur Überlassung von Hannover an Preußen zu bestimmen.

Diese Übereinkunft bekräftigten Friedrich Wilhelm durch Handschlag und Umarmung; „dem Könige,“ schreibt Hardenberg in seinen Denkwürdigkeiten, „schien es mir nicht recht von Herzen zu gehen“; jedoch hatte der Zar — so mußte es scheinen — den Zweck seines Besuches erreicht und setzte seine

Abreise auf den 5. November fest. Einem Wunsche des Freundes folgend, befahl Friedrich Wilhelm die Gruft Friedrichs des Großen unter der Kanzel



Abschied Alexanders I. vom Sarge Friedrichs II.
Stich von Haas im K. Kupferstich-Kabinett zu Berlin. Originalaufnahme.

der Garnisonkirche zu Potsdam zu erleuchten. Nach der Abendtafel zogen sich die drei Majestäten in ihre Gemächer zurück, der Kaiser, um sich reisefertig zu machen. Dann begaben sie sich gegen $^1/_2$1 Uhr in die von Wachs-

kerzen hell erleuchtete Gruft des großen Königs, um an dieser geweihten Stätte eine Freundschaftsszene aufzuführen, die gewiß ebenso nach dem Geschmacke der noch immer rührseligen Zeit war, wie — nicht im Sinne des Toten im einfachen Sarge. Die beiden Monarchen reichten sich die Hände und schworen sich ewige Treue und Freundschaft — — in Gegenwart der Königin Luise. Sie wird in diesem feierlichen Augenblicke das Gefühl freudiger Genugtuung empfunden haben, endlich den Gemahl mit dem Freunde den Weg wandeln zu sehen, der nach ihrer festen Meinung allein im stande war, Preußens Ehre und Zukunft zu retten; aber nur schon zu bald schrieb sie dem Zaren: „Ich fürchte sehr, daß der 4. November für immer der letzte Glückstag sein wird."

* * *

Und in der Tat — von nun an haben sich die Wege des Königs und der Königin mehr denn je in der politischen Frage getrennt; es wurde nicht nur gegen ihre Auffassung, sondern auch ohne ihr Wissen gehandelt, — vielleicht, um ihren leidenschaftlichen Widerspruch nicht zu reizen.

Der König hatte sich dem Zaren gegenüber zur bewaffneten Vermittelung verpflichtet, und Eile war geboten: Aber seine Maßregeln deuteten nicht auf große Entschiedenheit. Wenn in Potsdam der eventuelle Beginn der preußischen Kooperationen auf den 1. Dezember festgesetzt war, so verschob man diesen Termin nachträglich um volle zwei Wochen. Zur Überbringung seiner Forderungen an Napoleon wählte der König nicht Hardenberg, sondern Haugwitz, den Gegner russischen Anschlusses; ohne genauere schriftliche Instruktionen legte Friedrich Wilhelm dem Grafen — in tiefstem Geheimnis! — dringend ans Herz, auf alle Fälle einen Krieg zu vermeiden und ihn der Ausführung seiner lästigen Verpflichtungen gegen Rußland zu überheben. Mit diesem Auftrage reiste Haugwitz — erst am 14. November — langsam über Prag nach Mähren ins Hauptquartier des Kaisers Napoleon.

Inzwischen sammelte die Königin ostentativ die Mitglieder der Kriegspartei um sich. „Hardenberg, — meldete der französische Gesandte nach Paris — der wenig seine Aufwartung machte, macht sie jetzt beständig, vor allem der Königin und den Personen, von welchen sie umgeben ist. Er bringt alle Gründe herbei, die geeignet sind, den König zu erschüttern. Der Prinz Louis Ferdinand, dessen kriegerischen Geist der König keineswegs liebt und den er bisher sehr entfernt gehalten hat, ist die Seele der Beratungen der Königin und hat einige Gunst bei seinem Souverän wiedergewonnen. Der König, mit einem Wort, wird mehr und mehr im Innern seiner Familie

belagert." Gneisenau schrieb damals an seine Gattin: „Die Königin ist nun sehr für den Krieg gestimmt. Sie hat dem französischen Gesandten erklärt, der König würde sich selbst an die Spitze der Armee setzen, und die Nation Gut und Leben wagen, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, kurz, nichts als kriegerische und patriotische Gesinnungen geäußert." — An der Tafel herrschte volle Freiheit der Unterhaltung wie in den Wochen des Zarenbesuches, und der Prinz Louis Ferdinand gewann zu seiner Überraschung aus den Reden der Königin den Eindruck, daß ihr Gemahl endlich zum Kriege entschlossen sei. Mancher wagte nicht, den französischen Gesandten aufzusuchen, „um sich nicht bei einer triumphierenden Partei zu kompromittieren, welche der Geist der Königin irregeleitet hatte."

Und der König? Von allen Seiten wurde er unausgesetzt gedrängt, das Schwert gegen Frankreich zu ziehen; man ließ ihn wissen, daß die eigene Armee an seinem Mute verzweifle, wenn er der Koalition nicht beiträte. Er war in der allerverdrießlichsten Stimmung und bestrebt, sein Tun und Denken — auch der Königin gegenüber — in ein möglichst geheimnisvolles Dunkel zu hüllen. Zunächst aber wartete er die Beendigung seiner Truppenbewegungen und das Eintreffen von Haugwitzens Berichten ab. Und während er wartete und wartete, schlug Napoleon am 2. Dezember die Russen und Österreicher in mörderischer Schlacht bei Austerlitz; Haugwitz hatte sich seines Auftrages noch gar nicht entledigt — und jetzt hieß, dem Kaiser Napoleon bewaffnete Vermittelung antragen, ihn herausfordern. Friedrich Wilhelm „klatschte der Mäßigung" seines Unterhändlers Beifall, der verstehe seine Intentionen „in der Ausführung am besten nach den Nüancen zu regeln, die sich unvorhergesehen vor ihm zutrügen."

So unterzeichnete Graf Haugwitz am 15. Dezember im Schlosse von Schönbrunn den folgenden Vertrag: Preußen und Frankreich schließen eine Offensiv- und Defensiv-Allianz; Preußen tritt Ansbach an Bayern, Kleve und Neuenburg an Frankreich ab und verzichtet auf jede Einmischung in Italien; es erwirbt Hannover mit der Verpflichtung, die Truppen der Koalierten auch von Holland fernzuhalten. — Der ganze Vertrag war geheim und mußte bis zum 5. Januar 1806 ratifiziert sein.

* * *

Haugwitz brachte ihn Ende Dezember persönlich nach Berlin, da er „keiner Feder und keinem Organ das hochwichtige Resultat seiner Unterhandlungen anvertrauen könne". Bei den Beratungen betonte er nachdrück-

lich, daß der Vertrag nur als Entwurf für eine neue Basis der französisch-preußischen Verhältnisse anzusehen sei, über die man nach Austausch der Ratifikationen in Muße verhandeln könne; Napoleon habe ihm Versprechungen gemacht, an die er ihn nur zu erinnern brauche, um alles rasch und nach Wunsch zu beenden.

Die Aufnahme dieses Schönbrunner Vertrages in Berlin war eine sehr geteilte; von den maßgebenden Räten des Königs war nur Hardenberg für unbedingte Ablehnung. Napoleon befahl daher seinem Gesandten, sowie allen anderen Franzosen der Botschaft, nicht mehr mit diesem Minister zu verkehren, und Hardenberg trug sich deshalb ernstlich mit dem Gedanken des Rücktrittes von der Leitung der auswärtigen Geschäfte. Da hat die Königin ihm mit „Vorwissen ihres Gemahls“ folgende Zeilen geschrieben, die uns über ihre Auffassung der Sachlage kaum in Zweifel lassen: „Ich bin entzückt, daß ein Brief meiner Schwester von Hildburghausen mir das Vergnügen verschafft, an Sie diese Zeilen zu richten, die Ihnen von den Beunruhigungen sprechen sollen, die mir die Gerüchte in der Stadt über Sie verursachen. Es ist unmöglich, daß Sie in diesem Augenblick den Dienst des Königs und Ihren Platz im Kabinet verlassen wollen. Wenn Sie auch nicht alles Gute tun können, das Sie sicher wünschen, können Sie doch dessen viel tun, und es gereicht mir zu großem Troste, die Geschäfte in Ihren Händen zu wissen, in denen des achtbarsten, des reinsten Menschen der existiert. Der Fürst Wittgenstein kann Ihnen sagen, wie sehr allein der Gedanke mich bekümmert, seien Sie versichert, daß meine Hochachtung nur mit meinem Leben enden wird. Ihre Freundin Luise.“ — Hardenberg hat daraufhin von der Einreichung seines Entlassungsgesuches Abstand genommen, obgleich sein Monarch sich keineswegs zur Ablehnung des Schönbrunner Vertrages entschloß; im Gegenteil, er hielt im ganzen die Mission seines Haugwitz für wohl gelungen, der das verwirrte gute Einvernehmen mit Frankreich geschickt wiederhergestellt habe.

Trotzdem hat sich der König aber doch nicht zur bedingungslosen Annahme des Vertrages verstehen können, sondern ihn erst nach Hinzufügung einiger Abänderungen unterzeichnet: Daß Napoleon mit diesen einverstanden sein würde, bezweifelte er so wenig, daß im Januar 1806 die Demobilisierung der Armee befohlen wurde.

Die Königin hat dieser antirussischen Entwickelung der Dinge nicht zugestimmt, vielmehr all ihren Einfluß aufgeboten, um den Gemahl von einer näheren Verbindung mit Frankreich zurückzuhalten. „Die Königin — berichtete der französische Gesandte am 26. Januar nach Paris — hat sich



Staatsminister v. Hardenberg.
Nach einem Stiche.

bis zur Ansbacher Affäre mit der lobenswertesten Umsicht benommen. Die unbegründete patriotische Bewegung, die damals ausbrach, und die, durch die auswärtige Politik ihrer ganzen Umgebung soufflierte Redeweise haben auf sie sehr starken Eindruck gemacht. Der Kaiser Alexander hat dazu alle Vorurteile gefügt, die ein Mann, der mit Begeisterung spricht, einer Frau einhauchen kann, die gewohnt ist, nur die Oberfläche der Dinge zu sehen. Die Königin hat schließlich gegenwärtig einen Einfluß ausgeübt, dessen Stärke zu brechen, nützlich sein würde."

Inzwischen war der Graf Haugwitz mit dem, vom Könige abgeänderten Schönbrunner Vertrage nach Paris aufgebrochen, wo er anfangs Februar eintraf: Die französische Partei am Berliner Hofe jubelte und zweifelte nicht, daß die — etwas gelockerten — Beziehungen zu Frankreich wieder dauernd befestigt werden würden. — Da erfolgte am 14. Februar „der Donnerschlag aus Paris": Napoleon hatte den Schönbrunner Vertrag, weil er nicht innerhalb drei Wochen vom Könige unterzeichnet war, für null und nichtig erklärt; ohne Haugwitz auch nur zu Worte kommen zu lassen, hatte er eine Flut von Tadel und Vorwürfen über den König ergossen und sich besonders über „weiblichen Einfluß" am Hofe beschwert; auch müsse Hardenberg, der im Oktober den Gesandten Frankreichs zu empfangen verweigert habe, unbedingt jetzt entlassen werden. —

Friedrich Wilhelm III. sah sich zu dem bitteren Geständnis genötigt, daß Haugwitz — dessen Scharfblick und Urteil er so blind vertraut hatte — ihn über Napoleons Gesinnungen gegen Preußen völlig falsch berichtet habe. Aber jetzt, wo seine Armee fast wieder auf den Friedensfuß zurückgeführt war, während Napoleon sein ganzes Heer noch in Deutschland hatte — blieb ihm nichts weiter übrig, als sich dem Willen des Franzosenkaisers zu beugen; auch Hardenberg flehte ihn an, jetzt nur zu tun, was die grausame Notwendigkeit anzeige. Und so ratifizierte der König am 25. Februar den neuen, ihm aus Paris eingeschickten Vertrag, durch den er geradezu der Vasall Napoleons wurde, verpflichtet gegen jede Macht mit diesem gemeinsame Sache zu machen; Hardenberg mußte er einige Wochen später entlassen, der dann als Märtyrer der napoleonischen Politik galt. — Daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Preußen verwirrt gewesen, sei nicht seine Schuld; stets habe er sie wiederherstellen wollen, was schon seine Demobilisierung beweise; jetzt — so schrieb er am 19. März an Haugwitz — hoffe er zuversichtlich, werde Napoleon seine Gesinnungen gegen ihn und seine Beharrlichkeit im französischen System anerkennen, wenn nicht, so wäre die Zukunft „sehr traurig". —

Mit trüben Ahnungen blickten ihr König und Königin im Frühjahr 1806 entgegen; man erzählte sich, er weine jetzt häufig, und von ihr wurde berichtet, sie leide unaussprechlich bei diesem Gange der politischen Angelegenheiten und besonders könne sie den Verlust Ansbachs nicht verschmerzen: Der Gram nage an ihrer Gesundheit. — Nur die eine schmerzlich-frohe Empfindung durfte sie wieder haben, daß zwischen ihr und dem Gemahl auch in den Fragen der hohen Politik keine Meinungsverschiedenheit mehr bestände, denn beide hatten seit Anfang 1806 den Glauben an Napoleons uneigennützige Freundschaft für Preußen gründlich verloren.

Die Wendung zum Kriege.

Die öffentliche Meinung der Hauptstadt machte für die jüngste Entwickelung der preußischen Politik, wodurch man von der jahrelangen Neutralität zum Bündnis mit Frankreich gelangt war, ausschließlich den Grafen Haugwitz verantwortlich. Wenn auch die Meinungen über den Wert dieses Ergebnisses geteilt waren, so hat doch in der Armee nur eine Stimme des Bedauerns darüber geherrscht, daß es nicht schon im Oktober des Vorjahres zum Losschlagen gekommen sei. Und daß die Königin in diesen militärischen Kreisen ganz besonders als Trägerin des Gedankens schneidigen Draufgehens galt, darf man wohl auch in dem Wunsche des Chefs der Ansbach-Baireuth-Dragoner sehen, sein Regiment nach ihr benennen zu dürfen.

Dieses Regiment hatte sich einst bei Hohenfriedberg dermaßen ausgezeichnet, daß Friedrich II. ihm das Recht verlieh, seine Wünsche und Gesuche unmittelbar an den König bringen zu dürfen. Von diesem Rechte machte sein derzeitiger Chef, der General Graf von Kalckreuth, Gebrauch, als er — mit seinen Dragonern auf dem Rückmarsch aus Thüringen in ihre pommersche Garnison Pasewalk begriffen — nach einer großen Parade bei Berlin den König bat, daß sein Regiment statt den Namen des — im Januar verstorbenen — Markgrafen von Ansbach-Baireuth den der Königin führen dürfe. Der König genehmigte umgehend das Gesuch und verlieh den ruhmreichen Reitern den ehrenden Namen „Regiment Königin-Dragoner“. Noch heute führen die als „Kürassier-Regiment Königin (Pommersches) Nr. 2“ bezeichneten ehemaligen Dragoner am Helme die stolze Inschrift „Hohenfriedberg 4. Juni 1745“ und auf den Achselklappen den Anfangsbuchstaben der Königin Luise. Die Freude, welche sie an diesem berühmten Regiment und seiner schmucken Uniform empfand, sollte ihr noch teuer zu stehen kommen,

denn dieses Spielen mit dem Soldatenrock hat einige Monate später den Spott des neuen Cäsar erregt.

Wenige Tage nach jener Parade ihrer Dragoner fuhren Königin und König zu einem militärischen Schauspiel anderer Art an die Oder: Die



Königin Luise in Uniform der Bayreuther Dragoner.
Nach Horn, Königin Luise.

Russen unter General Tolstoi zogen gemäß den Verträgen mit Napoleon auf dem Rückmarsch aus Hannover durch preußisches Gebiet. Am 7. März begrüßten die Majestäten in Schwedt 5000, den Fluß überschreitende Krieger des Zaren und am folgenden Tage nahmen sie in Stettin eine Besichtigung der Hauptmasse der abziehenden Russen vor, — eine Aufmerksamkeit, durch

die dem Zaren vor aller Welt gezeigt werden sollte, welch einen Wert König und Königin auf seine Freundschaft legten.

Zum erstenmal beging Luise seit ihrer Verheiratung den 10. März nicht in Berlin, sondern — nicht minder geehrt und gefeiert — fern von der Hauptstadt hier in Stettin: Sie wohnte im Landständehaus und fortan nannte man die Straße, in der es lag, Luisenstraße; es gab Aufzug der Korporationen und abends große Illumination. — Ob die Königin der Feier im Herzen wirklich hat froh werden können? —

* * *

Nach Berlin zurückgekehrt erhielt sie von Hardenberg (der nur bis zur Rückkehr des Grafen Haugwitz die Geschäfte noch führte) das folgende Schreiben vom 19. März: „Ich erhalte soeben eine Stafette von Memel mit einer maßlos wichtigen Depesche des Herrn Herzogs von Braunschweig . . . Seine Hoheit wünscht, daß nach den ausdrücklichen Absichten Seiner Majestät des Kaisers Alexander niemand ohne irgend eine Ausnahme in das Geheimnis dieser Depesche eingeweiht werde als der König und ich. Ich wage ganz ergebenst Ihre Majestät zu bitten, davon Ihrem erlauchten Gemahl Kenntnis geben zu wollen und ihn zu bitten, mich durch Sie wissen zu lassen, wann ich ihm die Depesche vorlegen kann ohne Zeugen und ohne daß jemand dieser Zusammenkunft Bedeutung beilegt. Verzeihen Sie, Madame, daß ich mich an Sie wende. Es bietet sich mir keine sicherere Gelegenheit, den König um eine Zusammenkunft zu bitten, ohne daß man es merkt und Vermutungen anstellt. Das Geheimnis ist von unbedingter Notwendigkeit. Wenn Ihre Majestät mir durch Frau von Voß befehlen ließen, mich zu einer bestimmten Stunde zu Ihnen zu begeben und wenn ich gewissermaßen unangesagt käme, . . . wenn der König mich wie durch Zufall dort fände, glaube ich, daß die Sache natürlich erscheinen und keinen Stoff zum Nachdenken geben würde."

Umgehend hat sie darauf Hardenberg durch die Voß zu sich beschieden; so hatte dieser — nach seinen eigenen Worten — „die Gewißheit, ihn allein und nicht umlagert von irgend jemand von seinen gewöhnlichen Umgebungen zu finden". Die erbetene Unterredung fand am selben Tage bei der Königin statt; der König erklärte „sogleich und wankte darin nicht einen Augenblick, daß er sein Verhältnis mit Napoleon als erzwungen ansehe, daß er ihm nicht trauen könne und daher fest entschlossen sei, sich an Rußland zu halten, seinen Verpflichtungen gegen Napoleon zwar treu zu bleiben und ihn nicht

zu reizen, jedoch sich in Vereinigung mit dem Kaiser Alexander darauf vorzubereiten, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, wenn er ihm Unrecht tun und seine Anmaßungen zum Nachteile Preußens fortsetzen sollte". Auch war der König einverstanden, daß Hardenberg nach Abgabe der Geschäfte an Haugwitz im geheimen die Unterhandlungen mit Rußland weiter führe; — die Königin aber nahm den größten Anteil an diesen Verhandlungen dadurch, daß sie dieselben äußerlich ermöglicht hat: Sie tat so, was nur in ihren Kräften stand, um den Gemahl politisch enger mit dem befreundeten Zaren zu verbinden.

In diesen bewegten Tagen starb am 1. April der kleine Prinz Ferdinand, „das ganze Entzücken seiner Mutter". Die Trauer um seinen Tod erschütterte ihre bereits leidende Gesundheit sehr „und — lesen wir bei der Voß — es schien fast, als ob sie von jenem Augenblicke an, wo er in ihren Armen die Augen schloß, keinen Moment vollkommen heiteren Glückes mehr empfinden sollte." — Trotz des tiefen Schmerzes ließ sie aber die politischen Fragen nicht mehr aus den Augen.

Die Beziehungen zu Rußland suchte sie durch die Anregung einer Heirat ihres Schwagers, des Prinzen Heinrich, mit der Großfürstin Katharina, der Schwester des Zaren, dauernd enger zu gestalten. Der Brief (vom 17. April), worin sie Alexander I. diesen Wunsch vorträgt, zeigt deutlich die Spuren, welche Kummer und Aufregung schon leise in ihre Seele zu graben begannen; sie schrieb: „Mein lieber Vetter! Das schreckliche Unglück, welches ich wenige Tage nach der Rückkehr des Herzogs von Braunschweig erlebte [der Tod des kleinen Ferdinand], hat mich so heruntergebracht, daß ich nicht daran denken konnte, mich mit irgend etwas zu beschäftigen. Meine Gesundheit ist noch so zerrüttet, meine Schwäche so groß, daß ich mich kaum eines Auftrages entledigen kann, der mir ebenso am Herzen liegt, wie dem Könige (und dem Prinzen Heinrich) . . . Der Herzog hat zu bemerken geglaubt, daß Sie, mein lieber Vetter, nicht abgeneigt wären, zuzustimmen, die Bande, welche die Reiche vereinigen, zu befestigen, indem Sie die Großfürstin Katharina dem Prinzen Heinrich verlobten . . . Wollen Sie mich vertraulich Ihre Meinung, die Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter und der Frau Großfürstin selbst über diese ebenso wichtige wie wünschenswerte Verbindung wissen lassen. Ich spreche Ihnen nicht von der Freude (ein Gefühl, das ich nur noch dem Namen nach kenne), die diese Vereinigung besonders mir verursachen würde. Sie kennen mein Herz, es wird Ihnen nicht schwer zu glauben, daß gerade Ihre Schwester, in einer Familie verheiratet, die Sie liebt, bei mir, der Gegenstand meiner Sorgen und meiner Liebe sein würde.

Meine sehr große Schwäche erlaubt mir nicht diesem Briefe noch etwas hinzuzufügen als meine Dankbarkeit für Ihren lieben letzten ... Arme Marie! Sie beweint wie ich die entseelten Reste eines geliebten Kindes! Ich muß schließen, ich fühle es. Glauben Sie an die unverbrüchliche Freundschaft, die ich Ihnen fürs Leben gelobt habe." — Die angeregte Verbindung kam nicht zustande, weil die Zarin Mutter sie nicht wünschte; die Großfürstin Katharina heiratete 1809 den Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg.

* * *

Auch an der inneren Politik beginnt Königin Luise indirekt Anteil zu nehmen: Am 10. Mai legte der Freiherr vom Stein (seit Oktober 1804 zum Minister ernannt) seine berühmte Denkschrift vom 27. April — die später die Bezeichnung „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts und der Notwendigkeit der Bildung einer Ministerialkonferenz" erhielt — in ihre Hände, damit sie dieselbe dem Könige übergebe. „Es war allerdings — urteilt Hardenberg — das beste Mittel, sich an die Königin zu wenden, um zu erfahren, auf welche Weise dem Könige solche Vorstellungen mit Erfolg gemacht werden könnten; es war überdies das einzige, um dasjenige anzubringen, was das eigene Benehmen des Königs betraf." Sie war mit dem Inhalt des bedeutenden Schriftstückes durchaus einverstanden; es hatte — ließ sie durch Wittgenstein an den, seit dem 21. April „abgegangenen" Hardenberg schreiben — ihren „höchsten Beifall, nur sind die Ausdrücke zu heftig und leidenschaftlich abgefaßt. Der Aufsatz würde daher, wenn er hiervon nicht gereinigt würde, mehr schaden als nützen ... Ihre Majestät könne nicht öffentlich erscheinen, werden aber mit desto mehrerem Vergnügen im stillen wirken und hierzu die Gelegenheit finden. Die Königin ist der Meinung, daß die Sache schriftlich vorgestellt werden und daß Mehrere diesen Aufsatz unterschreiben müssen. Auch selbst Männer von Gewicht bei dem Militär würden einen guten Eindruck machen, wenn sie mit unterschrieben. Haugwitz muß aber notwendig mit unterschreiben; ... Ihre Majestät werden hierzu selbst die Einleitung zu treffen suchen ..."

Stein milderte darauf den ersten Entwurf, hat aber keinen dem Könige überreichen lassen. Die Königin machte es Hardenberg zur Pflicht „alle Briefe, in denen von ihr Erwähnung geschähe, zu verbrennen" und dem Gemahl gegenüber hat sie die ganze Sache mit Stillschweigen übergangen: Ein böswilliger Berichterstatter würde sagen können, sie hat mit seinen Ratgebern gegen ihn konspiriert.

Und in der Tat, der meist gut beobachtende und trefflich unterrichtete französische Gesandte meldete nach Paris, die Königin habe sich mit dem Könige entzweit. Da sich in der äußeren Politik jetzt, wie wir sahen und noch sehen werden, kein erheblicher Gegensatz zwischen den beiden königlichen Ehegatten auffinden läßt, sie im Gegenteil in tiefstem Geheimnis — wovon auch die Franzosen nichts ahnten — teils direkt, teils durch Hardenberg die Fäden nach Petersburg eifrig weiter spann, — so könnte der König höchstens aus Anlaß dieser Denkschriftangelegenheit ihr Vorstellungen gemacht haben, woraus dann weiter folgern würde, daß sich das strenge Geheimnis nicht hätte wahren lassen. Daß man am Hofe von einer Verstimmung zwischen König und Königin sprach, hat sie selbst dem Zaren geschrieben; der ganze Brief ist außerordentlich bezeichnend für ihre damalige Stimmung, und vergebens versucht sie eingangs einen leichten Plauderton anzuschlagen:

„Ich wünsche sehr, daß Sie hier sein könnten, mein lieber Vetter, um das entzückende Charlottenburg genießen zu können, und um beurteilen zu können, daß es tatsächlich so ist. Mein geliebter Balkon, den Sie ach! mit Schnee und Eis bedeckt gesehen haben, ist wiederum göttlich, und ich lade Sie noch ein, dorthin zu kommen und Ihr Frühstück mit mir zu nehmen. Der Thee wird vollkommen und die Eier ganz frisch sein. Wenn das möglich wäre, wie glücklich würde ich sein! . . . Es sind Luftschlösser, welche wohl tun und für einen Augenblick über die traurige Wirklichkeit erheben, denn im Grunde finde ich wenig Glück in mir und außer mir. Die Beunruhigungen wirken immer ungünstig auf meine Gesundheit, die in der Tat sehr zerrüttet ist und die vor allem durch den Tod meines Kindes einen Stoß bekommen hat. Ich soll nach Meinung der Ärzte die Quellen von Pyrmont nehmen, und ich werde Mitte Juni reisen um zu sehen, ob es ein Heilmittel gegen die Leiden der Seele gibt. Mit Bedauern verlasse ich den König, der mir mehr als je Neigung und die rührendste Freundschaft bezeugt. Ich sage es Ihnen, weil ich weiß, daß Sie dies interessiert und um falsche, aber nicht wenig verbreitete Gerüchte richtig zu stellen, als ob es in dieser Hinsicht eine unangenehme Veränderung gegeben hätte. Man muß Sie, wie ich, gut und völlig kennen, um es zu wagen, auf diese Einzelheiten einzugehen." — Im Schlusse dieses Briefes (vom 21. Mai) berührt sie die hohe Politik; England, mit Preußen wegen seiner Annahme Hannovers verfeindet, suchte Rußland und Schweden gegen den König aufzuhetzen: „Sie, mein sehr lieber Vetter, werden aus diesem Geschmier ersehen, daß, trotz ein wenig Schabernack, die Freundschaft für Sie immer in meinem Herzen überwiegt und daß all mein Hoffen bei Ihnen ist, überzeugt, daß das wahre Wohlergehen Ihres

Freundes Ihnen mehr am Herzen liegen wird als das Interesse Englands, das alles in Bewegung setzt, um uns mit der guten Partei zu entzweien; denn der König von Schweden ist ganz sicher ein Werkzeug dieser Macht. Seine Haltung ist unter aller Kritik, und die Mäßigung des Königs ist sehr lobenswert. Bleiben Sie unser Freund, unsere Stütze gegen Böswilligkeit und zählen Sie immer auf die Gefühle derjenigen, die von Herz und Seele ganz die Ihre ist."

Die Mäßigung des Königs gegen die schwedischen Feindseligkeiten hatte also ihren vollen Beifall und nichts berechtigt, in der angekündigten Reise nach Pyrmont etwas wie eine Entfernung wider Willen zu erblicken; ihre Gesundheit war in der Tat durch die fortgesetzten Erregungen, zumal durch den Tod des kleinen Ferdinand sehr erschüttert und bedurfte der Wiederherstellung.

Kurz vor ihrer Abreise hat sie noch einmal (am 12. Juni) Hardenberg zu sich beschieden und zwar, im Auftrage des Königs, in Sachen einer wichtigen Eingabe des preußischen Gesandten in Petersburg — von Goltz —, der dringend zu festerem Anschluß an Rußland riet; das Billet lautet: „Ich bin von seiten des Königs beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er wünscht, daß Sie sich morgen um 1 Uhr in meine Gemächer begeben, damit jeder Verdacht entfernt sei. Die Pyrmonter Reise könnte zum Vorwand dienen, als ob Sie darüber mit mir zu sprechen hätten. Ich glaube, daß alle Welt Ohren in der Luft hat, morgen sage ich Ihnen davon mehr. Ich habe die Denkschrift von Goltz gelesen und ich glaube, daß die beiden Änderungen, die er selbst bemerkt hat, sehr zu wünschen sind. Ich bin mit der ausgezeichnetsten Achtung Ihre Freundin Luise."

* * *

Wenige Tage danach ist sie, nur von der Oberhofmeisterin und den Personen ihres Hofstaates begleitet, nach Pyrmont abgereist. Wie sie dort lebte, hat sie ihrem Gemahl (unter dem 27. Juni und 7. Juli) folgendermaßen geschildert: „Ich habe auch bei dem Regen die Brunnen genommen, mit dem Regenschirm in der Hand, mit geschürztem Rock, in Schuhen mit Bauernsohlen und dabei beschmutzt wie ein Pudel; ‚Ach, das sind schwere Zeiten!' Meinen Thee trinke ich alle Abend im Salon, um 8½ ziehe ich mich zurück, esse nur etwas Fleischbrühe und eine Schnitte kalten Braten zu Abendbrot, gehe um 10 schlafen und bin vor 8 wieder an der Quelle. Ich bin jetzt bis auf fünf Glas gekommen . . . Die Kur ist ernster als man denkt, und es ist fast unmöglich zu schreiben, wegen Mangels an Zeit und Kraft, weil sie zu einem wirklichen Übel wird. Um 7 stehe ich auf, gehe

um $7^1/_2$ zur Quelle hinab, dann bis 10 spazieren ... Um 10 frühstücke ich, nach 11 gehe ich zum Baden, manchmal sogar ... erst um $11^1/_2$. Ich bleibe genau eine halbe Stunde im Bade und dann ebenso lange im Bett. Dann ziehe ich ein Reitkleid an und reite in die stärkste Sonnenglut hinein, wenn es welche giebt. Die letzten drei Tage war es der Fall, heut dagegen regnet es nach Herzenslust! Gegen 2 Uhr kehre ich zurück und esse eine halbe Stunde später zu Mittag."

So hat die Königin gewissenhaft und pünktlich die Quellen gebraucht, „um, daß — wie sie sagte — der Zweck der ihr so schmerzlichen Trennung von dem König und ihren Kindern, zu der sie sich sehr schwer entschlossen hatte, nicht ungenügt vergehen sollte." Wie schmerzlich sie ihr war, verraten besonders die Worte jener Briefe: „Dein Schreiben vom 24., mein lieber Freund, mein liebster Freund, erhielt ich heute früh beim Erwachen, ich sage Dir dies, um damit auszudrücken, daß es ein gut begonnener und in seiner ganzen Dauer für mich glücklicher Tag ist, denn ich zehre die ganzen vierundzwanzig Stunden hindurch von all den guten Dingen, die Du mir in Deinen lieben Zeilen sagst und wohltuende Heiterkeit breitet sich über mein ganzes Wesen aus ... Du hast auf mein Herz unantastbare Vorrechte, und ich setze mich sofort über alles hinweg, sobald es sich um Dich handelt. Ja, mein teurer Freund, meine Neigung für Dich ist ohne gleichen, dann kommen meine Kinder, dann der Staat, und mein Leben ist nichts, wenn ich Euch glücklich machen könnte, wenn nur ein Vorteil für Dich, mein bester Freund, daraus entstehen könnte ... Ich bin an Deinem Herzen und Gottlob in Deinem Herzen auf ewig Deine Luise."

Der Aufenthalt in Pyrmont wurde ihr noch besonders angenehm dadurch, daß ihr Vater, Bruder und Onkel Georg ihn teilten; ferner gehörte zu ihrem engeren Verkehr Maria Paulowna, die Erbprinzessin von Weimar und Schwester Alexanders; auch kam der Gouverneur von Münster, Generalleutnant von Blücher, auf einen Tag zu Besuch herüber. Die Gräfin Voß, vom übermütigen Onkel Georg damals „der Ollerich" getauft, schrieb in ihr Tagebuch: „Hier in dem ungezwungenen geselligen Kreise der Badegäste ward meine geliebte Königin wahrhaft angebetet von Allen, Allen, die sie sahen; — sie vergaß sich nie, auch nicht auf einen Augenblick; aber bei dieser rührend sanften und doch so erhabenen Würde, die sie nie verließ, war ihr Wesen doch heiter, ja fröhlich und ihre immer gleiche freundliche Stimmung machte das Dasein Allen leicht und beglückend, die mit ihr lebten. — Vor Allem, wenn sie Briefe vom König oder von ihren anderen Angehörigen erhielt, war sie von einer strahlenden Freude."

Man würde aber sehr in der Annahme irren, daß sie sich in Pyrmont nicht um die brennenden Fragen der Politik gekümmert habe. Über die Denkschrift Steins korrespondierte sie — in dem oben angegebenen Sinne — durch den Fürsten Wittgenstein mit Hardenberg. Über den Abschluß eines Bündnisses mit Sachsen äußerte sie dem Gemahl brieflich ihr „Entzücken“ und mit dem Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel hat sie geradezu Verhandlungen geführt, die darauf abzielten, ihn auf der preußischen Seite festzuhalten. Dem Könige berichtete sie über ihre Bemühungen und deren Ergebnis, wie folgt: „Der kurhessische Gesandte in Berlin schrieb an den preußischen in Kassel, daß der Kurprinz [der Schwager Friedrich Wilhelms III.] von mir eingeladen worden wäre, und da der Kurfürst es nicht wäre, so vermutete er, daß derselbe wieder Podagra bekommen würde und daß seine Ankunft verschoben werden und ganz unbestimmt sein würde. Ich roch Lunte, bedachte, daß man in diesem Augenblicke nicht an die Person denken müßte, sondern daß es meine Pflicht wäre, Dir einen Freund mit 25000 Mann zu erhalten, und setzte mich hin, ihm einen außerordentlich höflichen Brief zu schreiben, wie sehr ich dem Podagra zürne, welches mich des Vergnügens beraubte, mit ihm mündlich von Deinen und meinen Gefühlen und der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit, die er Dir in diesem kritischen Augenblick zeige, zu sprechen. Kurz, ich glaube, ich habe die gute Meinung von meinem Geist (deren Du in Deinem letzten Brief erwähnst), der Dir, teuerster Freund, immer zur Verfügung steht, nicht Lügen gestraft. Es tut mir leid, daß die Gabe des guten Gottes nicht bedeutender ist, denn wie gern würde ich Dir wirklich nützen ... Eine Antwort des Kurfürsten, seine Ankunft [5. Juli] und seine völlige Befriedigung sind die Folgen meines Verhaltens, und ich schmeichle mir, daß er ganz uns gehört. Ich sagte zu ihm, was Du mir aufgetragen, und er ist außerordentlich dankbar dafür. Er sagte mir gleich: ‚Alles, was Sie die Gnade haben, mir zu sagen, ist dasselbe, was S. M. der König mir selbst eigenhändig auf drei Bogen geschrieben haben‘. Das war meisterhaft von Dir! Ich schmeichle mir, daß seine Truppen mit den Unseren vereint Wunder tun werden, um die infamen Franzosen, die Unglück über die Erde verbreiten, zu Boden zu schlagen ... Ich habe mit dem Kurfürsten abgemacht, daß er nicht von der Politik vergangener Zeiten sprechen soll, er tat es doch, und ich habe deshalb einen schweren Tag hinter mir.“

Als der König ihr mitteilte, daß der Oberstleutnant von Krusemark nach Petersburg abgegangen sei — es handelte sich darum, daß der Zar den König von Schweden von Feindseligkeiten gegen Preußen abhalte — ant-

wortete sie, zugleich ihrem Vertrauen zu seinen Fähigkeiten als Herrscher und Staatsmann Ausdruck verleihend: „Aber, was mich mit Freude erfüllt, ist die Sendung Krusemarks nach Petersburg. Tausend freundliche Betrachtungen haben sich mir da aufgedrängt. Die Wahl der Person ist vorzüglich, aber noch tausendmal mehr wert ist es, daß er eine von Deiner Hand, von Deinem Herzen und Deinem Geiste verfaßte Denkschrift mitnimmt; das habe ich zu jeder Zeit gewünscht, und das ist es, was nötig war. Befolge Du stets diese Methode, so schmeichle ich mir, daß es nie Verwirrungen geben wird. Überhaupt ist mehr Selbstvertrauen das einzige, was Dir fehlt. Hast Du Dir das erst angeeignet, so wirst Du schneller einen Entschluß fassen und, wenn Du den Entschluß gefaßt hast, wirst Du strenger darauf halten, daß Deine Befehle befolgt werden. Gott hat Dir alles gegeben, einen richtigen Blick, eine unvergleichliche Überlegung, da sie fast immer von Kaltblütigkeit geleitet wird und da Deine Leidenschaften Dich nicht blind machen oder höchst selten. Welch ein Vorzug! Ziehe Nutzen daraus und lasse Deine Untergebenen Deine Überlegenheit fühlen. Und, Gott sei Dank, Du hast sie über alle.“ — — —

Kurz vor ihrer Abreise wurde noch die Stiftung des Rheinbundes bekannt: Sechzehn deutsche Fürsten sagten sich vom Reiche los, bildeten einen Bund und ernannten Napoleon zu ihrem „Protektor“, — und zwar all dies auf dessen Antrag und Verlangen. Diese Nachricht hat die Heimkehr der Königin ohne Frage beschleunigt, denn man begreift, daß sie — die auch in Pyrmont im tiefsten Geheimnis sich in engster Fühlung mit der Politik gehalten hatte — jetzt, bei dieser wichtigen Wendung der Dinge nicht fern von der Hauptstadt sein mochte; daß sie „auch ihre Rückkehr so viel als möglich beeilte, um nur zum Geburtstage des Königs wieder mit diesem vereint zu sein“, bleibt dabei vollkommen bestehen.

Am 31. Juli traf sie nach sechswöchentlicher Abwesenheit wieder in Charlottenburg ein; „ihre Freude bei dem endlichen Wiedersehen mit dem Könige, der ihr bis mehrere Meilen hinter Potsdam entgegenkam, war wahrhaft rührend.“

* * *

Der König war, trotz der Stiftung des Rheinbundes, in durchaus zuversichtlicher Stimmung; die Königin wird von ihm jetzt, nach ihrer Rückkehr erst im Zusammenhange erfahren haben, was sich in der hohen Politik während ihrer Pyrmonter Badekur begeben hatte.

Mitte Juni, als sie abreiste, war der politische Horizont schwer umwölkt gewesen: Französische Truppen standen im Süden und Westen an den Grenzen Preußens, wogegen dieses (vgl. S. 140) sein Heer seit dem Januar auf



Die Königliche Familie im Jahre 1806.
Nach einem Gemälde von Eichling, von Meyer gestochen. Aus Berner, Geschichte des preußischen Staates.

den Friedensfuß zurückgeführt hatte; diese erdrückende Truppenmacht des Kaisers empfand man schon durch ihr bloßes Vorhandensein als das schwerste Hemmnis jeglichen politischen Vorgehens. — War nun aber von Napoleon

eine Feindschaft gegen Preußen zu befürchten? Sollten diese Regimenter einen Druck auf den König ausüben — oder vielmehr nur einen möglichen Widerspruch Österreichs gegen den Rheinbund im Keime ersticken? Würde Napoleon Preußen nach wie vor im Norden Deutschlands freie Hand lassen? Und vor allem: War er gewillt, in den damals verhandelten Friedenschluß mit England die Abtretung Hannovers — wie er sich verpflichtet hatte — mit einzubedingen, oder würde der Friede Frankreichs mit dem Inselreiche etwa gar um den Preis der Rückgabe des kaum erhaltenen Landes auf Kosten Preußens geschlossen werden?

Man verhehlte sich nicht, daß alle diese hochwichtigen Fragen zum Nachteile der Monarchie beantwortet werden könnten und erörterte daher anfangs Juli im tiefsten Geheimnis militärische Vorkehrungen. Graf Haugwitz, der die Politik der unbedingten Neutralität durch Napoleons militärisches Übergewicht ernstlich bedroht sah, hat energisch zu Rüstungen geraten, noch nicht zum Kriege.

Die unter dem 17. Juli erfolgte Stiftung des Rheinbundes hat man in Berlin nicht im mindesten als eine Feindseligkeit aufgefaßt; sie setzte gesetzlich fest, was tatsächlich schon bestand, und die durch sie hervorgerufene Auflösung des alten Reiches bedeutete auch kaum mehr als eine Formalität. Zudem lud Napoleon Preußen zur Gründung eines norddeutschen Bundes ausdrücklich freundschaftlich ein und ließ wiederholt erklären, Hannover werde niemals an England zurückgegeben werden; seine Truppen in Deutschland sind in der Tat nur gegen Österreich bestimmt gewesen „und gewiß ist, daß er in jenem Augenblick keineswegs an einen Angriff gegen Preußen dachte". —

So glaubte der König und Haugwitz Ende Juli die Zeit wieder gekommen, wo Preußen „im Bunde mit Frankreich die Ruhe und Neutralität Norddeutschlands fester und sicherer als je begründen" und dadurch seine alte Machtstellung wieder einnehmen könnte.

Daß die Königin aber diese optimistische Auffassung ihres Gemahles geteilt habe, glauben wir nicht, denn für sie galt es, „die infamen Franzosen zu Boden zu schlagen" und nicht mit ihnen zu paktieren. Und schon die nächsten Tage gaben ihrer Anschauungsweise in allzu greller Deutlichkeit recht.

In der Nacht vom 5. zum 6. August traf in Berlin eine Nachricht ein, die alle Friedenshoffnungen des Königs jäh über den Haufen warf: Lucchesini, der preußische Gesandte in Paris, meldete, Napoleon habe in den Verhandlungen mit England diesem Hannover angeboten. Auf Anraten von Haugwitz befahl Friedrich Wilhelm III., um dagegen energisch protestieren zu können, am 9. die Mobilmachung eines großen Teiles seines Heeres.

Wie völlig die Königin mit diesem Schritte einverstanden war, beweist — wenn es überhaupt noch eines Beweises bedarf —, daß sie nun dem Grafen Haugwitz, dem sie „bisher keineswegs gewogen gewesen war", ihre Gunst zuwandte, eben weil er ihrem Gemahl diesen Rat gegeben hatte. Einige Wochen später schrieb sie dem Czaren: „Ich bin außerordentlich mit dem Grafen Haugwitz zufrieden und ich versichere Sie, daß er wert ist, daß Sie ihm Ihr Vertrauen schenken."

Von dem Befehle der Mobilmachung wurde der französische Gesandte in Berlin völlig überrascht; zwar bezweifelte er seit Ausbach die Echtheit der äußerlich Frankreich freundlichen Politik des Königs, und die offiziellen Ergebenheitsbezeugungen bei der Feier von Napoleons Geburtstag (15. August) hat er nicht für ernst nehmen können. Ähnlich urteilte er über die Königin: „Ich bin weit entfernt zu glauben, daß sie von Pyrmont so bekehrt zurückgekommen ist, wie Herr von Haugwitz sich dessen schmeichelt, und ich habe vielmehr vermutet, daß sie geruht zu den Sorgen sich herabzulassen, die ihr auf diesen Minister den Einfluß geben würden, den sie auf Herrn von Hardenberg gehabt hat. Indessen sehe ich um sie eine Umsicht herrschen, die anzeigt, daß sie noch nicht denkt, es ein zweites Mal zu wagen, sich mit dem Könige zu entzweien."

Der Herr Gesandte meldete in der Hauptsache durchaus zutreffend: Sie schien zwar **égalemeut réservée**, aber in Wahrheit entfaltete sie in diesen Wochen eine lebhafte Tätigkeit. Ihre Schwägerin, die Prinzessin Luise Radziwill, berichtet sogar in ihrem Tagebuch, daß damals Graf Haugwitz dem Könige vorgeschlagen habe, seine Gemahlin an den Beratungen des Conseils teilnehmen zu lassen. — Und in der Tat, die Gefahr einer Entzweiung zwischen den Majestäten war kaum zu befürchten: Seit dem 6. August waren sie vollkommen einig über die gegen Frankreich zu ergreifende Politik, und welch ein Vertrauen die Königin im allgemeinen zu der „Überlegenheit" ihres Gatten über seine „Untergebenen" besaß, zeigte uns ihr Pyrmonter Brief; daß beide Ehegatten auch in der inneren Politik sich eins wußten, sollte ihrer Umgebung anfangs September noch ganz besonders deutlich werden.

Der König befand sich gerade bei ihr, als ihm ein Adjutant des Generals Rüchel eine — von Johannes von Müller verfaßte — Petition überreichte, in der unter Führung des Prinzen Louis Ferdinand die Brüder und Vettern des Königs im Bunde mit einigen höheren Offizieren und dem Minister von Stein die Entfernung des Grafen Haugwitz und der Kabinettsräte Beyme und Lombard erbaten. Die Königin teilte den Zorn ihres Gatten über

diesen, zum mindesten höchst ungewöhnlichen Schritt vollkommen und sie hat ihren Einfluß nicht verwandt, um den aufflammenden Unmut desselben zu besänftigen. Daß sie wider Erwarten der Petenten nicht für sie und ihre Wünsche eintrat, dürfen wir nicht als Schwäche auslegen, da der Augenblick — an der Schwelle des Krieges — in der Tat für eine so durchgreifende Reform schlecht gewählt erscheinen muß.

* * *

Denn Napoleon hatte auf die Nachricht von preußischen Rüstungen den bereits gegebenen Rückzugsbefehl seiner Truppen am 3. September widerrufen; die nun erfolgenden Bewegungen konnten nur noch gegen Preußen gerichtet sein, da Kaiser Franz mit Napoleons Anordnungen in Deutschland sich einverstanden erklärt und am 6. August bereits die römisch-deutsche Krone niedergelegt hatte. Da hat Friedrich Wilhelm durch seinen damaligen Gesandten in Paris, den Generalmajor von Knobelsdorf, an Napoleon die Forderung gestellt, seine Truppen aus Deutschland, vornehmlich aus den preußischen Grenzländern zurückzuziehen, da diese militärische Umklammerung im Süden und Westen mit der Freiheit und Würde des preußischen Staates unvereinbar sei.

In der Nacht vom 16. zum 17. September traf der Bericht über die entscheidende Audienz ein, welche Knobelsdorf am 7. beim Kaiser Napoleon gehabt hatte: Er beantwortete des Königs Forderung mit der Gegenforderung der sofortigen Demobilisierung des preußischen Heeres.

Damit schwand endgültig die Hoffnung auf friedliche Lösung des Konflikts: Noch am 17. wurde der Entschluß eines Angriffskrieges gegen Napoleon gefaßt. Auch Hardenberg, den der König am selben Tage nach der Tafel in Charlottenburg in die Zimmer der Königin rufen ließ und mit dem er hier in ihrer Gegenwart sprach, erklärte sich einverstanden, wenngleich er schwere Bedenken über das Gelingen „der großen Unternehmung“ hatte. Die Königin aber war voll und ganz dafür: „Ich weiß zwar wohl, — schrieb sie später dem Bruder — daß ich nicht der Sache den Ausschlag gab . . .“

Die Rüstungen wurden nun beschleunigt und in den Ebenen Thüringens sollte sich das Hauptheer versammeln. Am 18. September kam das Regiment der Königin durch Berlin: Sie fuhr ihm entgegen und geleitete es durch die Stadt; sie trug seine Uniform. Daran schloß sich große Tafel in Charlottenburg; „alle Offiziere vom Regiment der Königin, ohne Ausnahme, haben auch dort gegessen — es war in der großen Galerie, wo die antiken Statuen sind. Die Königin hat auf die Gesundheit des Regiments getrunken,

und dann haben die Offiziere wieder auf ihre Gesundheit getrunken.“ — Was sie in diesen entscheidungsschweren Tagen empfunden und gehofft hat, lesen wir in ihrem Briefe vom 17. September an den befreundeten Zaren:

„Er [Krusemark] wird Sie von sehr ernsten Dingen unterhalten, da unsere zukünftige Existenz von der Art abhängt, wie das Glück sich wenden wird. Ich habe keine Furcht, gestehe ich Ihnen, denn es ist unmöglich, ein Heer von einem besseren Eifer beseelt zu sehen, wie das unsrige. Das ist ein wichtiger Punkt. Der zweite ist ihre beständige Freundschaft, mein sehr lieber Vetter, welche sich noch in dieser Angelegenheit in ihrer ganzen Reinheit zeigt. Daß ich Ihnen nicht mündlich alles sagen kann, was ich fühle.

Der König reist in wenig Tagen, ich begleite ihn und, sobald das Heer vorrückt, werde ich ihn verlassen. Sie würden ein Werk der Barmherzigkeit tun, wenn Sie mir zuweilen in meine Einsamkeit schrieben. Bevor ich schließe, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich an Sie glaube wie an Gott und daß meine Freundschaft für Sie nur mit meinem Glücke wird endigen können. . . .“

Das Heer und Alexander waren ihre Zuversicht und Hoffnung; würden beide auch ihr Vertrauen voll erfüllen? —

Von Jena nach Graudenz.

Königin und König reisten am 21. September 1806 von Charlottenburg ab zur Armee nach Naumburg an der Saale; die Stadt gehörte damals zu Kursachsen, dem einzigen Bundesgenossen unter den deutschen Staaten neben Sachsen-Weimar, denn Kurhessen hatte sich für neutral erklärt. Zehn kostbare Tage hielt man sich in Naumburg auf: Die Majestäten wohnten im Schlosse, machten täglich Ausflüge in die anmutige Umgegend und gewannen sich schnell die Herzen der Bevölkerung, namentlich der Frauen und Mädchen, „während freilich dieser und jener meinte, daß die Preußen besser täten, vorwärts in Eilmärschen an den Rhein zu rücken und dem Feinde Hülfsmittel abzuschneiden.“

Von Naumburg sandte der König einen Kurier an Napoleon mit der erneuten Forderung, seine Truppen — und zwar bis zum 8. Oktober — aus Deutschland zurückzuziehen; die Ablehnung würde gleichbedeutend mit der Kriegserklärung sein. Niemand im preußischen Hauptquartier glaubte, daß der Franzosenkaiser dieses Ultimatum erfüllen werde, aber man hoffte,

dadurch Zeit gewinnen und den Beginn der Feindseligkeiten hinausschieben zu können. Wie die Königin die Lage ansah, zeigt uns ihr Brief an den Zaren vom 29. September aus dem „General-Quartier von Naumburg“:

„Ich weiß, daß ich Ihnen Vergnügen mache, mein lieber Vetter, indem ich Ihnen von hier schreibe; nicht als ob ich mir einbilde, daß der Anblick meiner Krähenfüße großen Eindruck auf Sie macht, aber der Ort, von dem sich mein Brief datiert, die Gründe, die uns hierher gebracht haben und die sichere Überzeugung, daß wir in kurzem vorgehen werden, alles dies, weiß ich, macht Ihnen Vergnügen.

Es muß gut gehen. Die Truppen sind vom schönsten Eifer beseelt, sie brennen sich zu schlagen und vorwärts zu gehen; es hat niemals eine solche Wut gegen den Feind gegeben, die der vergleichbar wäre, von welcher heute der Soldat beseelt ist: und nicht nur der Soldat, sondern die ganze Nation denkt so und segnet den König für den Entschluß, den er gefaßt hat. Die Beweise von Ergebenheit und Vaterlandsliebe sind in der Tat ergreifend und geben Mut für die Zukunft.

Sie können nicht glauben, wie alles dies mich berührt und wie der König während seiner Reise hier erschüttert war, wenn die Landleute sich seinem Wagen näherten, um ihn zu segnen und ihm alles, was sie hatten, anzubieten, um die gute Sache, das ist ihr eigener Ausdruck, zu unterstützen. Wenn wir unterliegen, dann werde ich mein Unglück mit Ergebung tragen, weil wir es nicht verdient und es nicht durch Gemeinheit und Niedertracht herbeigeführt haben. Wir gehen den Weg der Ehre, der unsre Schritte vorschreibt, und eher zu unterliegen als zurückzuweichen befiehlt. So ist die einmütige Stimme. Ich erkläre Ihnen, daß nicht eine vorhanden ist, die das Gegenteil sagt. . . .

Adieu, mein sehr lieber Vetter, ich bin sehr ungeduldig, Nachrichten von Ihnen und von Ihren Armeen zu erhalten. Die Zukunft wird viel von Ihnen abhängen, und ich bin sehr ruhig, da ich Sie kenne. Ich zöge allen diesen Briefen und diesen Kuriern sehr vor, Ihnen mündlich zu sagen, wie ich Ihnen zugetan bin, wie ich Sie liebe, weil Sie so gut sind, und wie ich unfähig bin, mich Ihnen gegenüber jemals zu ändern. . . .“

* * *

Am 4. Oktober trafen die Majestäten über Weimar in Erfurt ein. Friedrich von Gentz — der 1802 den preußischen Staatsdienst mit dem österreichischen vertauscht hatte und unermüdlich mit seiner scharfen und ge-

wandten Feder Napoleon und seine Politik bekämpfte — war Zeuge dieser Fahrt. In seinem Tagebuch schreibt er von ihr: „Ich verließ Naumburg um 7 Uhr morgens, der Weg nach Auerstädt bot eines der feierlichsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Der König und die Königin saßen in einem verschlossenen Wagen, von zwanzig andern begleitet, und waren von allen Seiten von Truppen, Kanonen und Geschützwagen umringt.



Friedrich von Gentz.

Großartig war der Anblick. In dem Augenblicke passierte der Wagenzug die Brücke zu Kösen und die Höhen, welche dies Städtchen umgeben; der Gedanke aber, daß die Herrscher einer Schlacht zueilten, deren glücklicher Erfolg eine europäische Umänderung hervorbringen mußte, während andrerseits ein entgegengesetzter Ausgang die letzte Friedenshoffnung für so viele Länder zerstören würde, machte diesen Marsch zugleich Ehrfurcht gebietend und Trauer erregend."

In Erfurt herrschte in den nächsten Tagen „ein fürchterliches Durcheinander und Gewühl von Menschen". Unaufhörlich zogen die Truppen durch die Stadt; für die höheren Offiziere gab es ein „großes Militärdiner";

dann hielt man Kriegsrat: „Gott gebe — schreibt die Voß mehr zweifelnd als vertrauend — daß er zu etwas Erfolgreichem führen möge!“ Zahlreiche Fürstlichkeiten machten im Hauptquartier ihre Aufwartung: die erbprinzlichen Herrschaften von Weimar, die Prinzen von Oranien und von Hessen-Kassel: auch Schwester Charlotte von Hildburghausen erschien. In ihrer Gegenwart erteilte die Königin am 9. Oktober Friedrich von Gentz eine Unterredung, die der große Publizist in seinem Tagebuch ausführlich geschildert hat. Den Eindruck ihrer Persönlichkeit gibt er in folgenden Worten wieder:

„Schon seit einem Jahre hörte ich beständige Lobpreisungen dieser Fürstin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, sie anders zu finden, als ich sie mir früher gedacht. Die feinen, erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie beratschlagte mit Präzision, Selbständigkeit und Energie, zugleich eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte. Und doch zeigte sie sich bei allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüt, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte — keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenstem Einklang gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Unterredung, so daß eine Vereinigung von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Ähnlichen nie zuvor entsinne, das Resultat war.“ — Die Unterhaltung hatte den Krieg und das Verhältnis Preußens zu Rußland und Österreich zum Hauptgegenstande, wobei die Königin sichtlich sich von der Erwägung hat leiten lassen, einem österreichischen Diplomaten und — wenn man will — gefürchteten Publizisten gegenüberzustehn; sie wußte, daß ihre Worte veröffentlicht würden.

Mit Bezug darauf, daß sie — wie Graf Haugwitz ja vorgeschlagen hatte — nicht zu den Sitzungen des Konseils zugezogen war, sagte sie über den gegenwärtigen Krieg: „Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rate gezogen worden bin und auch nie danach gestrebt habe. Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er notwendig war. Unsre Lage war so kritisch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln, es war dringend notwendig, den Vorwürfen und dem Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem Prinzip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller selbstsüchtigen Berechnung waren wir, soweit ich es verstehe, berufen, jenen Weg einzuschlagen.“

Über Österreich und Rußland läßt Gentz sie sich folgendermaßen aussprechen: „Sie fuhr fort: ‚Sie kennen die Vergangenheit besser, als ich; aber ist jetzt nicht der Augenblick, wo sie vergessen werden sollte?‘ Freimütig sprach sie hierauf über den Krieg von 1805. . . . Ich erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie jedes Ereignis kannte, jedes Datum zitierte, und selbst auf die unbedeutendsten Umstände aufmerksam machte. Unerlöschlichen Eindruck machten aber auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses Österreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Tränen. . . . In Beziehung auf die ihr angedichtete Parteilichkeit für die Russen sagte sie: es sei dies von allen die ungerechteste und widersinnigste Beschuldigung. Was den Eifer, die Hingebung und persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander betreffe, so habe sie diesen stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde dies auch immer tun; allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europas zu betrachten, habe sie dessen Beihilfe nur immer als letzte Hilfsquelle angesehen und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel ganz allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten.“ — —

Während die Königin ursprünglich die Absicht gehabt hatte, ihren Gemahl nur bis zum Beginn des eigentlichen Vormarsches der Armee zu begleiten (S. 157), hat sie sich in Erfurt entschlossen, „ihn nicht eher zu verlassen, als bis er es wünschte.“ Im Hauptquartier war allerdings die Mehrzahl gegen ihr längeres Verweilen inmitten des Heeres, es fehlte aber auch nicht an gewichtigen Stimmen entgegengesetzter Meinung. So ersuchte der General Kalckreuth ausdrücklich Gentz, wenn sich dazu Gelegenheit böte, gegen den Plan der Abreise der Königin zu sprechen: „Ich weiß, was ich bitte — ihre Gegenwart ist von größtem Gewicht.“ Gentz urteilte, „daß der Königin Benehmen während ihres ganzen Aufenthaltes hierselbst auch vom leisesten Vorwurf frei blieb: offen, wie es immer gewesen war, und dabei eine Würde, Bescheidenheit und Klugheit, wie sie jede Fürstin ihres Ranges auszeichnen sollten, und wie man sie gewiß selten unter Umständen findet, wie die waren, in welche sie sich versetzt sah. . . . Niemand vermochte dem König ihren Verlust zu ersetzen, und da sie nicht öffentlich erschien, auch keine Ansprüche darauf machte, so überwogen die Vorteile ihrer Gegenwart alle Einwürfe.“ Sie selbst wünschte an der Seite ihres Gatten zu bleiben und fürchtete sich „vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von der eigentlichen Szene stets ausgesetzt

ist": entscheidend für ihren Entschluß aber war „bei dieser wie bei allen anderen Gelegenheiten" der Wille des Königs.

* * *

So sind denn am 10. Oktober, früh um 6 Uhr die Majestäten gemeinsam von Erfurt aufgebrochen, er zu Pferde, sie im Wagen, begleitet von der Voß, zwei Hofdamen und zwei Kammerfrauen. Vor der Stadt hielt man an und ließ die Truppen — auch das Regiment „Königin" — an sich vorbeiziehen, was zwei Stunden dauerte. Dann ging es „auf entsetzlichen Wegen" nach Blankenhain ost-süd-ostwärts — also eher zurück als vorwärts! „Es scheint — schrieb die Voß in ihr Tagebuch — die Franzosen sind schon überall. Wir blieben bis spät in der Nacht alle zusammen; von allen Seiten hörte man Geschützfeuer. Niemand von uns ging zu Bett, denn wir mußten bereit sein, im Notfall augenblicklich abreisen zu können."

Morgens um fünf fuhr man von Blankenhain nordwärts auf grundlosen Wegen nach Weimar, wo König und Königin im Kavalierhause Wohnung nahmen, — „aber die Sachen blieben gepackt auf den Wagen." Erst hier erhielten die Majestäten „die Schreckensnachricht, daß Prinz Louis Ferdinand gestern bei Saalfeld gefallen sei; er hatte sich zu sehr exponirt und sich allein vorgewagt! — Das Gefecht hat große Verluste gekostet, sehr viele Offiziere sind tot und verwundet. Es soll ganz in der Nähe von Rudolstadt gewesen sein; die Unsern waren in der Minderzahl und hatten die Übermacht gegen sich." Näheres, wie diese Mitteilungen der Voß, wird die Königin damals kaum über den Heldentod des Prinzen erfahren haben: gab doch Gneisenau erst im Dezember dessen Schwester, der Prinzessin Luise Radziwill, nähere Einzelheiten über das verhängnisvolle Vorpostengefecht von Saalfeld. — Der Prinz hatte zur Strafe für die eigenmächtige Überreichung der September-Petition, ohne sich vom Königspaar verabschieden zu dürfen, Berlin verlassen müssen; der Brief, durch den er der Königin Lebewohl sagte, schloß mit den Worten: „Ich werde für den König und für mein Vaterland mein Blut vergießen, aber ohne einen Augenblick die Hoffnung zu haben, es zu retten." —

Den folgenden Tag blieben die Majestäten in Weimar. In der Nacht gegen 11 Uhr kam die Meldung, daß die Franzosen ostwärts der Saale ständen und bereits in Naumburg eingerückt seien: Der Feind war also unbehindert und unbemerkt der preußischen Armee in den Rücken gekommen und

hatte ihre linke Flanke völlig überflügelt! — Nun befahl der König, — gemäß den Vorschlägen des Herzogs von Braunschweig — daß die Hauptarmee über Auerstädt nach der unteren Unstrut marschiere; Hohenlohe sollte bei Jena diesen Linksabmarsch decken und dann der Hauptarmee folgen.



Prinz Louis Ferdinand.
(Nach dem Hohenzollernjahrbuch, 6. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

Am Vormittag des 13. Oktober setzte sich das preußische Heer demgemäß von Weimar aus in nördlicher Richtung in Bewegung; die Königin zeigte sich „zu Fuße in den Straßen den aufmarschierenden Truppen und begeisterte durch ihren Mut, durch ihre Gegenwart, was zu begeistern war.“ Um 2 Uhr verließ sie selbst im Feldwagen des Königs mit der zweiten Division, Reizensteinsche Kürassiere zur Rechten, die Stadt. „Als ich — so schildert

11*

sie diese Fahrt — Auerstädt schon fast erreicht hatte, und vor mir Schloß Eckartsberga sah, kam der Herzog von Braunschweig, der den Kolonnen mit dem König folgte, an meinen Wagen, mit ernster Miene (der König ging mit beschäftigtem, traurigen, ängstlichen Gesicht vorüber) und sagte sehr bestimmt (das einzige Mal, daß er seine Gefühle mir wirklich zeigte und im Augenblick des Handelns Energie bewies): „Was tun Sie hier Madame? Um Gotteswillen, was tun Sie hier?“ Ich sprach zu ihm: „Der König glaubt, daß ich nirgends sicherer bin als hier hinter dem Heere, da der Weg, den ich nach Berlin einschlagen müßte, auch nicht mehr sicher ist, weil die Franzosen in Ahrenadt berittene Jäger haben.“ — „Aber mein Gott — sagte er — sehen Ihre Majestät das Schloß Eckartsberga vor sich? Nun wohl, dort sind die Franzosen, sie sind vor uns auf dem Weg nach Naumburg, und morgen wird es hier eine blutige, entscheidende Schlacht geben. Hier kann Ihre Majestät nicht bleiben, es ist unmöglich.“ — „Ich werde es dem König sagen, er wird entscheiden,“ sagte ich zu ihm, „aber welchen Weg soll ich einschlagen?“ — „Durch den Harz, über Blankenburg, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin. Übrigens ist General Rüchel in Weimar, der wird Ihnen den weiteren Weg vorschlagen.“ Darauf ließ ich den König bitten, an meinen Wagen zu kommen, ich sagte ihm, was der Herzog mir gesagt hatte, und daß er mich in der größten Gefahr glaube. Der König erwiderte hierauf: „Wenn es so ist, reise ab.“ Er gab mir die Hand, drückte sie mir zweimal, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und so stieg ich aus seinem Wagen auf die Chaussee und hinein in den meinigen, von Infanterie, Kanonen, Bagage und anderen kriegerischen Dingen umgeben. Von einem Offizier und acht Kürassieren begleitet machte ich mich traurig wieder auf den Weg nach Weimar, den ich wenige Stunden vorher ohne Ahnung der mir drohenden Trennung verlassen hatte.“ — Spät abends kam dann General Rüchel und bat die Königin „inständigst bei der wachsenden Gefahr, nur abzureisen und sich nicht in eine, bei den größten Vorsichtsmaßregeln dennoch nicht zu berechnende Verlegenheit zu versetzen.“ Die Königin stimmte ihm bei und Rüchel entwarf nach seiner Karte die Reiseroute über Mühlhausen, die Chaussee von Seesen, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin.

* * *

Bei Tagesanbruch fehlte es an Pferden für den Wagen der Königin, da die Armee alles zum Marsche gebraucht hatte. Rüchel ließ Haussuchung nach Pferden halten und ersetzte die fehlenden durch seine eigenen; zur

Eskorte kommandierte er sechzig Mann vom Kürassier-Regiment Bailliodz unter Leutnant Jagow: So trat Königin Luise am 14. Oktober, um 5 Uhr früh, die Rückreise nach der Hauptstadt an. —

Gleich hinter Weimar brach unglücklicherweise der geschlossene Wagen der Königin und sie stieg mit der Hofdame Lisinka Tauentzien in die offene Kalesche des Kammerherrn von Buch, der sich auf den Bock setzte. Die Oberhofmeisterin von Voß folgte mit der Hofdame von Vieregg und den zwei Kammerfrauen im zweiten Wagen, — alle „in der tödlichsten Angst und Unruhe um das Geschick des Heeres und der Unsren!“ — In Erfurt sprach die Königin einen Augenblick den Grafen Haugwitz und Lucchesini, dann ging es weiter nach Langensalza, bis wohin die Reitereskorte die Reisenden begleitete. Über Mühlhausen erreichten sie spät in der Nacht Heiligenstadt an der Leine, wo im Hause eines Kammersekretärs übernachtet wurde.

Am folgenden Tage fuhr man in nördlicher Richtung, westlich am Harz entlang über Seesen nach Braunschweig: „Nicht die geringste Nachricht von den Truppen. Plötzlich kam ein Postsekretär geritten und schrie überlaut, die Schlacht sei gewonnen.“ Als man spät abends in Braunschweig eintraf, wurde die Königin von dem ganzen herzoglichen Hofe begrüßt, der für den Prinzen Louis Ferdinand tiefe Trauer angelegt hatte. „Der Eindruck aller dieser schwarzen Gestalten und der Jammer, den die Nachricht von der schweren Verwundung des Herzogs in seinem Lande verbreitet hatte, wirkte überwältigend auf uns. Dennoch konnten wir nichts Bestimmtes erfahren.“

Über den 16. Oktober schrieb die Voß lakonisch in ihr Tagebuch: „Um 5 Uhr früh weiter gefahren bis Tangermünde. Die Königin ist Gottlob wohl.“

Die furchtbaren Qualen der Ungewißheit fanden am nächsten Tage ein Ende — und welch ein Ende! — In Brandenburg erhielt die Königin ein Billet ihres Gemahls, das dieser noch auf dem Schlachtfelde geschrieben hatte; bisher war es ihr überall vergeblich nachgeschickt; es enthielt die wenigen Worte: „Der König lebt — die Schlacht ist verloren.“ Der überbringende Feldjäger sagte, die tödliche Verwundung des Herzogs von Braunschweig habe das Unglück herbeigeführt. — Nähere Mitteilungen erhielt die Königin erst in Berlin, wo sie am späten Abend eintraf. Hier hatte man noch am gestrigen Tage nichts als Siegesnachrichten gehabt; um so jäher war dann der Umschlag gewesen; es hieß, die Franzosen ständen schon vor den Toren. — „Graf Schulenburg erwartete die Königin im Palais, um ihr zu sagen, daß sie bereits am nächsten Morgen nach Stettin weitergehen

müsse.“ — Von der königlichen Familie blieben nur die greise Witwe des Prinzen Heinrich, Prinz Ferdinand mit Familie und des Königs Schwester Auguste von Hessen-Kassel zurück: alle anderen rüsteten zur Abreise, auch die Prinzeß Wilhelm (vgl. S. 114), obgleich sie „jeden Augenblick ihre Niederkunft erwartete.“ Die königlichen Kinder waren bereits nach Schwedt an der Oder vorausgeschickt; die Voß sollte eiligst „einpacken und ordnen, was noch möglich war,“ und dann nachfolgen, — „aber wie wenig — klagt die treue Dienerin — kann man fortschicken, das meiste muß doch hier bleiben.“

* * *

Mit dem 18. Oktober begannen maßlos qualvolle Wochen für die unglückliche Königin, die sich so jäh aus all ihren Himmeln gestürzt sah. — Früh morgens um 6 Uhr beschied sie ihren Leibarzt Hufeland zu sich ins Palais; er fand sie „mit verweinten Augen, aufgelösten Haaren — voller Verzweiflung.“ Sie kam ihm mit den Worten entgegen: „Alles ist verloren, ich muß fliehen mit meinen Kindern, und Sie müssen uns begleiten.“ Der treue Arzt ordnete in aller Eile das Notwendigste und „saß um 10 im Wagen.“ —

In Schwedt traf sie mit den Kindern zusammen, die sie mit den Worten begrüßt hat: „Ihr seht mich in Tränen. Ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat! Der König hat sich in der Tüchtigkeit der Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir unterliegen müssen.“ Zu den beiden ältesten Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, sprach sie in jenen schmerzvollen Stunden die mannhafte Mahnung: „Ich sehe ein Gebäude in einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es gibt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann! Ruft künftig, wenn Eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtnis zurück. Weinet meinem Andenken Tränen, wie ich sie in diesem Augenblick dem Umsturz meines Vaterlandes weine! — Aber begnügt Euch nicht mit Tränen allein! Handelt und entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder. Befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der Große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Ach, meine Söhne, lasset Euch nicht

von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen! Werdet Männer, welche würdig des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich sind. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat." — Nichts von tatenscheuer Verzagtheit, keine ängstlichen Klagen einer bangenden Mutter, — jedes Wort atmet echten Schmerz, Energie und Größe: Die Königin sprach zu den künftigen Trägern der Krone ihres Preußen. —

Am folgenden Tage erreichte sie Stettin, wo am Abend der Geheime Kabinettsrat Lombard von Berlin her eintraf. Er hatte am 11. Oktober das Hauptquartier verlassen und war, körperlich sehr angegriffen, nach der Hauptstadt gereist und dort bald ganz offen des Verrates beschuldigt: Er sei von Napoleon bestochen worden, den Krieg gegen Frankreich zu hintertreiben und habe die Einigung mit Rußland möglichst erschwert. Die Stimmung gegen ihn war so erregt geworden, daß man ihm eine Wache geben mußte, um ihn gegen Beleidigungen des Pöbels zu schützen; er hatte sich daher seiner persönlichen Sicherheit willen zur Flucht nach Stettin entschlossen.

Lombard hatte hier am Vormittage des 20. Oktober eine Audienz bei der Königin, welcher soeben ein Brief ihres Gemahls mit der Weisung, sofort in Begleitung Lombards zu ihm nach Küstrin zu kommen, zugegangen war. Im Laufe dieser Unterredung traten die Erbprinzessin von Weimar und die Schwägerin der Königin, Prinzessin Wilhelm von Oranien, herein „und sagten zu Lombard [nach dem Tagebuch der Luise Radziwill] hinauszugehen; dann sagten die beiden Prinzessinnen der Königin, daß sie ohne Zeit zu verlieren für das Heil des Staates und ihrer Kinder Lombard verhaften lassen solle. Sie protestierte laut, wandte das Vertrauen des Königs [zu Lombard] ein, die Unmöglichkeit, diesem etwas zu beweisen, das Ungehörige dieser Maßregel ohne Zustimmung des Königs — nichts ließ die beiden Prinzessinnen verzichten. Endlich bestimmten sie die Königin, indem sie ihr vorstellten, daß nach ihrer Abreise nichts Lombard gegen die Wut der Bevölkerung schützen werde. Dieser Grund bewog sie beizustimmen und sie selbst entschloß sich, Lombard zu sagen, seine Sicherheit erfordere, daß er sich unter einer Eskorte, die ihn gegen jede Beleidigung schützen würde, auf die Wache begebe. . . . Man erfüllte wenig die Befehle der Königin, man konfiszierte Papiere, die er bei sich hatte, und man schickte alle, die man in seinem Zimmer fand, nach Küstrin — aber nichts bewies seine behaupteten Beziehungen mit dem französischen Kabinett. Ihn beharrlich deren fähig haltend, ließ der Wachoffizier ihn bis auf das Hemd ausziehen, um sich zu überzeugen, daß er kein Papier verberge: endlich beruhigte man sich und ließ ihn in Ruhe."

Während man sich in Stettin bei der Ausführung des Verhaftungsbefehls durch den allgemeinen Haß gegen den „Verräter" zu Mißhandlungen hinreißen ließ, befand sich die Königin bereits auf dem Wege nach Küstrin; die Kinder sollten mit der Voß direkt nach Danzig fahren. Ein Stettiner Kaufmann diente als Führer und ritt, da es keine Poststraße war und der Postillon den Weg nicht kannte, neben dem Wagen; in seinen Aufzeichnungen schreibt er: „Da die in Garden erhaltenen Pferde des Pächters sehr schnell liefen, wollte der Kutscher in Borrin solche noch eine Meile behalten, weil die dort stehenden Bauernpferde wohl nicht so gut wären. Die Königin, dies hörend, rief gleich aus dem Wagen: Dies solle nicht sein, sie wolle dem Manne, der so willig seine Pferde gegeben, nicht durch zu starken Gebrauch schaden. . . . Da sie mit mir von der unglücklichen Schlacht, dem guten und geliebten Könige und dem Unglück des Landes sprach, antwortete ich: Des Königs Majestät möge nur die Einwohner aufrufen; alle dächten wie ich und hingen mit Liebe und Verehrung an des Königs Haus und würden mit Freuden sich bewaffnen. „Nein," sagte sie schnell „dies würde auch die Einwohner unglücklich machen." Ich konnte mich zuletzt der Tränen über die Güte und das Unglück einer so geliebten Königin nicht enthalten und drehte mich unwillkürlich um, um das nicht sehen zu lassen." — Zwischen den Dörfern Schönfließ und Bahn kam ihr Hardenberg entgegen gefahren, der zufällig am gleichen Tage von Küstrin nach Stargard fuhr. „Die Königin — lesen wir in seinen Memoiren — drang in mich, mich zu ihr in den Wagen zu setzen, weil sie vermutete, der König werde froh sein, meinen Rat zu haben. . . . Unterwegs erzählte sie mir Lombards Arretierung; ich bedauerte sie im stillen, denn ich sah voraus, daß dieser Schritt, der übereilt war, ihr Verdruß zuziehen würde, konnte aber so wenig über diesen Gegenstand, als über andere, die nicht zu jedermanns Wissenschaft gelangen konnten, mit ihr sprechen, da die Hofdame, der Kammerherr, die Kammerfrau und der Kammerdiener, die auf dem Wagen mit saßen und das ganze Gefolge ausmachten, jedes Wort mit hörten. . . . Abends um 10 Uhr war ich mit der Königin wieder in Küstrin." —

* * *

Hier traf sie mit dem Gatten wieder zusammen, — welch ein Wiedersehen nach solch einer inhaltsschweren Woche! — Die nächsten fünf Tage blieben die Majestäten in Küstrin. Die Königin wird jetzt erst, aus dem Munde ihres Gemahls, Einzelheiten über die Schlacht von Jena und Auer-



Küstrin.
Nach einem Stich.

städt erfahren haben; der König selbst war in Lebensgefahr gewesen, zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe getötet worden und ein Flintenschuß war durch seinen Ärmel gegangen. — Erst am zweiten Tage scheint die Königin gewagt zu haben, ihrem Gatten die Verhaftung Lombards mitzuteilen; sofort befahl er in einem Schreiben an die Regierung und das Gouvernement von Stettin, seinen Kabinettsrat der Haft zu entlassen. In Kolberg, wohin Lombard sich begab, mußte öffentlich seine Unschuld ausgetrommelt werden; in einem langen Briefe (vom 26. Oktober) suchte er vor der Königin sein gesamtes Verhalten zu rechtfertigen und bat sie, seine noble Souveraine, ihm den Frieden seiner Seele wiederzugeben. Wir wissen nicht, ob und was sie darauf geantwortet hat.

In Küstrin liefen auch die ersten Nachrichten von der kopflosen Übergabe preußischer Festungen ein: Erfurt hatte am 16., Spandau am 25. Oktober kapituliert. Mit jeder neuen Nachricht verdüsterte sich die Aussicht auf Sieg und Erfolg; mit jeder Stunde wurde die Stimmung hoffnungsloser und verzweifelter — überall Kummer und Verdruß, Niederlagen und Flucht!

Denn am 26. verließen Königin und König, in Gefahr, eingeschlossen zu werden, die Festung, um nach Graudenz an der Weichsel zu fahren; am 1. November wurde dieses erreicht und bis zur Mitte des Monats blieb man dort. In diesen schrecklichen Tagen jagte förmlich eine Unglücksbotschaft die andere. — Stettin hatte sich ergeben, dann Küstrin und am 8. November Magdeburg; Prinz Hohenlohe hatte mit 12000 Mann bei Prenzlau die Waffen gestreckt, auch Blücher nach tapferster Gegenwehr bei Ratkau: Was wollten dagegen einzelne rühmliche Waffentaten besagen? — Alle Festungen zwischen Weser und Oder in Händen der Franzosen, und am 27. Oktober war Kaiser Napoleon in Berlin eingezogen; die Königin schrieb an die treue Voß, „daß Jérome König von Preußen und Polen werden solle — mit einem Wort trostlos.“

Die Oberhofmeisterin mußte ihren Schmerz noch vermehren durch die Mitteilung, daß die kleine Alexandrine in Danzig — die übrigen Kinder waren schon auf der Reise nach Königsberg begriffen — gefährlich an der Ruhr erkrankt sei. Umgehend kam der Feldjäger zurück: „die teure, unglückliche Königin ist außer sich wegen der kleinen Prinzessin!“

In Graudenz fand am 6. November zwischen dem Könige und seinen Ratgebern — Schulenburg, Voß, Schrötter und Stein — eine wichtige Beratung statt: Man erklärte sich zum Präliminarfrieden bereit und zwar auf Grund von Bedingungen, die schon Ende Oktober in Charlottenburg

zwischen Lucchesini, Zastrow und Düroc vereinbart waren; Preußen willigte in die Abtretung aller Gebiete links der Elbe außer der Altmark und Magdeburg, in die Zahlung von 100 Millionen Francs, in den Abbruch aller Beziehungen zu den übrigen deutschen Staaten, — ja es erklärte sich für Anschluß an den Rheinbund und verpflichtete sich sogar unter Umständen die Waffen gegen Rußland zu ergreifen.

Ob die Königin mit diesen schmachvollen Bedingungen einverstanden war, wissen wir nicht, möchten es aber ganz entschieden bezweifeln; ihre bisherige Haltung, wie ihr Vorgehen im Februar 1807 in ähnlicher Lage, widerstreiten einer solchen Annahme. Sie glaubte vielmehr, daß der Zar Alexander komme, was nur bedeuten kann, daß — wie im November 1805 — der leidenschaftlich beredsame Freund den Gemahl zu energischem Vorgehen veranlassen und so als Retter und Kampfgenosse erscheinen werde. — Wie die Spannung der Lage, die Trennung von den Kindern und die Sorge um deren Gesundheit auf ihr lastete, zeigen ihre Zeilen vom 13. November an die Voß, die wenige Tage zuvor in Königsberg eingetroffen war:

„Meine liebe Voto! Heute Morgen erhielt ich Ihren Brief, welcher mir die trostreiche Nachricht von der dauernden Besserung Alexandrinens gibt. Ich danke Ihnen millionenmal für die Freundschaft, die Sie mir wieder bewiesen haben, indem Sie meine Tochter begleiteten; seien Sie überzeugt, daß dieses neue Pfand Ihrer Freundschaft und Liebe zum König und zu mir uns mit der größten Dankbarkeit erfüllt. . . . Ich umarme meine lieben Kinder und sage meinen Damen und allen, die sich meiner Kinder annehmen, viel Schönes. . . . Mir geht es gut und seit die unglücklichen Nachrichten nicht mehr so tötend sind, ist wieder Ruhe in meiner Seele. Ich bin sehr abgemagert und finde mein Aussehen schlecht, die Folge der Tränen, der in Angst und Unruhe aller Art und verzehrendem Kummer verbrachten Nächte. Liebe Voß, wer uns das vor sechs Wochen gesagt hätte! . . . Ich wünschte sehr, daß der König nach Königsberg reisen könnte, dann wäre ich mit Ihnen allen zusammen, das würde ein großer Trost für mich sein. . . . Man hört nichts von Berlin. Bonaparte speit Beleidigungen und Schmähungen gegen mich. Seine Flügel-Adjutanten lagen mit ihren Stiefeln auf meinen Sophas in meinen Gobelin-Salons in Charlottenburg. Das Palais in Berlin wird noch respektirt, er wohnt im Schloß. Er gefällt sich in der Stadt Berlin, aber er hat gesagt, daß er keinen Sand will, er werde diese Sandgräben dem König lassen. ‚Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen!‘ . . . Ihre Freundin Luise.“

* * *

Jene Ausbrüche napoleonischer Wut gegen die Königin erheischen ein näheres Eingehen. — Der Kaiser duldete nicht nur, daß französische Zeitungen gegen sie Schmähungen brachten, sondern er selbst hat damit seine Bulletins wiederholt gespickt: dafür hat er sich mit Recht von allen Seiten — seinen Lobredner Thiers nicht ausgenommen — Tadel und Vorwürfe zugezogen. Um ein sachliches, unbefangenes Urteil über diese Bulletins zu gewinnen, ist es geboten, die betreffenden Stellen als ein Ganzes in chronologischer Reihenfolge vorzulegen, zumal wir nicht wissen, wann der Königin die einzelnen Nummern dieser kaiserlichen Verunglimpfungen bekannt geworden sind.

So heißt es im „Ier bulletin de la Grande Armée“ vom 8. Oktober: „Marschall — sagte der Kaiser zum Marschall Berthier — man giebt uns ein Ehren-Rendezvous . . . , niemals fehlt dabei ein Franzose; aber, da man sagt, daß es eine schöne Königin giebt, welche Zeuge des Kampfes sein will, seien wir höflich und marschieren wir, ohne uns zu ruhen, nach Sachsen.“ Der Kaiser hatte Recht, so zu sprechen; denn die Königin von Preußen ist bei dem Heere, gekleidet als Amazone, in der Uniform ihres Dragonerregimentes; sie schreibt täglich zwanzig Briefe, um von allen Seiten den Brand zu schüren. Man glaubt Armida zu sehen, in ihrer Verirrung an den eigenen Palast Feuer legend.“ — Im zweiten vom 12. Oktober schildert er in ehrenvollen Worten den „ruhmreichen“ Tod des Prinzen Louis Ferdinand und sagt, daß er und die Königin an der Spitze der Kriegspartei gestanden hätten. — Im achten heißt es: „Die Königin ist mehrere Male in Sicht unserer Posten gewesen; sie ist in Angst und beständiger Unruhe. Tags zuvor hatte sie ihr Regiment in Revue vorbeiziehen lassen; sie spornte ohne Aufhören den König und die Generäle; sie wollte Blut. Das kostbarste Blut ist geflossen; es sind die bedeutendsten Generäle, auf welche die ersten Schläge gefallen sind.“ — Unter dem 17. Oktober schrieb er: „Der Kaiser wohnt im Palast von Weimar, wo einige Tage vorher die Königin von Preußen wohnte. Es scheint, daß, was man von ihr sagte, wahr ist; sie war hier, um das Feuer des Krieges anzufachen; das ist eine Frau von hübscher Figur, aber von wenig Geist, unfähig die Folgen dessen, was sie tat, zu ahnen. Man muß sie heute bedauern, statt anklagen; denn sie muß viele Gewissensbisse haben über die Übel, die sie ihrem Vaterlande getan hat, und über den Einfluß, den sie auf den König, ihren Gemahl, ausgeübt hat; diesem gesteht man zu, sich wie ein völliger Ehrenmann zu betragen, der den Frieden wollte und das Beste seiner Völker.“ — Im 14. handelt von ihr der kurze Satz: „Es ist

nur ein Schrei gegen die Königin in dem ganzen Lande." — Im 15. vom 23. Oktober wird behauptet: „Die Königin übernahm, den Geist dieses Fürsten [ihres Gemahls] geneigt zu machen und ihn wissen zu lassen, was man von ihm dächte. Sie teilte ihm mit, daß man sagte, daß er nicht tapfer wäre und daß, wenn er den Krieg nicht mache, es heiße, er wage nicht, sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Der König, in der Tat so tapfer wie jeder Prinz von Preußen, ließ sich verleiten, ohne aufzuhören, die innerste Meinung zu bewahren, daß er einen großen Fehler mache. . . . Die Königin befand sich immer im Hauptquartier in Weimar; es war sehr nötig, ihr endlich zu sagen, daß die Umstände ernst wären und daß sich am folgenden Tage große Ereignisse für die preußische Monarchie begeben könnten. Sie wollte, daß der König ihr sage wegzugehen, und in der Tat wurde sie in die Lage versetzt, abzureisen." — Besonders ausführlich erwähnt sie das 17. Bulletin vom 25. Oktober: „Man hat wie eine Sonderbarkeit bemerkt, daß der Kaiser Napoleon in Potsdam angekommen und abgestiegen ist in demselben Zimmer, an demselben Tage und fast in derselben Stunde, wie der Kaiser von Rußland, damals auf seiner vorjährigen Reise, die so verderblich für Preußen gewesen ist. Denn von dem Augenblicke an hat die Königin die Sorgen ihrer inneren Angelegenheiten und die schweren Beschäftigungen der Toilette verlassen, um sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, um den König zu beeinflussen und überall das Feuer, von dem sie besessen war, zu schüren. Der gesunde Teil des preußischen Volkes betrachtet diese Reise als einen der größten Unglücksfälle, die Preußen betroffen haben. Man macht sich keine Vorstellung von der Tätigkeit der preußischen Partei, um den König gegen seinen Willen zum Kriege zu bringen. Das Ergebnis des berühmten Schwurs, geschehen über dem Grabe des großen Friedrich am 4. November 1805, ist die Schlacht von Austerlitz gewesen und die Räumung Deutschlands durch die russische Armee in Tagesetappen. Man fertigte, 48 Stunden später, über diesen Gegenstand einen Stich an, den man in allen Läden sieht und der selbst das Lachen der Bauern erregt. Man sieht darauf den schönen Kaiser von Rußland, neben ihm die Königin und auf der anderen Seite den König, der über dem Grabe des großen Friedrich die Hand erhebt; die Königin selbst, mit einem Schal drapiert, ungefähr wie die Londoner Stiche Lady Hamilton darstellen, die Hand auf das Herz gedrückt, scheint den Kaiser von Rußland anzusehen. Man begreift durchaus nicht, daß die Berliner Polizei eine so jammervolle Satire hat verbreiten lassen. Jedoch konnte der Schatten des großen Friedrich sich nur über diese skandalöse Szene empören. Sein

Genius, sein Geist und seine Wünsche waren mit der Nation, die er so geachtet hat und von der er sagte, daß, wenn er ihr König, kein Kanonenschuß in Europa ohne ihre Erlaubnis losgehen würde." — Am nächsten Tage schrieb Napoleon: „Wie alle Preußen klagen sie [die Abgeordneten Berlins, welche die Schlüssel der Stadt übergaben] die Reise des Kaisers Alexander, für das Unglück Preußens an. Der Wechsel, der sich seitdem in dem Geiste der Königin vollzogen hat, welche aus einer furchtsamen und bescheidenen, sich mit ihrer Häuslichkeit beschäftigenden Frau aufgeregt und kriegerisch wurde, war eine plötzliche Revolution. Sie hat mit einem Male ein Regiment haben wollen, in den Konseil gehen und sie hat die Monarchie so gut geleitet, daß sie dieselbe in wenig Tagen an den Rand des Abgrundes führte." — Im 19. Bulletin liest man: „Um eine Vorstellung von der außerordentlichen Verwirrung zu geben, die in dieser Monarchie herrscht, genügt es zu sagen, daß die Königin bei ihrer Rückkehr von den lächerlichen und traurigen Reisen nach Weimar und Erfurt, Berlin des nachts passiert hat, ohne jemand zu sehen, . . . alle Welt gesteht ein, daß die Königin die Urheberin der Übel ist, welche das preußische Volk erduldet. Man hört überall sagen: Sie war so gut, so süß vor einem Jahre; aber seit dieser verhängnisvollen Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander, wie hat sie sich verändert! . . . Man fand zu Potsdam in dem Zimmer, das die Königin inne hatte, das Bild des Kaisers von Rußland, das dieser Fürst ihr zum Geschenk gemacht hatte. Man fand in Charlottenburg ihre Korrespondenz mit dem Könige aus drei Jahren und Denkschriften, von englischen Schreibern verfaßt, um zu beweisen, daß man keinen Wert auf die mit dem Kaiser Napoleon abgeschlossenen Verträge legen, sondern sich ganz auf die Seite Rußlands wenden müsse. Diese Schriftstücke sind vor allem historische Schriftstücke; sie würden beweisen, wenn es eines Beweises bedürfte, wie unglücklich die Fürsten sind, welche die Frauen auf die politischen Angelegenheiten Einfluß nehmen lassen. Die Noten, die Rapporte, die Staatspapiere rochen nach Moschus und fanden sich zwischen Chiffons und anderen Toilettegegenständen der Königin. Diese Fürstin hatte die Köpfe aller Frauen von Berlin exaltiert; aber heute sind sie sehr verändert." — Im 22. vom 29. Oktober heißt es: „Diese berühmten Gendarmen, die soviel Mitleid nach der Niederlage gefunden haben, sind dieselben, welche drei Monate lang durch alle Arten von Herausforderung die Stadt Berlin aufgewiegelt haben. Sie gingen unter die Fenster des Herrn Laforest, Ministers von Frankreich, ihre Säbel zu schleifen; die Leute von guter Gesinnung zuckten mit den Schultern, aber die Jugend ohne Erfahrung und die leidenschaftlichen Frauen, nach dem

Beispiel der Königin, sahen in dieser lächerlichen Prahlerei ein sicheres Anzeichen großer Entscheidungen, welche das preußische Heer erwarteten." — Und endlich heißt es gar: „Bis zu dieser Stunde haben wir hundertfünfzig Fahnen, unter denen sich diejenigen befinden, die von den Händen der schönen Königin gestickt sind, einer Schönheit, den Völkern Preußens so verderblich, wie es Helena den Trojanern war." —

Was wirft nun Napoleon der Königin also vor? — Daß sie sich seit der Anwesenheit des Zaren im Herbst 1805 plötzlich der Politik zugewandt habe: Das ist in der Hauptsache durchaus richtig, wenn auch Napoleon seinen Ansbacher Neutralitätsbruch als erste Ursache dieser Verwandlung der Königin verschweigt; — daß sie das Haupt der Kriegspartei gegen Frankreich gewesen sei und durch ihre Ratschläge Preußen in diesen Krieg und dadurch an den Abgrund geführt habe: Auch das ist im Grunde nicht falsch, nur maßlos übertrieben, insofern sie in dieser Ausschließlichkeit die Vorgänge denn doch nicht bestimmt hat; — daß sie, um die Truppen und Generale mit kriegerischem Geiste zu erfüllen, ihrem Gatten in das Feldlager gefolgt und nicht eher von dort gewichen sei, bis die Umstände es unabweislich geboten: Wenn auch Napoleon hier die Beweggründe der Königin vollkommen verkennt, die behaupteten Tatsachen sind nicht anzufechten.

Inhaltlich können wir also den Kaiser bezüglich dieser Anklagen nicht Lügen strafen, wir müssen ihm vielmehr bis zu einem gewissen Grade recht geben: Denn daß die Königin sich in diesem Maße mit Politik befaßte und gar mit in den Krieg zog, war gewiß kein wünschenswerter Zustand, — man denke nur an Bismarcks Klagen über „Weiberpolitik" und an die Praxis unserer Feldlager 1866 und 70. Allerdings machen wir der Königin aus ihrem Verhalten keinen Vorwurf, im Gegenteil, wir danken ihr, daß sie schwächlichen und unentschlossenen Männern gegenüber ihren Einfluß in diesem Sinne verwandt hat; — aber wenn wir im Grunde bedauern, daß sie dazu genötigt war, so werden wir Napoleon schon gestatten müssen, sie deshalb zu tadeln.

Was er im übrigen von der Königin mitteilt, ist im großen und ganzen — wie wohl behauptet worden — keineswegs aus der Luft gegriffen, wenn auch im Ausdruck wieder oft übertrieben: Ihre Stimmung war bedrückt, unruhig, nicht frei von Selbstvorwürfen; von einem Gegensatz zwischen ihr und dem Könige in Fragen der hohen Politik hatten wir wiederholt zu berichten, — freilich stützten sich Napoleons Äußerungen mehr auf die Berichte seiner Gesandten aus der Zeit vor Ausbruch des Krieges, zwar eine chronologische, für die Sache selbst aber nicht wesentliche Ungenauigkeit. Und

wenn auch nicht buchstäblich durch das ganze Land ein Schrei der Entrüstung gegen die Königin gegangen ist, daß Napoleon oft diesen Eindruck hatte, dürfen wir nicht bezweifeln.

Somit können wir dem ungroßmütigen Sieger inhaltlich keine allzugroßen Vorwürfe machen, aber um so mehr hinsichtlich des Tones und der Ausdrucksweise. Wie würdelos redet er von der belle reine! Welch beißenden Spott ergießt er über die scène scandaleuse am Grabe des großen Friederich! Wie gehässig schildert er die sonst „gute und süße“ Königin als kriegerisch und blutgierig! Und nun gar wie empörend und verletzend weiß er sie zu vergleichen: Mit der rasenden Armida, mit der berüchtigten Lady Hamilton und zum Schluß mit der verderblichen Helena. —

Wir fragen uns, was hat den Kaiser mit dieser Gesinnung kleinlich niedrigen Hasses erfüllt? Wie hat er sie so grausam, so tödlich verletzen können? — Frauen, die sich um Politik bekümmerten, waren ihm an sich ein Greuel; es ist gewiß kein äußerer Zufall, daß er gerade in diesen Wochen (am 6. November) seiner Josephine geschrieben hat: „Es ist wahr, daß ich die intriganten Frauen über alles hasse. Ich bin gewöhnt an die guten, süßen, vermittelnden. Das sind die, welche ich liebe.“ In völliger Verkennung der Beweggründe ihres Handelns zählte er die Königin Luise offenbar in die Kategorie dieser, ihm so verhaßten, intriganten Frauen; daß er das tat, darf uns um so weniger wundernehmen, weil er sie persönlich nicht kannte, — — freilich hätte er eben darum sich um so mehr Zurückhaltung in der Beurteilung ihrer Handlungsweise auferlegen sollen.

Aber gerade darin zeigte sich eben die rücksichtslose, rohe Soldatennatur des im Siege allzu übermütigen Kaisers Napoleon, daß er einer unglücklichen, gebeugten und leidenden Frau unaufhörlich die unbewiesensten Motive unterschob, sie bald wie eine blutdürstige Megäre titulierte und bald den aufmerksamen Leser zwischen den Zeilen die schwersten Verleumdungen weiblicher Ehre nicht unschwer erraten ließ. Diese Handlungsweise des Kaisers ist aller Größe, besonders aller gepriesenen französischen Ritterlichkeit so völlig bar, daß man diese Schmähzeilen gegen Preußens Königin mit Recht zu dem Unverzeihlichsten und Gemeinsten zählt, was der — in so unendlich vielem über alle Worte — große und bewunderungswürdige Mann an der Menschheit und ihrem guten Genius jemals gefehlt hat.

Und dennoch! An den Tränen und dem Kummer über diese „Beleidigungen und Schmähungen“ tragen zu gleichen Teilen mit ihrem kaiserlichen Urheber die Männer Preußens Schuld und Verantwortung, welche die zarte, leicht empfindliche Frau diese gefährliche Rolle haben spielen lassen, denn bei

dem Charakter des französischen Kaisers mußte nun einmal mit solchen Rücksichtslosigkeiten und Angriffen gerechnet werden: Man gab die Königin, statt sie im sturmgeschützten Hafen sorglich zu bewahren, dem furchtbarsten Orkane rückhaltlos preis, — und wunderte sich, daß Schaum und Schlamm sie bespritzten und besudelten.

Preußisch-Eylau.

Am 16. November 1806 mußten Königin und König Graudenz verlassen, da sich französische leichte Truppen schon hier auf der rechten Seite der Weichsel zeigten; die zweite Hälfte des Monates wurde in Osterode verbracht, wohin die Reise der Königin „schrecklich“ gewesen war.

Das Hauptereignis dieser Osteroder Wochen war der Entschluß des Königs, den Krieg im Bunde mit Rußland bis zum äußersten fortzusetzen. Daß die Königin damit im Innersten einverstanden gewesen ist, werden wir nicht bezweifeln; dürfen vielmehr vermuten, daß sie ihren Einfluß geradezu in diesem Sinne eingesetzt hat. — Napoleon hatte nämlich den vom Könige in Graudenz gebilligten Bedingungen des Präliminarfriedens seine Zustimmung versagt und statt dessen unter neuen Forderungen einen Waffenstillstand angeboten, den die preußischen Unterhändler auch in Charlottenburg unterzeichnet hatten; aber nun weigerte Friedrich Wilhelm seinerseits am 21. November dem General Düroc die Genehmigung dieses ihm angetragenen Waffenstillstandes.

Jetzt erst — volle sechs Wochen nach den Niederlagen an der Saale — entschloß man sich, die Reste der versprengten Truppen zu sammeln, alle anderen Verhandlungen abzubrechen und im Bunde mit Rußland, dessen Regimenter die Grenzen Preußens erreicht hatten, den Franzosen energisch zu widerstehen; erst jetzt brach man eigentlich voll und ganz mit der unseligen Politik der Neutralität und stellte sich ohne Umschweife und Einschränkung auf die Seite Rußlands; Graf Haugwitz, der überzeugte Vertreter jenes politischen Systems, nahm daher in diesen Tagen seine Entlassung.

Nach den Aufzeichnungen der Voß haben „die arme, unglückliche Frau“ in dieser zweiten Hälfte des November besonders zwei Dinge schwer gebeugt und bekümmert: Die Infamien Napoleons und die Angst um die seit dem 19. Oktober von ihr getrennten Kinder. Die treue Oberhofmeisterin war mit ihnen (wie oben erwähnt) anfangs des Monats von Danzig nach Königsberg übergesiedelt, wo sie am 9. im Schlosse abgestiegen war. Der Gesundheitszustand der Kinder war der beste nicht, besonders begann der kleine Prinz

Karl sechs Tage nach der Ankunft ernstlich am Nervenfieber zu erkranken. Die Voß ließ Hufeland, der bei der Prinzessin Wilhelm in Danzig zurückgeblieben war, durch Stafette herüberholen. „Er machte sich sogleich auf den Weg, setzte bei stürmischem Wetter bei Pillau über das Meer — er mußte die Matrosen mit Gewalt zum Übersetzen zwingen, weil sie die Gefahr des Sturmes fürchteten — kam des Nachts um 2 Uhr in Königsberg an und fand den Prinzen im Zustande eines Sterbenden. Ein warmes Kräuterbad allein konnte retten, aber es war bei der höchsten Schwäche mit Lebensgefahr verbunden; . . . das Bad wurde genommen und Gott segnete es. Von dem Augenblick an mäßigte sich das Fieber, der Kopf wurde freier und die Krämpfe ließen nach; der Anfang der Besserung war gemacht.“ Aber es ging doch recht langsam mit der Genesung und schon bald fürchtete die Voß wiederum das Schlimmste; die Königin war über all diese Nachrichten „sehr mutlos“ und richtete an die treue Hüterin ihrer Kinder „einen jammervollen Brief, voll von ihrer Angst um dieses geliebte Kind“. —

Ende November, nach Abbruch der Verhandlungen mit General Düroc, wurde das Hauptquartier von Osterode noch weiter östlich nach Ortelsburg verlegt. In diesem weltverlassenen masurischen Landstädtchen, getrennt von den geliebten Kindern, in namenloser Angst um den kleinen Karl, gepeinigt durch die rohen Bülletins eines harten Siegers, durchbebt von den furchtbaren Ereignissen der letzten Monate, seit einer Woche in der gewissen Erwartung neuer, den Sieg oder den Untergang bringenden Ereignisse: Unter dem überwältigenden Zusammenwirken dieser Eindrücke drohte die Königin geistig und körperlich zu erliegen. Am 5. Dezember dieses fürchterlichen Jahres hat sie in ihr Tagebuch jene Strophen aus Goethes Wilhelm Meister geschrieben:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Diese herrlichen Worte bedeuteten für die Königin wahrlich mehr als Poesie, sie fand in ihnen etwas wie erlösende Wahrheit, ihr begann sich das Unglück ihres Hauses und ihres Lebens als eine Schuld darzustellen, die sich räche. —

* * *

Und mit dem Keime einer schweren Krankheit hat sie Ortelsburg verlassen, um am 9. Dezember in Königsberg einzutreffen. Traurige, kummervolle Wochen haben sie auch hier erwartet; zwar sie durfte endlich nach sieben langen, bangen Wochen ihre Kinder wieder ans Herz drücken, aber die Ereignisse und ihr eigenes Befinden ließen sie dieses heiß ersehnten Wiedersehns nicht froh werden.

Auch in Königsberg hat sie sich eingehend über die politischen Fragen unterrichtet; gleich am folgenden Tage — der König kam erst gegen Abend „ganz unerwartet" an — hat sie Rüchel und Hardenberg bei sich empfangen. Es handelte sich um Neubildung des Ministeriums; Rüchel war für den Posten des Kriegsministers, Hardenberg für den des Auswärtigen und Stein für das Innere ins Auge gefaßt. „Die Königin — schreibt Hardenberg über diese Zusammenkunft — ließ mich am 10. durch die Oberhofmeisterin Frau von Voß zu sich rufen; ich fand sie schon krank an dem Anfange eines gefährlichen Nervenfiebers. . . . Mit großer Freimütigkeit sprach ich mit ihr über die Lage der Dinge und über die Ursache unsres Verderbens, über die Notwendigkeit, daß der König sich andern Männern anvertraue. Sie sagte: Alle diejenigen, welche der König um Rat gefragt habe, hätten dafür gehalten, man sei stark genug, um die ersten Schläge zu tun. Der König selbst habe manche Vorsichtsmaßregel gewollt, davon man ihn aber abgehalten hätte, z. B. die Heranziehung der Truppen aus Ost-, Süd- und Neu-Ostpreußen, weil man es nicht für notwendig gehalten." — Aus diesen Verhandlungen über ein Ministerium Stein-Rüchel-Hardenberg ist damals nichts geworden; die Königin wird sich kaum noch weiter daran beteiligt haben, denn von Tag zu Tag verschlimmerte sich ihr leidender Zustand.

Den Beginn der langwierigen Krankheit erkennen wir aus dem Tagebuche der Voß; sie schreibt zum 11. Dezember: „Die Königin ist sehr leidend. Sie hatte starkes Fieber, stand aber dennoch auf . . .," und am folgenden Tage: „Die Königin war die Nacht recht krank und konnte nicht aufstehen . . .": zum 13. hat sie eingetragen: „Die Königin ist noch sehr leidend, immerfort Fieber und heftige Kopfschmerzen. Sie stand auf, aber konnte es nicht aushalten und mußte sich bald wieder legen. Die Unruhe der Kinder, die dicht neben ihr wohnen und den ganzen Tag lärmen, kann ihr nicht gut sein; aber sie will sich nicht von ihnen trennen." Auch sonst scheint man nicht die genügende Rücksicht genommen zu haben, jedenfalls deshalb, weil man sie nicht für so krank hielt: Am Abend des 17. kam Schwester Friederike „die Solms; sie lachte, lärmte, sprach so laut und machte solchen Spektakel mit den beiden jüngeren Hofdamen in der Stube

neben der armen Königin bis spät," daß die Voß recht böse darüber war. Am folgenden Morgen war sie in der Tat „noch kränker; sie war aufgeweckt worden durch das Lachen der Damen im Nebenzimmer; man gab ihr andere Mittel, sie war äußerst unruhig, weinte sehr viel; ach! es ist leider jetzt ausgesprochen — ein heftiges Nervenfieber."

Das Fieber wuchs von Tag zu Tag — und fast im selben Maße mehrten sich die schlimmen Nachrichten vom Feinde: Beide Mecklenburg habe Napoleon besetzt; die Franzosen stünden schon in Thorn; Bennigsen, der Oberfeldherr der verbündeten Russen und Preußen, sei völlig untätig; bald werde die königliche Familie auch in Königsberg nicht mehr sicher sein, — ein Fall, in dem „die Königin trotz ihrer Krankheit dennoch fortgebracht werden soll".

Ihr Leiden trieb einer schweren Krisis entgegen. „Sie lag — berichtet Hufeland — sehr gefährlich darnieder, und nie werde ich die Nacht des 22. Dezember vergessen, wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wütete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß, während das Schiff, welches den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, auf der See war. — Indes auch hier ließ Gottes Segen die Kur gelingen, sie fing an sich zu bessern." Die Genesung war nur eine sehr, sehr langsame und in den nächsten Wochen blieb sie durchaus eine schwer Kranke. —

Der Weihnachten 1806 ist über alle Worte traurig gewesen; woher sollte auch die Festesstimmung des Friedens und der Hoffnung Kraft und Nahrung schöpfen? „Der König wollte keine Christbescherung, weder für die Königlichen Kinder noch für sonst Jemand." In der Seele der Königin aber erhob sich aus Krankheit und Not ein Neues: Sie sah das Reich ihres Gatten in Trümmer gehn; sie sah, wie die Schuld sich rächte, und lernte dem Glücke und Glanze dieser Welt entsagen. Die schwachen Naturen in ihrer Umgebung verzagten und erbebten in übermäßiger Furcht; energische — wie die treffliche Voß — „ärgerten" sich über jene; die Königin aber bewies eine Größe und Fassung, von der ihre mütterliche Freundin schrieb: „In dieser schweren Krankheitszeit habe ich den Mut und die Gelassenheit meiner teuren Königin und ihre völlige Ergebung in den Willen Gottes wieder recht erkannt. Ihr Leben ist ihr selbst nur von Wert um ihres Mannes und ihrer Kinder willen, und die vollständige Hingabe ihres Willens in den Ratschluß des Allerhöchsten gibt ihr diese große Geduld und diesen inneren Frieden!" —

Ihr Glaube schien belohnt zu werden. — Am 30. Dezember erhielt

man die Nachricht, daß die Franzosen vor vier Tagen bei Pultusk am Narew in mörderischer Schlacht von Bennigsen geschlagen worden seien. Das war ein kleiner Hoffnungsstrahl am Ende dieses Unglücksjahres! — Alle waren tief von der Nachricht gerührt „und der geliebte König sagte es auch auf eine so hübsche Weise, daß es uns doppelt ergriff! Dann sagte er es der teuren Königin und sie war so glücklich!“ — Doch schon folgenden Tages kam die Meldung, daß sich die Russen trotz des Sieges zurückzögen; unter dem Vorwande, daß es an Lebensmitteln fehle, ging Bennigsen erst bis Ostrolenka und später noch weiter ostwärts zurück, während die Franzosen immer näher gegen Königsberg heranrückten.

Der Neujahrstag 1807 brachte dem preußischen Hofe eine „große“ Freude: Der kleine Prinz Wilhelm bekam die Uniform und den Schwarzen Adler. Seine Eltern haben seinen Ehrentag in schwerem Kummer verlebt; der Vater war sehr besorgt, „die arme Königin war es auch, was sie sehr angreift und ihr schadet“. — Ob und wie weit sie an dem, in jenen unseligen Tagen ausbrechenden Konflikt zwischen dem Könige und Stein beteiligt war, wissen wir nicht: Friedrich Wilhelm ließ sich hinreißen, dem hochverdienten Manne wegen einer, an sich unbedeutenden Sache einen „groben, jede Rücksicht beiseite setzenden Verweis“ zu erteilen; auf der Stelle bat dieser um seinen Abschied, den er auch umgehend am 4. Januar erhielt. Daß die Königin von diesen Vorgängen tiefschmerzlich berührt war, zeigen ihre späteren Zeilen an Frau von Berg: „Sie waren ja hier, wie Stein fiel, wie er so ganz unwürdig untergehen mußte. Sie wissen ja, wie mich das angriff, wie ich teil daran nahm, wie viel Angst wegen der Folgen ich ausstand, wie unzufrieden ich mit allem war.“ —

Und dazu die steigende Sorge um die persönliche Sicherheit, denn man konnte sich alsbald nicht mehr verhehlen, daß auch Königsberg vor den anrückenden Franzosen verlassen werden müsse: Man beschloß, bis in den äußersten Winkel des Königreiches, nach Memel, zu flüchten.

* * *

Die Kinder wurden mit den schweren Packwagen über Tilsit vorausgesandt, die Eltern wollten folgen, „sobald es irgend geht“. Da setzte wieder ein furchtbares Unwetter ein; der Transport der kranken, kaum dem Tode entronnenen Königin schien unmöglich, aber sie hat bestimmt erklärt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen.“ Ehe sie abreiste, schrieb sie am Vormittag wie zur Beruhigung ihrem Vater: „Ich bin zum

Erstaunen wohl, mein bester Vater, und erhole mich schnell. Es ist heute der 26. Tag meiner Krankheit. 21 Tage dauerte das affreuse Fieber. Vor solcher Krankheit behüte Gott Jedermann. Ich habe viel gelitten, denn alles Übel sitzt in dieser Krankheit in den Nerven. Ein Nerven-Fieber ist fürchterlich und ich hab' es leicht gehabt. So eben packe ich mich nach Memel. Mein Wagen ist ein Bett geworden, Hufeland folgt mir auf dem Fuße, und so hoffe ich mit Gottes Hülfe in 4 Tagen hinzukommen ... Adieu bester Vater. Gott segne Sie und ihr Land. Ich bin ewig Ihre treue Louise." —



Reisewagen der Königin Luise.

Am 5. Januar 1807, mittags um 12 Uhr, hat die Königin mit der Vieregg und ihrer Kammerfrau, der Schadow, Königsberg verlassen. Das Wetter war entsetzlich, Sturm und Regen so arg, daß die Pferde vor dem Wagen der Voß nicht weiter konnten und diese daher schon bei der ersten Station liegen bleiben mußte. „Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung — so hat noch keine Königin die Not empfunden! Ich — sagt Hufeland — dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte."

Vom folgenden Tage an führte der Weg auf der kurischen Nehrung entlang „teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise.“ Am Abend erreichte man Rositten; wie klein der Ort war, geht daraus hervor, daß die alte Voß in ihm kein Unterkommen mehr fand und noch über zwanzig Kilometer weiter fahren mußte, bis sie in Nidden endlich „ein eisig kaltes Stübchen“ bekam; General Knobelsdorf und Minister Schrötter fuhren sogar die ganze Nacht durch, weil sie überhaupt kein Obdach fanden.

Der 7. Januar scheint der schlimmste Tag gewesen zu sein. „Es war ein toller Sturm mit dichtem Schneegestöber und der Weg dicht am Meere, ohne jeden Schutz gegen den Orkan, war überdies ganz abscheulich.“ Um 3 Uhr kam die Voß nach Schwarzort, wo sie nach vieler Mühe und langem Umherfahren endlich noch ein bescheidenes Unterkommen beim Schulmeister fand. Die Herrschaften kamen bald darauf auch an; der König schickte ihr ein bißchen Bouillon, „die Königin war trotz der großen Kälte Gottlob ziemlich wohl.“ Die Oberhofmeisterin, eine bald achtundsiebzigjährige Greisin, mußte die Nacht „auf der Erde schlafen, da kein Bett zu haben war, aber — fügt sie ehrlich hinzu — ich schlief doch ganz gut.“

Am 8. wurde das Reiseziel erreicht: „Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer, zum ersten Mal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen an.“ Das Gefolge traf um 1 Uhr in Memel ein, die Königin, welche im Wagen bleiben mußte, deshalb etwas später. „Da kein Sessel da war, um sie aus dem Wagen die Treppen hinauf zu tragen, so trug sie ein Bedienter auf dem Arm ... Sie war leidlich wohl durch Gottes Gnade, und wir legten sie auf ein Sopha. Sie wohnt in denselben Stuben, in denen sie vor fünf Jahren wohnte. Ach, welch ein Unterschied zu damals, als der Kaiser hier war und wir so heitere Tage mit ihm verlebten.“ —

In Memel hat Königin Luise drei Monate verlebt, zwar reich an Kummer und Tränen, aber doch nicht ganz ohne Hoffnung auf eine bessere Wendung der Dinge.

Von ihrem schweren Nervenfieber ist sie hier endlich völlig wiederhergestellt worden. Zunächst fühlte sie sich nach der anstrengenden Flucht über die eisige kurische Nehrung noch „sehr elend, aber die Reise hat ihr wunderbarerweise nichts geschadet“; auch Hufeland bestätigt: „Selbst die freie Luft wirkte wohltätig, statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise.“ Bald erholte sie sich „Gottlob sichtlich“ von Tag zu Tag, und am 17. war sie „zum ersten Male wieder an der Luft“; die Voß, welche als

Pflegerin, Gesellschafterin und mütterliche Freundin „immer den ganzen Tag“ bei ihr war, fuhr mit ihr im Schnee fleißig spazieren; „es tat ihr gut, die Treppen wurde sie aber natürlich noch hinaufgetragen“, gewann jedoch langsam „etwas an Kräften“.



Maria Paulowna, Prinzessin von Weimar.

Kaum auf der Besserung drohte der Königin durch die schwere Erkrankung ihrer Kammerfrau Schadow wieder ein ernster Rückfall. Auch diese kränkelte seit längerer Zeit, und die Sorge ihrer gütigen Herrin war nur allzu begründet; am 22. Januar war die Schadow hoffnungslos und „die arme Königin infolge dessen sehr angegriffen und schlaflos: Am Abend starb die gute treue Schadow. Das ist ein rechter Verlust . . . Die Königin war über ihren Tod sehr traurig.“ — „Ich leugne nicht, — schrieb sie der Zarin-Mutter — daß ich ihren Verlust unter die Prüfungen zähle, die Gott mich erdulden läßt.“ —

Trotzdem der Schnee so tief und die Kälte so groß war „wie man nie etwas Ähnliches erlebt hat“, wurden die Ausfahrten nicht unterbrochen. Ende des Monats trat Tauwetter und milder Sonnenschein ein, die Königin atmete auf; „es geht ihr leidlich, und wie liebenswürdig ist sie! Sie ist ein Engel, aber ach, sie ist unaussprechlich traurig und unglücklich. Gott allein weiß, was sie leidet.“ Die Genesende hat in diesen Tagen die folgenden Zeilen an die Zarin-Mutter Maria Feodorowna gerichtet:

„Meine Frau Schwester. Allein meine sehr große Schwäche hat mich verhindern können, J. K. M. früher von meiner lebhaften Dankbarkeit für die wiederholten Zeichen Ihrer Freundschaft zu sprechen. Ihre zwei lieben Briefe und der schöne Shawl sind mir von einem unausdrückbaren Werte und wollen Sie dafür meine zärtlichsten Danksagungen empfangen. Der Shawl hat doppelten Wert für mich, da er mir die immer tätige Freundschaft meiner sehr geliebten Cousine [der Erbprinzeß Maria Paulowna von Weimar] beweist. Ich kann Ihnen nicht sagen, Madame, bis zu welchem Grade sie mir lieb ist, und der Aufenthalt, den wir zusammen in Pyrmont verlebt haben (S. 150), hat uns fürs Leben verbunden. Ich wünsche leidenschaftlich mit J. K. M., daß sie sich nach Kopenhagen begibt, sie wird dort sicherer als in Schleswig sein . . . Ich bin sehr beunruhigt um meinen Vater. Ich fürchte, daß Strelitz unmittelbar dem Schicksal folgen wird, das Schwerin erduldet hat. Es gibt Perioden im Leben, die gemacht sind, um den Mut zu prüfen; aber er fehlt uns nicht, da wir einen so edelmütigen Freund wie Ihren Sohn haben; unsre ganze Hoffnung ruht auf ihm. Ich spräche noch J. M. des näheren von meiner Dankbarkeit für all die rührenden Beweise Ihres freundschaftlichen Gedenkens, aber meine Augen verweigern es . . .“ — Dankbarkeit, Sorge für das Geschick anderer, aber keine Klagen, keine Verzagtheit! Man merkt es diesen Zeilen an, das Unglück sollte über sie keine Macht haben.

Mit den rückkehrenden Kräften fand ihre Seele auch die Kraft zu hoffen wieder, und endlich sollte sie wirklich genesen: Während sie bis Ende Januar keine Gäste bei sich gesehen, sondern den Thee meist allein mit der Schwägerin Prinzeß Wilhelm und der Gräfin Voß eingenommen hatte, gab sie am 3. Februar „großen Thee, der bis 8 Uhr dauerte.“ Am folgenden Sonntag fand feierlicher Dankgottesdienst statt. „Wir gingen alle zur Kirche, trotz der Kälte; beide Majestäten, die Königlichen Kinder und der ganze Hof, um dem Ewigen Dank zu sagen für die Genesung der Königin.“ — Für dieses Mal war der Todesengel an ihr vorbeigegangen, — aber seine Schwingen hatten sie tief umrauscht. —

* * *

Was hatte sich inzwischen auf dem Kriegsschauplatz ereignet? — Aus Schlesien kamen schlimme Nachrichten: Breslau und Brieg hatten sich ergeben müssen und die Provinz war gebrandschatzt worden; Bayern und Württemberger sollten besonders „plündern, brandschatzen und alles verwüsten, wohin sie kamen".

Aber in den großen Operationen der Franzosen war doch zunächst eine Pause eingetreten, — die Ruhe vor dem Gewitter. Napoleon war in Polen und zwar vom 28. November bis zum 15. Dezember in Posen und vom 19. — mit einer zehntägigen Unterbrechung — bis zum 30. Januar 1807 in Warschau. —

Unterdes suchte man die Reste des preußischen Heeres zu ordnen und womöglich das Ganze zu verstärken; so sah die Königin in Memel den Einmarsch eines neu formierten pommerschen Bataillons mit an. — Auch die Sympathien der englischen Herren im Hauptquartiere scheinen ihr besonders wohl getan zu haben; Lord Grove konnte ihr sogar am 7. Februar einen Brief seiner Königin, der Tante Luisens, überreichen. Und von des Zaren Gesinnung für Preußen erhielt sie fortwährend die besten Nachrichten, „aber leider sind nicht alle Russen so für uns gesinnt, wie der Kaiser es ist".

Langsam rückten die russischen Regimenter heran; am 18. Januar hatte der Oberbefehlshaber Bennigsen an Friedrich Wilhelm gemeldet, das ganze Heer sei beisammen, und er hoffe den Feind bald anzugreifen. In kleinen Scharmützeln errangen Preußen und Russen kleine Vorteile; die Königin sah französische Gefangene, darunter zwei Offiziere; dann hatten preußische schwarze Husaren französische Kanonen erbeutet: „Es will nicht viel sagen — urteilt treffend die Voß — aber ist doch eine Ermutigung und Freude. .... was kann uns Armen das helfen? Wir bedürfen einer großen Schlacht, um die Franzosen zu vernichten, die sich jetzt mehr und mehr konzentrieren." —

Am 7. und 8. Februar 1807 wurde diese erwartete Schlacht bei Preußisch-Eylau wirklich geschlagen; zwölf Adler wurden erbeutet und einer derselben der Königin gebracht. — Der mörderische Kampf war zwar unentschieden geblieben, aber daß die Truppen Napoleons unter seiner persönlichen Führung nicht gesiegt hatten, kam fast dem Eindruck einer Niederlage derselben gleich. Trotzdem die Verbündeten den Angriff der Franzosen abgeschlagen hatten, befahl Bennigsen den Rückzug auf Königsberg; er fühlte sich unsicher im freien Gelände und suchte den Schutz der wichtigen Festung, Pommern und Danzig aufs höchste gefährdend.

Napoleon konnte sich daher nachträglich mit einem gewissen Rechte den Sieg wohl zuschreiben; wie wenig er sich aber als wirklichen Sieger

fühlte, bewies sein Wunsch nach einem Separatfrieden mit Preußen. Um über diesen zu verhandeln, sandte er seinen General Grafen Henri Gratien Bertrand nach Memel zum Könige; am 16. Februar traf derselbe hier ein und überreichte folgendes Schreiben seines Kaisers: „Mein Herr Bruder, ich sende zu Ihrer Majestät den General Bertrand, meinen Adjutanten, der mein ganzes Vertrauen besitzt. Er wird Ihnen Dinge sagen, die — ich hoffe — Ihnen angenehm sein werden. Möchten Sie glauben, daß dieser Augenblick der schönste meines Lebens ist; ich schmeichle mir, daß er die Epoche einer dauerhaften Freundschaft zwischen uns einleiten wird." Bertrands Auftrag, dessen er sich also nur mündlich zu entledigen hatte, ging dahin: Napoleon versprach dem Könige alle seine Länder, auch die polnischen, zurückzugeben, wenn er sich zum sofortigen Frieden mit ihm bereit erklärte, das heißt dem Zaren die Waffenbrüderschaft sofort aufkündigte.

Am Abend wollte der „ganz abscheuliche französische General — berichtet die Voß — durchaus der Königin vorgestellt sein, die ebenso empört über ihn war, als ich. Er hat ein widerwärtiges Gesicht und wagte ihr zu sagen, Napoleon hoffe, sie werde allen ihren Einfluß anwenden, den Friedensabschluß zu beschleunigen, und hoffe auch, daß sie kein ungerechtes Vorurteil mehr gegen ihn nähre. Die Königin antwortete ihm mit großer Milde und Würde; die Frauen hätten nicht über Krieg und Frieden mitzusprechen. Wir waren entsetzt über sein Wesen und sein ganzes Auftreten." Daß Napoleon durch ihn seine große Unzufriedenheit über die Ausfälle französischer Zeitungen gegen die Königin hat ausdrücken lassen, wird keinen tiefen Eindruck gemacht haben; wenn der Kaiser ihren politischen Einfluß aber hoch einschätzte, — so irrte er nicht. Denn während der Verhandlungen über das, durch „einen seiner vorzüglichsten und vertrautesten Adjutanten" vermittelte Angebot des französischen Kaisers, hat sie nach ihren eigenen Worten „den König auf das innigste gebeten, fest zu bleiben und nur jetzt nicht Frieden zu schließen".

In dieser Angelegenheit wurde Hardenberg zuerst wieder offiziell um Rat gefragt; in der Befürwortung der Ablehnung des scheinbar verlockenden Antrages stimmte er durchaus mit der Königin überein, die daher „sehr zufrieden" mit ihm war; bei der Unterhaltung an der Tafel hat sie ihm das Wort „Beharrlichkeit" ins Ohr geraunt. Und Friedrich Wilhelm hat den Vorschlag Napoleons in der Tat abgelehnt und erklärt, sich nicht vom Zaren trennen zu wollen.

Dieser gewiß ehrenvolle und mutige Entschluß hatte das unerschütterliche Vertrauen auf die tätige Hilfe des russischen Freundes zur Voraussetzung; wie sehr die Königin davon durchdrungen gewesen ist, zeigt ihr

Schreiben an seine Gemahlin, die von Geburt eine badische Prinzessin war: „Ich bin gewiß, daß Ihre Seele lebhaft bewegt ist, Ihre Eltern gegen uns vereinigt zu sehn und daß die Unmenschlichkeit eines einzigen Menschen alle Bande des Blutes und der Familie zerreißen kann. Meine ganze ist durch ihn unglücklich, man hat sie ruiniert, um andere zu bereichern. Die edle Freundschaft des Kaisers ist unser einziger Trost und unsre einzige Hoffnung. Die Vorsehung wolle seine schönen und guten Absichten unterstützen. Verzeihen Sie Madame, daß ich gewagt habe, Sie im einzelnen von meinen Leiden zu unterhalten, aber wenn man nur erduldet, ist man so glücklich, einer edlen Seele zu begegnen, die an unserm Unglück teilnimmt." — Dem Bruder George hat sie damals das freudig rührende Geständnis gemacht: „Kein Veilchen gibt es hier, doch es grünt noch in meinem Herzen und meine Zuversicht zu Gott stirbt nicht."

* * *

Aber die folgenden Wochen (bis Ende März) waren voll Hangens und Bangens; von allein Seiten stürmte es auf die Königin ein und übermenschlich suchte sie gegen all die Aufregungen anzukämpfen: die beiden ältesten Söhne erkrankten nicht ungefährlich, und dazu gesellte sich die Sorge um den Gemahl; er war „sehr schwankend und unentschlossen, vor allem ängstlich und ganz entmutigt, . . . immer unwohl und schrecklich traurig und verstimmt". Er hatte wahrlich wohl Ursache zu fürchten und zu bangen: Immer neue Meldungen von verlorenen Festungen gingen ein, immer drohender wurde die Lage von Danzig. Zwar sollten russische Verstärkungen auf dem Anmarsche sein, aber Woche auf Woche verrann und man sah nur, wie sich die Franzosen immer mehr verstärkten und drohender und enger zusammenzogen! — Napoleon hatte trotz der Ablehnung des von ihm angebotenen Separatfriedens neue Vorschläge gemacht, um Preußen zum Waffenstillstand zu bewegen; aber der König wies sie zurück, — nicht leichten Herzens, denn wer bürgte ihm für den Ausgang der zu erwartenden Entscheidungsschlacht? — Würden die starken russischen Reserven überhaupt noch rechtzeitig auf dem Kriegsschauplatz eintreffen? —

Der allgemeinen Stimmung qualvollen Wartens entsprach in diesen Märzwochen eine maßlos unfreundliche Witterung; Schneegestöber und Sturm umtosten die bescheidene Wohnung der Majestäten. Man lebte still und zurückgezogen: „Die Königin machte jetzt Abends viel Musik"; den Bruder bat sie, ihr recht viele Bücher zu senden, „denn der Mangel ist

hier nicht zu glauben"; oft ging man an den Hafen, um englische Schiffe ein- und auslaufen zu sehn. —

Am Charfreitag nahm die Königin und ihre Hofdame das Abendmahl und „bei einer ganz entsetzlichen Kälte" gingen alle am ersten Osterfeiertage zur Kirche; an ihm, dem 29. März, schrieb sie der Zarin Mutter die Zeilen: „Meine Frau Schwester. In Wahrheit, Madame, bin ich am Verzweifeln, nicht nach Petersburg fliegen und Ihnen mündlich sagen zu können, wie ich von Ihrer Güte und Ihren wiederholten Aufmerksamkeiten für mich gerührt bin. Könnten Sie meine Tränen fließen sehen, vielleicht würde J. K. M. nicht mehr an meiner Dankbarkeit zweifeln. Wie gut sind Sie, Madame, an alles zu denken, das meine Leiden erleichtern könnte; ja J. M. hat mich gewiß grenzenlos getröstet, indem Sie mir Nachrichten von meinem geliebten Vater gaben, von dessen Existenz ich durchaus nichts wußte; ich schulde Ihnen eine Seelenruhe, die ich fast nicht mehr kenne und die ich selten genieße. Ich bin grausam gequält, ich leugne es nicht; da J. M. eine so zärtliche Mutter ist, urteilen Sie selbst. Mein Sohn Wilhelm erholt sich kaum vom Nervenfieber, als heute das Scharlachfieber bei meinem ältesten Sohne sich herausstellt. Fügen Sie hinzu, daß es mir unmöglich ist, mich auch nur im geringsten um ihn zu kümmern, da ich diese Krankheit nicht gehabt habe und nicht wage, mich ihr auszusetzen, weil ich noch nach meiner großen Krankheit zu schwach bin sie auszuhalten. Nur der Anteil empfindender Seelen kann in diesen grausamen Augenblicken trösten, und ich wiederhole, daß J. M. ein Trostengel ist." —

Friedland.

Endlich trafen sichere Meldungen ein, der Zar werde nach Memel kommen; — noch kurz zuvor hatte der König derartiges durchaus nicht glauben wollen. Wie ein Sonnenstrahl fiel diese Botschaft in die bekümmerten und bedrückten Herzen: „Unser guter Engel, dieser treue Kaiser", wie ein Erlöser erschien er! Königin Luise hatte nicht vergebens auf ihn gehofft; jetzt kam er selbst, sie, die ihren, ihr Preußen zu retten — welch ein Wiedersehen — und unter welchen Umständen!! —

Am 1. April reiste Friedrich Wilhelm dem russischen Freunde nach Polangen entgegen; nachdem er ihn dort begrüßt hatte, kehrte er am Nachmittag mit der Nachricht nach Memel zurück, daß Alexander am nächsten Tage kommen werde. Um 11 Uhr traf er ein und frühstückte mit den

beiden Majestäten; „immer derselbe unvergleichlich liebenswürdige Mensch, voller Güte und Herzlichkeit! Ja er ist ein Mensch wie kein anderer!“ Nach dem Diner konferierte der Zar über zwei Stunden mit Hardenberg; er schloß die Unterredung mit der Erklärung, daß er den König bitten werde, diesem die Leitung der Geschäfte wieder zu übertragen, — wie sehr das auch im Sinne der Königin war, wissen wir. Am 4. April um 7 Uhr morgens folgten sie und der König dem Zaren, der schon in der Nacht nach Kydullen aufgebrochen war. Er führte hier dem preußischen Königspaare seine gesamten Garden vor; „alles war so hübsch und festlich, die Truppen wunderschön und die Majestäten sehr zufrieden“.

Die Stimmung, welche die Tage dieses Beisammenseins mit dem Zaren — verstärkt durch einen (nicht mehr zu ermittelnden) Brief desselben — in der Königin ausgelöst haben, erkennen wir aus den Sätzen ihres Schreibens an ihn: „Verzeihen Sie guter lieber unvergleichlicher Vetter, Sie sind gewohnt nur das Gute zu tun und edel zu sein, Ihre Geduld zu üben, seien Sie es auch gegen mich und vor allem, vor allem sehr nachsichtig. Welchen göttlichen Brief haben Sie mir soeben geschrieben; wie sind diese Federzüge, die Ihre Freundschaft für mich ausdrücken, mir kostbar. Sie haben mich sehr glückliche Augenblicke verleben lassen. Ach, wie sind Sie anziehend, wenn Sie Sich auf Sich selbst verlassen, und wie achte ich diese Weisheit an einem Menschen, der einen Reichtum an Empfindung wie Sie besitzt und der so tief fühlt. Es ist dann sehr schwer vernünftig zu sein, indessen, wenn man durch Güte und ein engelhaftes Zartgefühl geleitet wird, dann ist alles möglich. Man sieht in Ihnen Vollkommenheit sich verwirklichen, die man ohne Zweifel immer sehr liebte, wie ein schönes Ideal, mit dem man seine Seele beschäftigt, ohne je zu glauben, es verwirklicht zu sehen. Man muß Sie kennen, um an die Vollendung zu glauben, aber man kennt Sie auch nicht ohne Gefahr zu laufen, sich für das Leben an das Sinnbild der Tugend anzuschließen. Und was wäre der Mensch, wenn er nicht das Glück hätte, die Fähigkeit zu besitzen, mit Begeisterung das Gute zu ergreifen — wie würden wir unglücklich sein — denn unsere Genüsse wären sehr beschränkt und schrumpften zu nichts zusammen. Aber auch, ist es ein Übel? Nein es ist ein Gutes, denn ein wahr empfindendes Herz fühlt sich von schönem Eifer beseelt, einem solchen Beispiel zu folgen, und ich kann wahrhaftig sagen, daß Sie, mein teurer und sehr geliebter Vetter, einen glücklichen Einfluß auf meine Existenz gehabt haben.

Wie bin ich glücklich Ihnen dieses Alles einmal sagen zu können.

Sie müssen mich während der wenigen Tage, die ich Sie wieder gesehen habe, von einer Einfalt, von einer ganz besonderen Stumpfheit gefunden haben. Aber auch, — nachdem ich seit Jahren den glücklichen Vorteil genossen habe, mit Ihnen schriftlich und zuweilen mündlich zu sprechen, mit offenem Herzen, ohne Zwang zu kennen, sondern so wie ich fühlte — plötzlich verpflichtet zu sein alle Tage (während acht ganzer Tage) eine andere zu erscheinen, aber eine ganz andere, wie ich nicht bin. Ich bin so wenig gewohnt mich zu verstellen, daß das Ergebnis war, eine stumme, verzerrte zu werden, mit einem Worte eine bejammernswerte Rolle zu spielen. Mein lieber Vetter setzen Sie Sich an meinen Platz und dann werden Sie sehr entschuldbar finden, daß ich gewesen bin, wie ich in Kydullen war. Alle Welt hatte Stimmung außer mir, sie war in meinem Herzen und wagte nicht zu sprechen aus Furcht, von zu vielen Leuten verstanden zu werden. — Alles, was ich Sie bitte, ist, diesen Brief nicht zu verbrennen, er zeigt Ihnen so gut, wie ich Sie liebe. . . ."

* * *

Königin Luise ist am 10. April von Kydullen statt nach Memel nach Königsberg abgereist; nicht etwa dorthin, weil man sich hier jetzt besonders sicher fühlte, sondern weil die entsetzlichen Wege die Rückkehr zu ihren Kindern nach Memel untunlich erscheinen ließen. Diese Reise schildert sie der Voß folgendermaßen: „Ich bin hier [Königsberg], weil Gott es gewollt hat, denn eigentlich hätte ich auf dem Wege umkommen müssen. Ich habe den reizenden Aufenthalt in Kydullen teuer bezahlen müssen, indem ich die entsetzlichste Reise, die ich je in meinem Leben gemacht habe, hinter mir habe, auf Wegen, von denen ich mir wirklich bis jetzt hätte keine Vorstellung machen können, die ich unglücklicherweise passieren mußte. Mit Lebensgefahr bin ich durch ausgetretene Flüsse gegangen und mein Wagen ist mitten auf der Landstraße im Schmutze stecken geblieben, wo zwei Pferde im Schmutz verschwunden sind. Nur durch große Anstrengung hat man Menschen und Vieh aus dem Abgrund von Schlamm herausgezogen. Mehr tot wie lebendig kam ich vor drei Tagen hier an, elend vom Wege, von den Strapazen der Reise im offenen Wagen und von der kalten Luft (ich mußte ihn von Kydullen nehmen, denn mein großer Wagen war zerbrochen), vom schlechten Wetter, vom Regen und Wind, der mir ins Gesicht wehte, und mußte erst einige Tage der Ruhe pflegen, um mich ein wenig zu erholen, aber ach, meine Kräfte sind noch nicht so, wie sie vorher gewesen sind; ich segne Gott,

daß alles ohne Rückfall in die Krankheit vorbeigegangen ist. Ich habe sofort an den König geschrieben, um ihm zu sagen, daß ich darauf rechne, so lange hier zu bleiben, bis ich imstande bin, den Weg nach Memel ohne Lebensgefahr machen zu können, ich erwarte stündlich seine ferneren Befehle. Die schlechten Wege, die ausgetretenen Flüsse und Ströme haben die Kaiserliche und Königliche Majestät verhindert von Kydullen fortzufahren; sie wollten am 12. abreisen, keine Möglichkeit, der 14. war der letzte Termin. Gott weiß, ob sie abgereist sind, ich glaube es nicht, denn ich habe noch bis heute, das ist am 17., keine Nachricht von Schippenbeil, wo sie bleiben wollen."

In Königsberg nahm sie nicht im Schlosse, sondern bei Schwester Friederike-Solms Wohnung; was die Schwester, die treue Gefährtin ihrer Kindheit und Jugend, des Brautstandes und der jungen Ehe, ihr in diesen Tagen gewesen, hat sie dem Bruder mit den Worten geschrieben: „. . . kam den 12. hier an, wohnte bei F. schlief mit ihr in einem Zimmer, war alle momente mit und bei ihr, lebte wirklich so glücklich und froh, wie man es im jetzigen Augenblicke sein kann, mit ihr und durch sie. Oft sagt ich ihr zwar, ach! Gott, Friederike, ich sehe diese glückliche Zeit nicht als Belohnung vergangener unglücklicher Zeit an, sondern als eine Quelle der Stärkung zu neuen Unglücksfällen." Täglich gingen die Schwestern miteinander spazieren; „das Klima von Preußen übrigens ist abscheulicher als man sagen kann. Noch blüht kein Flieder, Friederike und ich gehen in wattierten Mänteln spazieren und auf zwei schöne Tage haben wir zehn und fünfzehn mit Frost und Nordwind."

Einer dieser wenigen schönen Tage muß es gewesen sein, an dem sie mit Friederike dem Könige entgegenfuhr „nach Holstein, einem göttlichen Landhause, das an dem Pregel liegt und eine herrliche Aussicht hat. Dort setzten wir uns in eine Laube und lasen — schreibt sie dem Bruder — Deinen Brief, mit welchen Empfindungen läßt sich nicht beschreiben. Alle die so interessanten Beilagen verfehlen ihren Zweck nicht. Der [Schauspielerin] Bethmann ihr Brief und delicieuses Schnupftuch, Iffland's Äußerungen, alles dieses — die Verse nicht vergessend, hat mir unaussprechlich viel Genuß verschafft. Gott, wann wird die Zeit wiederkommen, daß ich diesen guten Menschen mündlich und glücklich, frei und in allen Ehren dafür danken kann."

Durch Schwester Friederike machte Königin Luise damals die Bekanntschaft des vortrefflichen alten Kriegsrates Johann Georg Scheffner; bei diesem wohnten Frau und Töchter seines Freundes, des Generals L'Estocq. Scheffner hat darüber berichtet: „Ein Besuch, den die Prinzessin Solms eines Tages der Generalin machte, und bei dem ich zu erscheinen berufen wurde, schaffte

mir die Bekanntschaft der ersteren ... Ihr vermutlich gutes Zeugnis von mir verschaffte mir im April 1807 Gelegenheit, der Königin, die aus Liebe zu dieser Schwester nicht auf das Schloß, sondern in die eben nicht geräumige



Königin Luise.
Nach einem Ölbild im Besitze Sr. K. H. des Herzogs von Cumberland.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Wohnung der letzeren zog, persönlich bekannt zu werden. Eine höchst freundliche Aufnahme machte mich bei der zweiten Aufwartung so dreist, Ihrer Majestät zu gestehen, daß ich ohne solche trauliche Begegnung mich wohl kaum zu einer dritten Erscheinung vor ihr würde entschlossen haben, worauf sie erwiderte: „Und ich hätt' es Ihnen auch nicht verdacht!" ... Viele Stunden

hab ich mit dieser gemütlich noch mehr, als leiblich liebenswürdigen Frau recht behaglich zugebracht. Sie machte beim Lesen und bei den mehrenteils weit länger dauernden Gesprächen manche sehr treffende Bemerkung, sprach über Hof-, Zeit- und Lebensumstände so richtig, daß ich ihr manchmal sehr rücksichtslos mein Verwundern über manches Zeitbenehmen nicht verbergen konnte, zu dessen Aufschluß sie mir die vieljährige Gewohnheit, den dadurch vom angeborenen verschieden gewordenen Charakter, auch wohl die Pflicht einer Ehefrau [vgl. 66], sich ganz dem Geschmacke ihres Mannes zu fügen und selbst die Dinge, die ihr viel und wahres Vergnügen machten, dem aufzuopfern, was sie ihm zur Beruhigung oder Zeitverkürzung nützlich oder nötig hält, angab. Augen von einem freiern, reinern Blick, eine frohere, fast die Kindlichkeit erreichende Unbefangenheit hab' ich in keinem weiblichen Gesicht gesehen. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch der Gespräche mit ihr, in denen ich ihr nie etwas Unwahres über Sachen und Personen gesagt, sie mochten betreffen das Hof- oder das ewige Leben, die fürstliche, von der bürgerlichen sehr verschiedene Erziehung, die schwere Wahl eines Oberhofmeisters, die Wirtschaftlichkeit bei Wohltaten als Mutter echter Freigebigkeit, den Schaden vorschneller Gutmütigkeitsäußerungen, die Notwendigkeit der Hofetikette, die höfische Zeitverschwendung u. s. w. Von politischen Gegenständen brach sie jedesmal gleich ab. Sie verstand einen alles, und alles Wahre, Gute und Schöne machte viel Eindruck auf sie."

Ein anderer Augenzeuge dieser Tage hat den Eindruck der Königin folgendermaßen geschildert: „Sie führte das eingezogenste Privatleben, Wohltuen und Menschenliebe füllten ihre Tage. Sie suchte, so viel sie es vermochte, so weit es die zarte Weiblichkeit erlaubte, das Elend zu lindern, das der Krieg in seinem Gefolge mit sich führte. Sie sorgte mit unablässigen Bemühungen, mit erquickenden Unterstützungen für die Verwundeten, spendete den Notleidenden. Sie besuchte kein Schauspiel, bei ihr wurden keine Konzerte und Bälle gegeben; aber jeder, dem das Glück ward, sich ihr zu nahen, muß es bekennen, daß sie oder noch nie ein Weib auf Erden dem hohen Ideale der schönsten Weiblichkeit nahe kam. Ans Herz dringend war die Ruhe, die Ergebung, mit der sie ihr Unglück trug. Groß ist die Macht des Unglücks, größer, wenn es einen der Herrschenden trifft, am größten, wenn dieser verdient, Herrscher zu sein, und wahrlich, das ist der Fall mit Luise. Auch in einer Hütte geboren, wäre sie Königin; auch ohne Königin zu sein, huldigte ihr jedes fühlende Herz." Daß sie selbst wieder Stimmung zum Genusse harmloser Freuden fand, zeigen ihre eigenen Zeilen an die Voß, die in Memel sorgend ihre Kinder hütete: „Wir haben zweimal den Thee in einem sehr

hübschen Garten getrunken und den Abend mit einer Wasserpartie geschlossen. Gestern waren die drei großen Persönlichkeiten von Rußland . . . mit uns, ebenso der süperbe Hardenberg, der Graf Dohna mit seiner Frau, und den Tag beschloß ein Abendessen in Eile arrangiert und in besagtem Garten eingenommen. Man war sehr lustig ‚und es war alles sehr anständig‘. Engländer waren auch da und noch viele Russen, alle sehr liebenswürdig. Heute fahren wir in englischen Böten mit der gestrigen Gesellschaft nach Holstein und trinken dort Thee. Friederike küßt Sie und ich meine lieben Kinder von ganzem Herzen."

* * *

In der Tat, die Königin hatte Ursache wieder aufzuatmen, denn die Ereignisse da draußen ließen sich seit Kydullen gut an. Der „süperbe Hardenberg" war seit Anfang April wieder mit der Leitung der Geschäfte betraut worden. Wenn sie Ende März der Voß ihr Bedauern ausgedrückt hatte, daß „der gute Hardenberg mit seiner Meinung nicht durchdringen könne und sein Rat nicht recht gehört werde", so hat sie wiederholt in Briefen jener Tage ihre große Freude über diese von ihr so heiß ersehnte Wendung der Dinge ausgesprochen. Ihm selbst schrieb sie: „Sie müssen überzeugt sein, mein lieber Baron, wie glücklich und ruhig ich bin, Sie an der Spitze der Geschäfte zu wissen. Der König hätte sicher niemals eine bessere Wahl treffen können und ich betrachte Ihre Rückkehr ins Ministerium wie eine neue Epoche für die Monarchie. Das Vertrauen, das wir bei den fremden Cabinetten verloren hatten, wird eine der glücklichen Folgen sein, die uns aus diesem glücklichen Wechsel erwächst, und ich segne Gott alle Tage, die Dinge dahin geführt zu haben, wo sie sind." Hardenberg knüpft daran die Bemerkung: „Die Königin hatte also, ohne mein Wissen, auf die Entschlüsse des Königs gewirkt."

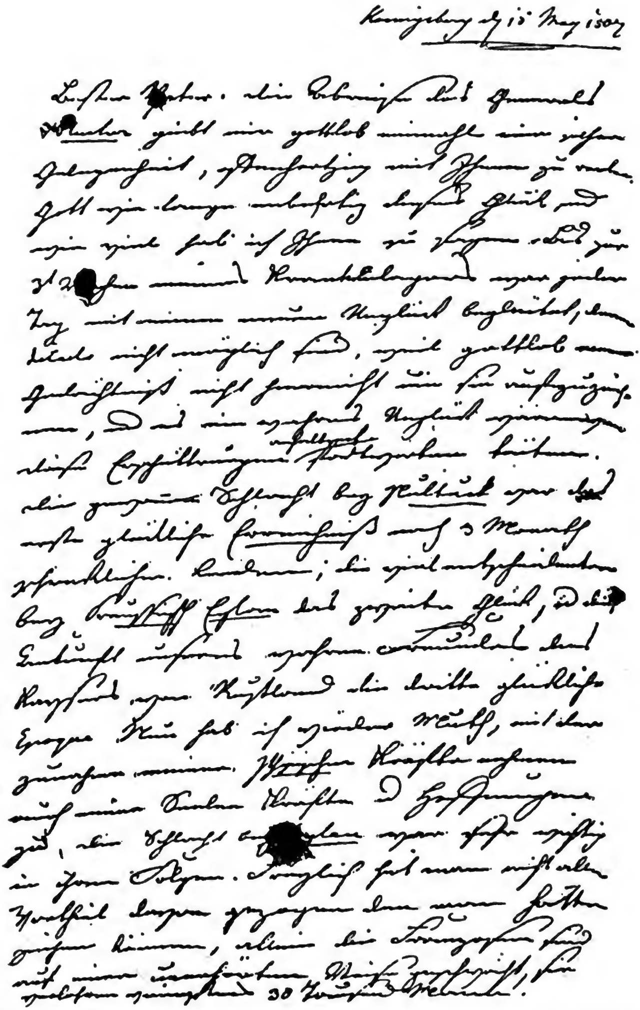
Und wie hat der treue Diener ihres Hauses dieses Zutrauen seiner Königin gerechtfertigt: Am 20. April schloß er zu Bartenstein mit Schweden ein Abkommen, wonach dieses sich zu energischem Vorgehen in Pommern, im Bunde mit Preußen entschloß; am 26. April entwarf er mit Alexander den Plan der Befreiung Europas vom Übergewicht der Franzosen; Preußen und Rußland versprachen einander aufs neue, daß keine der beiden Mächte ohne die andere die Waffen niederlegen werde. — Es ist nicht zu verkennen, ein großer Zug kam durch Hardenberg in die Politik hinein, — und die Königin durfte noch hoffen, wenn die Waffen ausführten, was die Feder entwarf.

Die Schweden hatten wirklich in Pommern Erfolge: „Die guten Nach-

richten der Schweden werden Ihnen wie uns allen große Freude gemacht haben. Zwei dieser Nation sind von ihrem Herrn zum König geschickt, die darauf brannten seine Befehle zu erwarten, wo sie ihn fänden. Man sagt, daß er einmal in seinem Leben verständig ist, und daß er, so viel er nur kann, helfen will. Wenig hilft wenig, aber es ist doch besser als der Schaden" — schrieb sie der Voß. Blücher, gegen General Victor ausgewechselt, wurde als Kommandant des preußischen Korps nach schwedisch Pommern gesandt und verließ Mitte Mai Königsberg; eine Gelegenheit, welche die Königin benutzte, um durch ihn — den treuen Genossen ihrer kleinen gesellschaftlichen Zirkel — einen Brief an ihren Vater zu senden. In diesem Schreiben wirft sie einen Rückblick auf die Ereignisse der letzten Wochen und faßt ihre Hoffnung in die Worte zusammen:

„Soviel ist sicher, daß die bataille von Eylau den Russen und Preußen 18 Tausend Tote und Blessierte gekostet hat und daß Königsberg fürchterlich ist, wegen der leidenden Menschen, die überall nicht gehen, sondern kriechen. Doch die gute Jahreszeit, der Patriotismus, der sich mit der erwachenden Natur in jedes Preußen Brust wieder einfindet, die activität, die man bei uns wahrnimmt, die Sendung des vortrefflichen Blüchers nach Pommern, alle die reservebataillons, die erst seit Monate organisiert sind, und jetzt, teils vorgehen teils schon gut gefochten haben, alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Mehr als alles dies, die herrliche, ja wirklich göttliche Freundschaft des Kaisers und Königs, der feste Gang in der Politique, die Wiedereinsetzung Hardenbergs wird uns Freunde, Vertrauen und hohe Achtung verschaffen.

Ja bester Vater, ich bin überzeugt, es wird noch alles gut gehen und wir werden uns noch einmal wieder glücklich sehen. Die Belagerung von Danzig gehet gut, die Einwohner benehmen sich unbegreiflich, die Soldaten haben unbegreifliche Lasten zu tragen, aber die Einwohner geben ihnen Wein und Fleisch, um sie zu stärken. Sie wollen von keiner Übergabe reden hören, lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an ihrem König handeln. Ebenso benimmt sich Graudenz und Collberg. Gottlob, daß man einmal wieder auf ehrliche, ihrer Pflicht getreue Menschen stößt. Gott! was haben wir für entsetzliche Erfahrungen gemacht, was für Menschen haben wir kennen lernen. So lange wir an den Folgen einer unglücklichen Schlacht litten, so war ich gefaßt, man hat schon mehr ähnliche Fälle gesehen, und mit der Zeit konnte man hoffen, es wieder gut zu machen; aber als die Infamie der Menschen mit ins Spiel kam, da war ich, ich gesteh es, trostlos. Denn von nun an hörte alle Berechnung auf. Die festen Plätze



Schreiben der Königin Luise an ihren Vater, den Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Originalgröße.

Nach Berner, Geschichte des preußischen Staates.

Zu Bonke, Luise S. 196.

und die Unbezwinglichkeit die [illegible] ich seit 3
Monathe, ist wohl der schönste Beweis, daß sie
so geschickt sind; daß sie nicht an meine Standhaftigkeit
denken können. [illegible] [illegible] die auch zu
unseren Angelegenheit genommen, sagten mir daß
die Bataille von Eylau ihnen 30 tausend Todte
und Blessirte gekostet hätten, und daß sie solche
dinge nicht zu loben hätten, und mit dem
zweiten [illegible] allen Tod zu [illegible]
So viel ist sicher daß sie den Russen und
Preussen 18 tausend Todte und Blessirte gekostet
hat, und daß Königsberg [illegible] ist, wegen
die [illegible] Menschen die überall [illegible]
[illegible] bringen. Auch die gute Gesinnung
Zeit, der [illegible] der [illegible] mit der ver-
[illegible] Natur in jedem Preussen [illegible]
wieder überwindet, der [illegible] die man [illegible] und
[illegible], die [illegible] des [illegible]
Bleibens nach Memel, aber die neuen
Battaillons die erst seit 3 Monathe organisirt
sind und jetzt [illegible] vorgegangen, [illegible] sich
gut geschlagen haben, allein dagegen bleibt
uns meine Hoffnungen. Was mich aber
[illegible], die herrliche ja wirklich göttliche
Freundschaft des Kaysers und Königs, der
[illegible] [illegible] in der [illegible] die [illegible]
[illegible] des guten [illegible]
[illegible] und Freundes [illegible] und [illegible]
[illegible] geschehen!

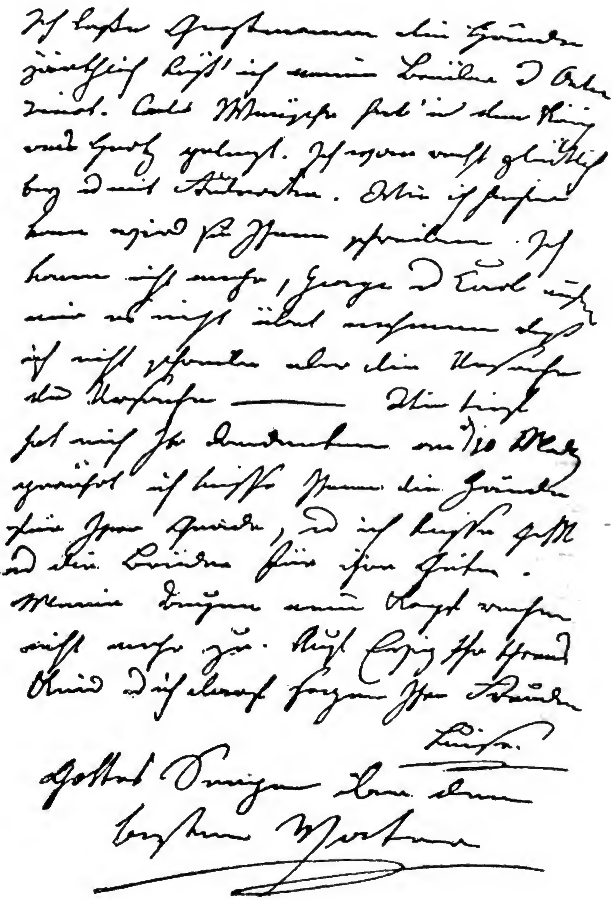
In bessern Zeiten ich bin überzeugt und
wird mich alles gut gehen, du wirst
und mich einmal wieder glücklich sehen.
Die Übergabe von Danzig geht hart zu, die
Einwohner benehmen sich unbegreiflich, die
Soldaten haben unbegreifliche Lust zu lange,
aber die Einwohner geben kein Brod
und Fleisch um sie zu stärken. Sie wollen
von keiner Übergabe reden hören, aber
unter Schutt begraben werden, als Verräther
an ihrem König handeln. Ebenso benimmt
sich Graudenz und Colberg. Gottlob daß es
einige wenige noch solche [illegible] Pflicht
getreue Menschen giebt. Gott! was haben
wir von entsetzlichen Erfahrungen gemacht
was die Menschen haben wir kennen
lernen. So lange wir an den Folgen einer
unglücklichen Schlacht litten, so war ich gefaßt,
und habe schon manche schlimme Fälle gesehen, und mit
der Zeit hoffte man schon alles wieder gut
zu machen, als aber die infamie der Ver-
räther mit ins Spiel kam, da war ich ich
gestehe es trostlos! [illegible] nun in
Preußen alle Hoffnung auf die festen
Plätze gegangen durch Feigheit und Schwach-
heit, die uns Schutz und den Vorzug gewähren
sollten, der Commandant hatte dem
König und dem Feind [illegible] als [illegible]

[illegible] und Valdau zu besprechen, und
80 Tagen darauf war sie durch Gewalt
[illegible] ---------------- in die Hände
des Feindes. — Doch genug von
dem Vergangenen gesprochen, wenden
wir unseren Blick zu Gott, zu ihm
der unseren Schutzvater [illegible], denn er
wird verlassen wenn wir ihn nicht verlassen.

N. 17

Ich wollte gern recht viel schreiben
bester Vater, allein es ist nicht
möglich. Ich bekam gestern den Be-
richt, daß Alexandrine die Masern
bekommen, heute schreibt mir [illegible]
daß die Masern [illegible]
gegangen sind, und daß das Gesicht
der Krankheit auf die Augen gefallen
ist. [illegible], [illegible]
[illegible], an anhaltenden heftigen
starken Husten, unsere [illegible]
sehr besorgt. Ich erhielt den Brief
in dem Augenblick als ich zum
Geburtstag des kleinen Alexanders von
[illegible], in meine Gesellschaft
von 50 [illegible] gehen
wollte [illegible]

die ich anwandte um Audienz
zu halten, den letzten konnte und
[illegible] meine Gesundheit haben
nicht so angegriffen dass ich nicht
mehr im Stande bin zu schreiben
G. Blücher gehet morgen früh mit
[illegible] [illegible] weg, und ich kann nicht
mehr heute. — Der König ist
mit dem Kronprinz bey der Armee
er gehet in ein paar Tage auf
einige Wochen (14 Tage) nach Memel,
dann zurück zur Armee
und bleibt bey der Armee so lange
als dieser bleibt
mit dem K. Alexander. Dieser Herrlich-
keit, durch unerschütterliche Standhaftig-
keit im Unglück gegründet, giebt
die schönste Hoffnung zur Ausdauer
nur durch Beharrlichkeit kann man
Siegen, dagegen ist nun alles über-
zeugt — Hardenberg à la tête des affaires
Zastrow, n'est plus des affaires parceque
sa vanité était blessé d'être le second
j'espère qu'on le chassera, car il y
a 10 raisons pour une pour le chasser.



gingen durch Feigheit und Verrat über, die uns Schutz und dem Unglück Grenzen setzen sollten. Der Kommandant hatte dem König in die Hand versprochen, Küstrin als ehrlicher Mann und Soldat zu deffendieren, und acht Tage darauf war sie durch Verrat dieses ...... in die Hände des Feindes.

Doch genug von den vergangenen Greulen wenden wir unsern Blick zu Gott, zu ihm, der unsre Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen."

Aber die Nachschrift dieses Briefes meldete schon den ersten Unglücksfall: Die Erkrankung der kleinen Alexandrine, worüber ihr Hufeland und die Voß sehr besorgt geschrieben hatten. Wie rührend spricht die Sorge um das geliebte Kind aus ihrem Antwortschreiben an die mütterliche Freundin (vom 19. Mai):

„Ich habe entsetzliche Stunden durchlebt, ich wollte abreisen, zu meinem Kinde fliegen, aber die guten Nachrichten vom 17. und der Wille des Königs hielten mich hier zurück. Denken Sie, liebe Gräfin, daß ich Ihren Brief und den von Hufeland mit den sehr schlechten Nachrichten in dem Augenblicke erhielt, wo ich zur Taufe des Kindes meiner Schwester in eine Gesellschaft von mindestens 50 Personen gehen sollte. Die Anstrengungen, die ich machte, um an mich zu halten und nicht zu weinen, der heilige Akt, die Übereinstimmung der Namen „Alexander", welchen dieses reizende Kind trägt, der Gedanke, daß sie nicht mehr lebend sein könnte, daß vielleicht in diesem Augenblick, wo ich dieses Kind so zu sagen in die Welt setze, ich mein geliebtes Kind verlieren könnte, alles dies nahm mich so mit, daß ich nachher ganz leidend war. Gott sei gedankt, daß Ihre treue Sorgfalt und die Hufelands des Guten, mir die Ruhe und Hoffnung zurückgegeben hat, ich segne Gott dafür."

* * *

Doch neue Sorgen beunruhigten bald aufs tiefste das Herz der königlichen Mutter; Danzig schien ihr ernstlich in Gefahr, und mahnend und flehend wandte sie sich an den russischen Kaiser: „Die ganze Eitelkeit Napoleons strebt jetzt nach Danzig. Lassen Sie diese Stadt nicht verloren gehn, ich glaube, daß eine Bewegung Ihrer großen Armee sehr viel Gutes täte, sie hat 30 Tausend Kämpfer in diesem Augenblick weniger gegen sich. Verzeihen Sie, aber Sie sind zu gerecht, um auf jemanden böse zu sein, der so eng mit all diesem verbunden ist." — Diese berechtigte Mahnung kam zu spät, — am 24. Mai mußte Danzig sich ergeben; rückhaltlos teilte sie dem Bruder ihren Schmerz, ihren Zorn, — ihren Kummer mit:

„Ich hoffe, alles endet glücklich; allein bester George, es gibt einzelne Momente, Ereignisse, Fälle, wo der Mut sinkt und Trauer die Seele bebemeistert, und so ist der jetzige. Danzig! Danzig! ist dahin, seit gestern in französischen Händen! in diesen verhaßten über alles gräßlichen Händen. Meine schöne Hoffnung vor vierzehn Tagen, dem besten Vater so fröhlich mitgeteilt, dahin, auf das schrecklichste dahin! Nein, es ist entsetzlich! Der Platz war zu retten, wenn Bennigsen eine kleine Diversion machte, um die Aufmerksamkeit der Belagerer zu teilen. Ein Sieg wäre ihm gewiß gewesen, da die Hauptarmee des Napoleon außerordentlich geschwächt war, und also der Feind leichter als je zu schlagen gewesen wäre. Bennigsen hatte 67 Tausend Mann wirklich zusammengezogen den 14. Mai, hat zwei Tage bivouakirt, Kaiser und König dabei, in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, wie sie nun glaubten, es ginge los, so wurde Marsch, zwar Marsch kommandiert, aber nicht zum attaquiren, sondern zum retiriren, das heißt von Heilsberg, wo diese Armee hingeeilt war, nach Bartenstein zurück, wo das russische Hauptquartier ist. Alle Menschen, wie Du denken kannst, waren über solche équipée außer sich, von den Gekrönten bis zum Fuhrknecht herab. Die Apathie, wie ich es noch nennen will, des Bennigsen läßt sich nicht beschreiben, und alle meine Hoffnungen auf ein recht glorreiches Ende müssen schwinden, wenn nicht hier große Veränderungen vorgenommen werden, oder wenn nicht das Glück unbegreifliche Dinge hervorbringt, Resultate herzaubert, welche stärker, mächtiger wirken, als die Dummen begreifen und vollbringen können. Bennigsen spricht wieder von einer entscheidenden Affäre, die er zwischen heute und übermorgen liefern will, ich glaube aber nicht mehr daran, glaube aber stark, daß übler Wille die Oberhand bei ihm hat. Er hat zwei Schlachten gewonnen, die bewirkten ihm alle Orden des russischen Reiches und außer seiner unerhörten Gouverneurpension noch eine neue von 12 Tausend Rubel. Das ist genug für den Menschen, der so heißt, weil er auf zwei Beinen geht, deshalb aber noch kein Mensch ist; denn derjenige, der nicht von dem großen Gedanken durchdrungen ist „Ich fürchte für die Menschheit überhaupt, für die Freiheit der Welt (wo Preußen nur ein Teil davon ist), für das Glück, die Unabhängigkeit der künftigen Generationen“, wer nicht von dieser Wahrheit zu dem edelsten enthusiasmus hingerissen wird, richtet nichts aus. — O, edler Enthusiasmus, wo bist du geblieben, wo sind die Feldherrn hin, die sich im siebenjährigen Kriege unsterblich machten? — Ich bin außer mir, ich gesteh' es, und vielleicht seh' ich zu schwarz.

Gott wolle es. Aber denke, fühle, begreife. Danzig hat entsetzlich

Menschen gekostet! Danzig's Bürger haben sich als brave Patrioten, alle als Menschen bewiesen, die Truppen Wunder von Tapferkeit und Ausdauer aller Art bewiesen. 51 Tage und Nächte unterm Gewehr, ehrenvolle Ausfälle außerdem getan, und alle diese Anstrengung um nichts, belohnt durch Kapitulation! Doch gerecht muß ich sein, auch mitten in meinem Schmerz, die Kapitulation ist die ehrenvollste, die man sich denken kann, mit Sing und Sang mit armes und bagages freier Abzug! Kalkreuth hat alle Ehre davon. Er hatte kein Pulver mehr, und da hört alles auf. Und nur so konnt' sich dies fürchterliche Trauerspiel enden ... Glaube deshalb nicht, daß mein Geist auf der Erde liegt, so gebeugt, daß ich den Kopf nicht mehr heben kann. Bewahre Gott, Mut, der Mut verläßt mich nicht. — Daß aber eine Seele, ein Gemüt, wie das meine, alles tief und lebhaft empfindet, ist natürlich, es ist keine nuance, die ich nicht zergliedert empfinde bis auf die letzte; aber wenn einmal alles durchgegangen, so finde ich mich auch wieder ... die Stelle in meinem Brief im März (vgl. S. 188), wo Du Dich so sehr darüber freust, daß trotz des Klimas es doch noch in meinem Herzen grünte, kann ich leider nicht erneuern. Im Gegenteil, all die herrlichen Aussichten, die wir hatten, und die kein Hirngespinst waren, sind sehr vermindert, wo nicht geschwunden. Der Grund, die Basis, worauf wir hofften, existiert freilich noch, und ist nicht gering; es ist nämlich die ganze vortreffliche Russische Armee die einzige ihrer Art, wo National-Geist verbunden mit einer Tapferkeit, die keiner andern eigen ist, alles vermag und gewiß alles ausrichten wird, was sie unternimmt. Aber geführt will sie sein, angeleitet und richtig gebraucht, wo dieser Führer aber zu finden ist, ist uns allen unbekannt. .... Was aus uns werden wird, weiß Gott. Doch gebe ich Dir die Überzeugung, daß gewiß nichts gegen die Ehre Preußens getan wird. Ein Separat-Frieden ist ein Ding, was wir gar nicht kennen. Mit dem Kaiser ist so einer intimirt, in den Cabinetten auch; wir haben uns so mit Leib und Seel' an den guten Engel verschrieben ..., daß nichts in der Welt geschehen kann, als mit ihm und durch ihn. Diese Beruhigung gibt mir dann Kraft, wenn alles in schweren Gewitterwolken neben mir und um mich ist, und der Gedanke, der Franz den ersten so stark belebte, als er auch im größten Unglück war „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht", soll mich stark machen bis in den Tod. Aber ich bin weit davon entfernt, der Ansicht des Herrn Panclos [in Voltaires Candide] zu sein, auch muß man sagen, daß, als der gute Philosoph seine Philosophie schrieb, der Teufel den Menschen noch nicht in Menschengestalt erschienen war. Dieses ändert viel und er würde nicht mehr sagen, daß die Welt die schönste aller Welten sei."

Und mit Bezug auf den (am 5. März erfolgten) Tod des ältesten Sohnes Ludwig Bonapartes, des Königs von Holland, schließt sie sarkastisch: „Wir sind alle recht betrübt über den Tod des Kronprinzen von Holland; ich will eine neue Farbe erfinden, um den holden Zweig der Hoffnung aller Käse zu betrauern. — Manchmal lach' ich noch, es wird mir aber hart eingesalzen.“ — —

Der Fall von Danzig veranlaßte die Königin, dem Zaren unumwunden ihre Meinung über seinen General Bennigsen zu schreiben; aber beim nochmaligen Lesen ihres Briefes war sie darüber erschrocken, daß ihr Eifer für die gute Sache und ihre Verstimmung gegen den Oberfeldherrn viel zu offen und stark ausgesprochen worden seien; sie sandte das Schreiben zur Einsicht an Hardenberg und wünschte seine Meinung über den Inhalt zu wissen. „Ich glaube wahrhaftig — fährt sie fort — daß es so nicht geht. Indessen, wenn Sie der Ansicht sind, daß es den Kaiser nicht verdrießen und nicht mehr schaden als nützen werde, da es etwas gerade herausgesagt ist, und daß es mir die Freundschaft des Kaisers nicht entzieht, auch wenn er findet, ich sollte mich lieber um meine eigenen Angelegenheiten kümmern, dann anbei meine Petschaft zum Versiegeln des Briefes; wo nicht, so verbrennen Sie ihn oder schicken Sie ihn mir zurück.“

Hardenberg — der König scheint nichts von der Sache erfahren zu haben — war im ganzen einverstanden, schlug aber statt des Satzes: „Warum stellen Sie sich nicht selbst an die Spitze einer mit Ruhm bedeckten Armee, welche gut geführt allüberall neue Lorbeeren pflücken würde?“ eine kürzere, mattere Fassung vor. Die Königin folgte seinem Rate, schrieb den Brief mit dieser Änderung noch einmal ab und sandte ihn am 2. Juni an ihren kaiserlichen Freund; das interessante Schriftstück lautet:

„Seit meinem letzten Briefe haben die Dinge ihr Aussehen verändert und der Verlust von Danzig hat jederman in sehr lebhaften Kummer gestürzt. Ich kann Ihnen nicht leugnen, mein lieber Vetter, daß es mein Herz zerreißt, den geringen Eifer zu sehen, den man anwendet, um Ihre wohltuenden Absichten auszuführen, und wie der General Bennigsen alles tut, um die ganze Welt glauben zu machen, daß wir wortbrüchig geworden sind und die Ursache seiner unbegreiflichen Untätigkeit. Verzeihen Sie, mein lieber Vetter, wenn ich Ihnen zu sagen wage, daß ich an seinen guten Absichten zu zweifeln anfange, denn alle acht Tage bringt er andere Gründe vor, um seine Untätigkeit zu entschuldigen. So lange, wie Sie im Hauptquartier gewesen sind, sagt er, daß Ihre Gegenwart seine Unternehmungen lähme. Jetzt, da Sie der guten Sache das Opfer, sich vom Heere zurückzuziehen, gebracht haben (ein Opfer, das niemand wie ich in seiner ganzen

Größe anerkennt), sind wir der Sündenbock für seine schlechte Laune. Ihre mit Ruhm bedeckte Armee würde allüberall neue Lorbeeren pflücken, wenn sie gut geführt wäre. Ich bin sehr kühn, so zu Ihnen zu reden, aber wenn man Sie kennt wie ich, wenn man Ihre erhabenen Absichten kennt und wenn man sieht, daß all dies durch die Schuld eines einzigen Menschen unausgeführt bleibt, dann widersteht man nicht dem Bedürfnis, Ihnen sein Herz auszuschütten. Ich nehme noch einmal all Ihre Nachsicht in Anspruch, in dieser Weise gesprochen zu haben, aber seien Sie ganz überzeugt, daß es viel weniger persönliche Anschauungen sind, die mich veranlassen, Ihnen frei zu sagen, was mich beunruhigt, als die Furcht, die gute Sache (die Sache der Menschheit, die Sie mit der, nur Ihnen eigenen Würde der Seele beschützen) in Händen zu sehen, die nicht von heiliger Begeisterung für die Sache selbst durchdrungen sind. Noch einmal, verzeihen Sie mir, mein lieber Vetter, aber Sie haben mir erlaubt, als Freundin zu Ihnen mit Vertrauen zu sprechen, Sie sehen, daß es ohne Grenzen ist. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und glauben Sie, daß ich immer sein werde von Herzen und Seele ganz Ihre — Luise."

Hardenberg überreichte das Schreiben am 4. Juni dem Zaren, der ihm erklärte, „wenn Bennigsen fortführe, in Untätigkeit zu bleiben oder ihm Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, so wollte er den General von Essen I. an seine Stelle setzen". An den beiden, auf diese Unterredung folgenden Tagen ging Bennigsen in der Tat im Ermeland zum Angriff über. „Bennigsen hat — schrieb die Königin (am 9. Juni) der Voß — zwei Erfolge nahe Guttstadt gehabt, den 6. hat er die Stadt Guttstadt eingenommen, vorgestern hat er zwei Meilen von dieser Stadt zum zweitenmal den Marschall Ney geschlagen, 2000 Gefangene gemacht, einen General, fünf Stabsoffiziere und dreißig Subalterne. Der Verlust ist nicht groß gewesen, jedoch hat man neue Hospitäler für die Russen eingerichtet, in denen schon 2000 Verwundete unterkommen können."

Aber sie ist weit entfernt, die Folgen dieses Sieges zu überschätzen: „L'Estocq hat ein zweimal so starkes Heer wie das seinige gegen sich, man ist um ihn und um Königsberg in lebhafter Unruhe. . . . Unser Schicksal muß sich in diesen Tagen entscheiden, ich bin sehr unruhig und hoffe keine große Sache." Man hielt Königsberg denn auch für so ernstlich bedroht, daß die Königin es verlassen mußte und nach Memel fahren; der Abschied von Schwester Friederike brachte ihr ein „Herzweh, das zu schwer ist, um es zu schildern. Darunter hat meine Gesundheit etwas gelitten. Wolle Gott, daß es nur ein bischen Schwäche noch von der Krankheit her ist."

* * *

Am Abend des 10. Juni traf sie wieder in Memel bei den Kindern ein; die Gräfin Voß schreibt von ihr: „Ich fand sie ein bißchen magerer geworden, aber übrigens leidlich wohl. . . . Sie ist voller Sorgen. . . . Ach, sie ist immer dieselbe Unvergleichliche, sie ist einzig gut und vortrefflich.“ Ihre Tochter Alexandrine fand sie auf der Besserung, vor wenigen Tagen war sie zum ersten Male wieder aufgestanden.

Da traf eine weitere Siegesnachricht ein! Bennigsen, der zwar nach den Erfolgen von Guttstadt auf Heilsberg zurückgegangen war, hatte bei diesem Orte am 10. die Franzosen unter persönlicher Führung Napoleons zurückgeschlagen; die preußische Reiterei hatte besonders ehrenvoll am Kampfe teil genommen. — „Die Königin war ganz außer sich vor Freude; der König schreibt sehr glücklich über diesen Sieg; meine teure Königin ist so glücklich.“

Aber auf diese, alle Hoffnungen belebenden Nachrichten folgte 24 Stunden später die Meldung vom Rückzuge Bennigsens auf Bartenstein; man begann im preußischen Hauptquartier offen den russischen Feldherrn des Verrates zu bezichtigen: „Alle Anzeigen und Nachrichten bestätigten es, daß es Plan sei, die Armee hinter den Memelstrom zurückzuziehen und dadurch den Zaren dahin zu bringen, den Frieden zu schließen.“ Die Königin war in großer Unruhe und Besorgnis, zumal sie am 15. erfuhr, daß Bennigsen sich über Friedland auf Wehlau zurückziehe und L'Estocq auf Königsberg.

Am Nachmittage sah sie nach zweimonatlicher Trennung den König wieder; er hatte in Tilsit den Zaren verlassen, der ihm und Hardenberg aufs neue die Versicherung gegeben hatte, er werde fest „bei seinen Gesinnungen“ bleiben. Aber Alexander I. hatte sein Heer nicht mehr unbedingt in seiner Hand: Seine Generale — Bennigsen an der Spitze — wollten nicht ferner noch Rußlands Geschick an die verlorene Sache Preußens geknüpft sehen. So konnte der Gemahl der Königin wenig Tröstendes bringen, und das so lang entbehrte Mittagsmahl im trauten Familienkreise mag ernst und einsilbig genug gewesen sein. — Nach Tisch kam ein Bote aus Königsberg „und sagte, daß es schlecht stehe. Der König war . . . niedergeschlagen und traurig und glaubt jetzt Alles verloren.“

Und er hatte recht, — — es war alles verloren: Schon am 14. hatte Napoleon bei Friedland die Russen entscheidend geschlagen, — — es war alles vorbei. —

In Memel erhielt der König ein Schreiben des Zaren aus Olitta mit der Nachricht der Niederlage. „Heute — schrieb die Voß am 16. Juni in ihr Tagebuch — war ein schrecklicher Tag. Wir erfuhren, daß die Franzosen

auf Königsberg marschieren, und daß Lestocq gezwungen worden ist, zurück zu weichen, und nach Tische traf der Major von Rauch ein und brachte die furchtbare Nachricht, daß die Feinde bereits in Königsberg eingerückt seien. . . . Die Königin war in Verzweiflung, der König ganz gebrochen, Hardenberg allein ruhig, aber auch sehr gebeugt.“ Alles dachte an Flucht und Abreise; man traf Anstalten, „die Königlichen Kassen und Effekten, teils zu Schiffe, teils nach Riga zu Lande in Sicherheit zu bringen, wie auch auf den Notfall die Reise der Königlichen Familie vorzubereiten.“ Mit aller Kraft kämpfte die Königin gegen Kleinmut und Verzagtheit: „Glaube an uns, denn wir glauben an Gott und die Tugend. In ihr lebt und fühlt der edle Mensch und so erhält er sich Friede in seiner Brust, wenn des Schicksals Stürme über ihm krachen, wenn Königreiche untergehen, wenn das Laster siegt. Ich gedenke aller derer, die mich lieben, die um mich weinen. Georg, wie ruhig ist es in mir! Der König tut seine Pflicht. Er erhält die Ehre der Nation — die Nation ehrt ihn. Giebt es etwas größeres im Unglück? Adieu! Ich küsse der guten Großmama die Hände, die mich segnen, die mich die Tugend lieben lehrte. Gott segne sie dafür! Es ist kein leeres Wort. Ich könnte es allen Irrenden in die Seele rufen und sie retten.“ — So schrieb sie dem geliebten Bruder am 17. Juni und am selben Tage hat sie dem Vater ihr übervolles Herz ausgeschüttet; was sie fühlte und litt, was sie stärkte und hielt in diesen Stunden, wo auch die letzte Hoffnung auf Sieg geschwunden war, das kündigen vor allem diese Zeilen:

„Mit der innigsten Rührung und unter tausend Tränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld und unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nie ganz unglücklich sein. . . . Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Unglück und Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen, — vielleicht auf immer —; bedenken Sie wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Trostgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des Schicksals, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns; der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen.

Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. . . . Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den trüben Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze meines Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich hefte meinen Blick gen Himmel, von da alles Gute und Böse kömmt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet und geschätzt von Nationen, und werden ewig und immer Freunde haben, weil wir es verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deshalb seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie, nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher mit Kronen und vom Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. — — — —"

Täglich kamen lange Züge von verwundeten Russen durch Memel, die aus Königsberg nach der Heimat geschafft werden sollten; — ihr Anblick war herzzerreißend. — Die Franzosen rückten nicht über den Riemen weiter nordwärts vor, so daß man doch in Memel „bis zum letzten Moment der Möglichkeit" zu bleiben beschloß; nur der König verließ am Abend des 19. Juni die Stadt, um mit dem Zaren zusammenzutreffen, wozu dieser ihn tags zuvor durch den Grafen Nesselrode hatte auffordern lassen. An dem Ergebnis dieser mündlichen Aussprache zwischen den Freunden und Waffengefährten hing das Schicksal des Friedens und der Zukunft des Staates, — — oder aber war alles schon unabänderlich und unerbittlich von Napoleon beschlossen und entschieden? —

Der Waffenstillstand.

In qualvoller Erwartung des Kommenden blieb die Königin in Memel zurück, wo man die Tage „mit gepreßtem Herzen" hinlebte. Gleich nach der Abreise des Königs verbreitete sich das Gerücht von einem Waffenstillstand auf zehn Tage; man sah unaufhörlich die russischen Truppen ostwärts ziehen; auf der Nehrung wurden Schanzen aufgeworfen; die kleine Stadt wimmelte von Flüchtlingen, besonders aus Königsberg; der Hafen war voll von Schiffen, namentlich von englischen: — überall kriegerischer Lärm und unruhiges Hasten.

Am dritten Tage nach der Abreise des Gemahls erhielt die Königin aus Szawl von ihm die ersten Nachrichten. „Dein Brief — antwortete sie ihm — ist mir vor Schreck aus der Hand gefallen, er enthält Dinge von der Art, die stärkste und bestgebaute Seele zur Verzweiflung zu bringen, vor allem, wenn man Dich von Grund aus kennt.“ Und was enthielt nun dieses Schreiben des Königs vom 21. Juni so Erschreckendes?

Einmal die Gewißheit, daß man in der Tat schon über einen Waffenstillstand verhandele — Napoleon forderte die Memel als Grenze und Pillau, Graudenz, Königsberg zur Sicherheit — und dann die Möglichkeit einer persönlichen Zusammenkunft ihres Gatten mit dem französischen Kaiser. Beides empörte die Königin: „Wohin sind wir gekommen nach den ungeheuren Verlusten der Tapferen, die umgekommen sind für — nichts, und durch den Fehler der Dummheit, der Unfähigkeit und des schlechten Willens. Welche Bedingung für die Grundlage eines Waffenstillstandes; worauf muß man für den Frieden gefaßt sein, wenn sie schon für einen Waffenstillstand so unersättlich sind? Und dann die Wahrscheinlichkeit, das Ungeheuer zu sehen, nein, das ist zu viel. Sehen den Ursprung des Bösen! die Geißel der Erde! alles was es gibt an Unverschämtheit und Bösem, in einer Person vereinigt, der man noch heucheln muß und heiter und liebenswürdig erscheinen!!! Wird der Himmel denn niemals aufhören uns zu strafen. In diesem Augenblick weiß ich dem armen Kaiser sehr Dank, mich aus Zartgefühl von ihm und von Dir entfernt zu haben, weil ich wenigstens nicht in die Lage kommen werde, das Ungeheuer zu sehen; denn seine Liebe für mich, glaube ich, wird ihn nicht dazu bringen, den Sand der Nehrung zu durchfahren, um mich zu besuchen.“

Die Königin machte für den Gang der Ereignisse jetzt — und in der Folge — nicht etwa den Zaren, sondern nur seinen Bruder Konstantin und vor allem Bennigsen verantwortlich: „Der Kaiser bereitet mir einen Schmerz, den ich nicht beschreiben kann; alle seine schönen und guten Absichten getäuscht, umgestürzt durch diesen schrecklichen Bennigsen! Wird er ihn denn nicht erschießen lassen oder ihm wenigstens das Kommando nehmen?“ Und in einem späteren Briefe lesen wir: „Ich beklage ihn [den Zaren] sehr; sein guter Wille, seine ausgezeichneten Absichten werden so schlecht unterstützt, und er kann nichts gegen die Menge der Übelwollenden, an deren Spitze sich der Großfürst [Konstantin] befindet.“

Zwei Tage darauf (am 24.) empfing die Königin ein zweites Schreiben ihres Gatten: Rußland und Frankreich nähern sich „unaufhörlich“ einander, doch man hoffe durch „gigantische Pläne“ betreffs Teilung der Türkei die

gemeinsamen Interessen noch zu retten; König und Zar werden nach Tauroggen gehen, um dem Sitze der Verhandlungen und „der Zusammenkunft, wenn Napoleon sie wünscht," näher zu sein.

Die Mahnung des Königs „inbezug auf die hierin enthaltenen politischen Neuigkeiten tacet, ich bitte dich" beantwortete sie: „Du sollst meiner Verschwiegenheit sicher sein, sie ist Dir während dreizehn aufeinanderfolgender Jahre bekannt", und über Napoleon, „den Heinrich IV. unserer Tage," äußerte sie: „Dieser Mensch kennt keine Gerechtigkeit sondern aus Phantasie und Laune wird er vielleicht Dinge tun, auf die man nicht gefaßt ist." Im ganzen schrieb sie aber ruhiger und erzählte von ihrem Tagewerk; am Schlusse versuchte sie sogar zu scherzen: „Die Voß beschwört mich, Dir zu sagen, daß sie Dich anbetet; das ist nicht so gefährlich ‚als es lautet'. Wenn dieser Auftrag Dir von der Kurländerin käme, ach Sire, das wäre etwas anderes, laßt uns lieben, singen, lachen, trinken, kurz, Du weißt, daß Du unbeschränkte Vollmacht hast; ich bin überzeugt, Du bist, wie vom Dasein Gottes, davon durchdrungen, daß niemand Deine Freundin ist wie ich, daß niemand so aufrichtigen und wahren Anteil nimmt an allem, was Dich betrifft, wie diejenige, die immer sein wird Deine treue Luise." Am selben Tage hat sie auch dem Vater geschrieben: aus dem größeren Ernste, ja der Hoffnungslosigkeit dieser Zeilen dürfen wir wohl schließen, daß sie ihre wahre Stimmung wiedergeben, die sie dem leicht verzagenden Gemahl absichtlich zu verbergen strebte, damit er den Kopf oben behalte:

„Es ist alles von der grünen [russischen] Seite so abgespannt, daß sie alle nach dem Ölzweig ächzen und er wird vermutlich ihnen und uns werden, nur erlaube man mir zu zweifeln, daß er jemals grüne und blühe. — Oftmals klärt sich der Himmel auf und die Sonne scheint, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier sein; niemand wünschte so wie ich, doch Wünsche sind noch keine festen Basen und noch weniger Realität. Also alles von Dir dort oben du Vater der Güte! — Mein Zutrauen soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. . . . Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, ja wenn es sein muß, Brod und Salz essen, nie, werde ich unglücklich sein. Nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so wie ich von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, o! kein Mensch ergreift, genießt, empfindet es dankbar, so wie ich, aber hoffen kann ich nicht mehr. Kommt Unglück, so setzt es mich auf Augenblicke in Verwunderung, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht, nur Unzuverlässigkeit des Guten unsererseits bringt mich zu Grabe, da komme ich nicht hin, denn wir stehen

hoch. Sehn Sie, bester Vater, so kann der Feind des Menschen nichts über mich."

Während des folgenden Tages blieb die Königin ohne Nachricht von ihrem Gemahl: „. . . . . ich kann mich nicht von dem Gedanken losmachen, daß wir am Vorabend großer Ereignisse stehen. Ich bin in Verzweiflung in Deiner Seele, und im Augenblick habe ich alle Hoffnung verloren." Aus dieser Unruhe heraus schrieb sie dem Zaren die folgenden ergreifenden Zeilen:

„Meine Seele ist ganz niedergeschlagen, mein lieber Vetter, und ich wäre ohne Hoffnung, wenn Sie nicht der Herr unseres Schicksals wären. Sie werden nicht in diesem grausamen Augenblicke Ihren Freund und eine Sache verlassen, die Ihrem Herzen immer teuer gewesen ist; auf dieses Herz, das alle Tugenden besitzt, gründet sich meine ganze Hoffnung für die Zukunft. Gott, was wäre sie ohne Sie, was sollte aus dem Könige werden, und aus meinen Kindern! Ich wäre die unglücklichste Gattin, die unglücklichste Mutter, ich hätte diesen armen Geschöpfen das Leben gegeben, damit sie nur das Unglück erführen. Ach mein lieber Vetter, verlassen Sie uns nicht. Wenn Sie mein Herz sehen könnten, dort die ganze Dankbarkeit für so viel schon gewährte Wohltaten lesen, würden Sie gewiß von der ganzen Größe der Ergebenheit und des Vertrauens gerührt sein, die Sie dort für Sie finden würden! Meine Gesundheit ist ein wenig herunter von der ganzen Unruhe, das ist gleichgültig, vorausgesetzt, daß Sie und der König allem widerstehen; ich bin ein so wenig wichtiges Wesen, daß, wenn ich unterliege — vorausgesetzt, daß der König gerettet ist, daß meine Kinder ein Schicksal, eine Zukunft haben, daß der König unabhängig, glücklich lebt — ich glücklich wäre, das Opfer für all dieses zu sein." —

Erst der 26. Juni brachte der Königin die erschütternde Gewißheit: Der König hatte Szawl verlassen und in Tauroggen von Alexander erfahren, daß der Waffenstillstand zwischen Rußland und Frankreich soeben unterzeichnet sei; am folgenden Tage waren die Monarchen nach dem Dorfe Picktupöhnen bei Tilsit gefahren, und am 25. hatten die beiden Kaiser allein auf einem Flosse der Memel eine Zusammenkunft gehabt. Friedrich Wilhelm hatte unter den russischen Generälen zwei Stunden lang am Ufer gestanden: „Ich habe also — schreibt er — von Weitem (wollte der Himmel, daß es niemals näher wäre) dieses Wesen gesehen, welches nur zu leben scheint, um überallhin die Verzweiflung und den Tod zu tragen. Ich kann Dir den Eindruck nicht beschreiben, den dieser Anblick mir verursacht hat." Napoleon wolle mit Preußen nur Waffenstillstand schließen, wenn jene (vgl. S. 205) drei Festungen ausgeliefert und wenn Rüchel und Hardenberg entlassen würden; der Zar

hoffe zwar, den Kaiser wenigstens zum Verzicht auf die drei Plätze bestimmen zu können: in Tilsit — das als neutral betrachtet werden solle — würde über den Frieden verhandelt werden, und für den kommenden Tag sei er im Auftrage Napoleons durch den Zaren zu einer gleichen Zusammenkunft auf dem Flusse eingeladen worden. — —

Das Befürchtete und doch nie recht für möglich gehaltene war also geschehen. Alexander hatte allein mit Napoleon Waffenstillstand geschlossen und ihr Gemahl hatte „das Ungeheuer“ gesehen. Den Eindruck dieser Nachrichten faßte sie in Eile kurz in die Worte zusammen: „Eine Deiner grausamsten Stunden hat also geschlagen. Meine Tränen ersticken mich, ich kann nicht mehr. Indessen ich habe einen Trost, nämlich, daß Du mit dem Kaiser von Rußland zusammen bist; die Sache war weniger unangenehm, als wenn Du allein gewesen wärst, und im ganzen, die Schmach wird wenigstens geteilt durch eine Person von Gewicht und anerkannter Ehrenhaftigkeit.“

* * *

Am folgenden Tage — den 27. Juni — hat sie dann ihrem Gatten einen ausführlichen Brief geschrieben, den längsten während dieser bangen, inhaltsschweren Wochen und — fügen wir hinzu — einen der charakteristischesten, die je ihrer Feder entflossen sind. Sie hat sich gefaßt, sie klagt nicht, sie bittet nicht, — sie rät, sie mahnt, sie fordert:

„Ich erkenne gewiß die ganze Größe Deiner Freundschaft, mir einen so eingehenden Brief in einem Augenblick zu schreiben, wo der Kopf mit Gewalt Dir betäubt sein muß. Ich bin in einem Zustand, der sich nicht beschreiben läßt, sowohl über Dich wie die gute Sache und für die Folge des Augenblicks. Es ist etwas in Deinem Briefe, worüber man verrückt werden kann; denn die unbegreifliche Eile, sich endlich zu sehen, laß ich hingehen, aber was ich nicht begreife und was ich nie begreifen werde, das ist der Aufenthalt von drei gekrönten Häuptern in Tilsit, und ich glaube noch, daß Du mir das schreibst, um Dich über mich lustig zu machen. Das ist ganz unmöglich. —

Aber eine Sache, die ich Dich sehr beschwöre, zu beherzigen, ist, alle Energie anzuwenden, der Du fähig bist in dieser Sache, und in nichts nachzugeben über irgend einen Punkt, der Deine Unabhängigkeit zerstören würde. Das Unglück soll uns wenigstens die große Lehre gegeben haben, ‚daß wir so haben entbehren lernen, daß uns solche Art von Aufopferung‘, das Opfer an Land uns nicht vergleichbar sein soll mit dem Opfer unserer Freiheit.

Möge Napoleon Dir die Hälfte dessen, was Du besessen hast, nehmen, wenn Du nur, was Dir zum vollen Besitz bewilligt werden wird, mit der Macht behauptest, das Gute zu tun, die Untertanen, die Gott Dir lassen wird, glücklich zu machen und Dich in der Politik zu verbinden, wohin die Ehre Dich ruft und Deine Neigung Dich trägt. Hardenberg soll nicht geopfert werden, durchaus nicht, wenn Du nicht den ersten Schritt zur Sklaverei tun willst und Dir den Tadel der ganzen Welt zuziehen. Du hast zwei Mittel,



Wohnung Friedrich Wilhelms III. in Tilsit.
Nach einem Aquarell von Gustav Richter im Hohenzollernmuseum.
(Nach dem Hohenzollernjahrbuch, 3. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

um ihn zu bewahren, die man nicht vernachlässigen muß: das erste ist der Kaiser Alexander, der aus Überzeugung, aus Freundschaft für Dich die ganze notwendige Beredsamkeit haben wird, um den Feind vom Guten zu überzeugen; dann Du selbst, mein lieber Freund, Du sprichst sehr gut, wenn Du Dich einmal vorbereitet hast. An Deiner Stelle sagte ich ihm, daß er einsehen müßte, wie wenig Du auf seine Bitte eingehen könntest, da es hieße, Dich Deines besten Dieners berauben; daß es so wäre, als ob Du die Entfernung Talleyrands erbätest, der ihn gut bediente, aber über den

auch Du Dich zu beklagen hättest und dem Du mißtrautest; so wird er sehen, daß Ihr durchaus zu zweien beim Spiele seid. Ich wage Dich zum zweiten Male zu bitten, die ganze Energie, deren Du fähig bist, in dieser Sache anzuwenden. Ich wiederhole es: Was ist das Opfer an Land im Vergleich mit dem Opfer der Freiheit des Geistes, der ehrenhaften Handlungsweise, kurz des unumschränkten Könnens? Du würdest erbärmlich und schlecht mit Napoleon, der Spott der Welt. . . . Denkt man denn nicht an einen allgemeinen Frieden? Denkt man nicht, daß er es allein ist, der uns retten kann, so wie wir sind? Man kann nur in der vollkommenen Vereinigung von Nordeuropa noch zu entfliehen hoffen, erstens der Sklaverei, zweitens von der Hydra einer nach dem andern verschlungen und angefallen zu werden. Der Gedanke, den Du so oft für Norddeutschland ausgesprochen hast, muß jetzt für Nordeuropa verfolgt werden. **Tous pour un, un pour tous**; ‚alle für einen, einer für alle'. Ich mißtraue sehr diesem Aufenthalt in Tilsit; Du und der Kaiser, die die Rechtschaffenheit selbst sind, mit der Schlauheit, dem Teufel, ‚Doktor Faust und sein Famulus' [= Talleyrand], das wird nie gehen, ‚und Keiner ist dieser Gewandheit gewachsen.' Um so schlimmer ‚und Gottlob'!"

Dann folgen Nachrichten über ihr Befinden und ihren Zeitvertreib und wieder die Mahnung: „Ich beschwöre Dich noch einmal, opfere weder Hardenberg noch Rüchel, das ist der erste Schritt zur Sklaverei. Der Kaiser wird Dir sicher helfen, ich glaube an sein Herz wie an das Deinige, zu allem fähig, um seinen Freund zu retten." Daran schließen sich beißende Bemerkungen über Zastrow, den von ihr gehaßten Vorgänger Hardenbergs: „Zastrow ist immer auf der Reede; am Tage des Orkanes hat meine liebe [englische] Fregatte Adrastea die Güte gehabt, ihn zu retten, denn er war nahe daran, Schiffbruch zu erleiden; meinerseits hätte ich ihn gern den Fischen ‚gegönnt'." Und abermals fährt sie fort: „In Wahrheit, mein lieber Freund, je mehr ich Deinen Brief lese und wiederlese, desto mehr nähere ich mich dem Wahnsinn, ich verliere mich ganz darin. Nur Festigkeit, gieb Hardenberg nicht auf, denn wenn Haugwitz oder Zastrow wiederkämen, bist Du ein verlorenes Wesen und ein Sklave Frankreichs und entehrt." Dann schiebt sie die — im Hinblick auf das Kommende — eigenartig berührende Bemerkung ein: „Würde S. M. Napoleon, um das Fest in Tilsit vollständig zu machen, nicht die Aufmerksamkeit haben, mich auch einladen zu lassen, um von der intimen Vereinigung zu sein? Da ich ihn so sehr liebe, wäre es mir sehr angenehm."

Und noch einmal gießt sie die Schale ihres Zornes, ihres Hasses und

ihrer Verachtung über den Großfürsten Konstantin und den General Bennigsen aus: „Der Waffenstillstand Bennigsens für die Russen mit Ausschluß für uns ist eine wunderbare Sache, aber sie gehört zu seinem System wie die Plünderung der Länder, die er billigt, auch systematisch ist. Er haßt Preußen und will es zerstören, so viel in seiner Macht liegt. Wird er denn bei dem Heere bleiben? Wird der Kaiser ihn denn nicht erschießen lassen oder wird er ihm nicht wenigstens die Knute verabreichen lassen für die Dinge, die er zu sagen wagt? Er und vom Kriege sprechen, vom fürchterlichen Widerstande, während das Heer beim Teufel ist durch seinen Willen, Dummheit, Unachtsamkeit und schlechte Gesinnung für uns! Ich könnte ihn schlagen und seinem Freunde und Verteidiger, der in all diesem eine unbegreifliche Rolle spielt, ins Gesicht spucken! Ich wette mit Dir, daß dieser Verteidiger Bennigsens in sechs Monaten in Paris ist, durch Freundschaft mit dem Feinde des Guten verbunden, denn sie gleichen sich an Charakter. Die Grausamkeit ist seine Grundlage, die Heftigkeit, die Ungeduld, die Furcht, ‚Feigheit', die Folge." — Aber an dem Zaren zweifelt sie nicht: „Bringe dem Kaiser meine zärtlichen Huldigungen, sage ihm, wie sehr ich auf ihn zähle, auf seine guten Absichten, auf die Stärke seines Willens."

Am Schluß des Briefes wiederholt sie endlich zum vierten Male ihre Mahnung: „Adieu, der Gott der Barmherzigkeit segne Dich, er erweise Dir die Wohltaten, die ich Dir wünsche. ‚Das Gebet stärke Dich, er verläßt die nicht, die ihn nicht verlassen. Nur Standhaftigkeit, keine Nachgiebigkeit, die Deiner Unabhängigkeit Nachteil bringen könnte. Der Kaiser muß und wird Hardenberg unterstützen, so wie Du auch. Adieu, tausendmal adieu, Gott sei mit Dir, wie die Wünsche Deiner Freundin, die Dir gewiß sind! Luise'."

* * *

Am folgenden Tage ist sie leidend; sie hat Kopfweh und sieht „alles doppelt"; sie geht am Hafen spazieren, der ihr nie so schön erschienen ist; er ist voll von Schiffen, englische Kriegsschiffe bringen Schießbedarf herbei, „selbst, sagt man, Flinten". Aber ihre Gedanken lassen sie keinen Augenblick frei: „Wenn ich an Dich denke, was sich mir oft ereignet, wie Du denkst, an den Zustand Deiner Seele, an die Erregung Deines ganzen Wesens, kann ich mich nicht trösten, und jetzt in Tilsit?!!! Nein, das ist eine Sache, die mir nicht ein will. Wenn diese Eile unsererseits den Franzosen gegenüber stattgefunden hätte (die Russen sehr in Stimmung Krieg zu führen),

wollte ich den Lärm sehen, den man machen würde. Kurz das Unglück läßt uns sehr viele große Erfahrungen machen, ‚und unsere Menschenkenntnis nimmt zu‘. Wenigstens bin ich sehr aufgeklärt hinsichtlich des Großfürsten. Ich bin sehr neugierig auf Deine Briefe nach der Zusammenkunft. ‚Gott im Himmel!‘ Adieu, sei sehr fest, gib Hardenberg nicht auf, im Namen Gottes und Deiner Freiheit.“ —

Wenige Stunden nach Niederschrift dieser Zeilen empfing die Königin die ungeduldig erwartete Nachricht über die am 26. stattgehabte Begegnung Ihres Gatten mit Napoleon. Da sie, bis sie den französischen Kaiser persönlich kennen lernte, sich vor allem nach dieser brieflichen Schilderung ihres Gatten ein näheres Bild von Napoleon entworfen und ihre bisherigen allgemeinen Vorstellungen über ihn danach ergänzt haben wird, so mögen hier die wesentlichen Stellen dieses Schreibens folgen:

„Ich habe ihn gesehen, ich habe mit diesem von der Hölle ausgespieenen Ungeheuer gesprochen, das Belzebuth geschaffen hat, um die Geißel der Erde zu sein; ich kann Dir unmöglich die Empfindung wiedergeben, die sein erster Anblick mir verursacht hat, nein, niemals habe ich eine so harte Prüfung bestanden, mein ganzes Innere hat sich während dieser schrecklichen Zusammenkunft empört. Er war jedoch von kalter Höflichkeit, aber keineswegs zuvorkommend und ohne die mindeste besondere Aufmerksamkeit zu zeigen. Im allgemeinen scheint er mir keineswegs für uns andere günstig gestimmt, indeß ist er auf das künftige Los, das er uns bestimmt, gar nicht eingegangen und er hat es vermieden, diese Seite zu berühren.... Alles was heute mit mir geschehen ist, erscheint mir wie ein Traum. Es ist ein Glück, daß der Kaiser mich bei dieser Zusammenkunft begleitete und hauptsächlich die Kosten der Unterhaltung trug. Wir fuhren zusammen in einer Kalesche bis an das Ufer des Flusses, geleitet von einer Abteilung Husaren der Garde-Kavallerie der Garde du Corps und der Husaren von Olwiopol. Diese Reiterei stellte sich am Ufer des Flusses auf und ich sah zum erstenmal die Garde-Kavallerie und die Garde du Corps zusammen Seite an Seite. Dieser Anblick hätte mich bei jeder anderen Gelegenheit entzückt, aber bei dieser!!! ach! Gegenüber stand eine Schwadron der Garde des Teufels in Parade formiert. Die Trompeten bliesen gegenseitig die Honneurs, die beiden schwimmenden Pavillons waren heute wirklich recht hübsch eingerichtet und mit Guirlanden geschmückt, über den Türen die Buchstaben A. und N. und von Guirlanden umgeben, wie auch die Flöße mit Bäumen eingefaßt waren. Nach der Zusammenkunft die ungefähr ebenso lange dauerte wie die gestrige, fragte er mich, wer meine Begleiter seien. Darauf stellte ich ihm den General

l'Estocq, Kleist und Jagow vor. Denke Dir, daß dieser Tölpel so unhöflich war, mir sein höllisches Gefolge nicht vorzustellen noch vorstellen zu lassen. Ich habe deswegen auch kein Wort an sie gerichtet. Düroc, Bertrand, der



Zusammenkunft der drei Monarchen auf dem Floße der Memel am 26. Juni.
Photographie im Hohenzollernmuseum nach der Zeichnung eines Augenzeugen.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 3. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

abscheuliche Mürat, Berthier und der Marschall Bessières bildeten es. Ich wollte während der Unterhaltung ein Wort zu Gunsten Hardenbergs sagen; denke Dir, er ist in solchem Zorn gegen ihn, hauptsächlich wie er sagt, weil Hardenberg Laforests Besuch nicht angenommen habe [vgl. S. 135], daß er ... gesagt hat, er betrachte H. wie einen Mann, von dem er eine Ohrfeige bekommen hätte

wegen des ihm in der Person seines Dieners angetanen Schimpfes; schließlich ging er so weit, sich selbst rachsüchtig zu nennen (wie kann man so etwas von sich selbst sagen) u. s. w. u. s. w. Er sprach auch viel von dem Unrecht Preußens gegenüber Frankreich; er habe nie im mindesten daran gedacht, es zu bekriegen; im Gegenteil sagte er in Gegenwart des Kaisers, er habe es sich vorbehalten, um mit ihm zusammen Krieg gegen Rußland zu führen!!! Nun! Was sagst Du von einem solchen Wesen? Sollte man nicht auf den Rücken fallen? Ehe wir uns einschifften um jeder nach seiner Seite zurückzukehren, lud Napoleon den Kaiser ein, gegen 6 Uhr bei ihm zu speisen. Versöhnt Dich das nicht, mit diesem liebenswürdigen Sterblichen? Mir erwies er nicht die Ehre einer Einladung, und ich bin sehr erfreut darüber.... Sein Benehmen macht keinen Eindruck und er hat etwas recht Gemeines in seiner Haltung.... Ich bitte Dich, mache keinen unklugen Gebrauch von dem Inhalt dieses Briefes, vergiß nicht, daß wir mehr als je in den Krallen des Vogels Roc sind." — Ähnlich schrieb der König seiner Gemahlin im folgenden Briefe: „Ich werde Gott segnen, wenn ich erst wieder zurück bin in meinem armseligen Dorfschulhaus, wo ich zwar recht erbärmlich wohne, das ich aber allen Palästen vorziehe, wo ich der Geißel der Menschheit begegnen muß. Vorgestern hatte ich noch den Kummer, daß ich mich ihm mit den Zeichen seiner Höllenlegion vorstellen mußte. ‚Kannst Du Dir meinen Zustand bei allem diesem denken? Nein es ist zu viel!' Ich glaubte, daß eine einzige Zusammenkunft alles wäre, was uns hätte erwarten können, aber hierauf bin ich in Wahrheit nicht gefaßt gewesen."

* * *

Auf diese beiden Schreiben ihres Gatten hat die Königin am 29., dem Geburtstage ihres Sohnes Karl, dem in seinem tiefsten Innern erschütterten Gemahle wieder in einem ausführlichen Briefe geantwortet; sie beginnt ihn mit dem Wunsche ihres Mutterherzens für den Knaben:

„Heute ist der Geburtstag unseres guten kleinen Karl. Der beste Wunsch, den man dem lieben Kinde machen kann, ist, niemals die Übel kennen zu lernen, die das Herz seiner Eltern in diesem Augenblick mit Trauer und Kummer bedrücken, und vor allem ihn niemals eine Situation erfahren zu lassen, welche der Deinigen gleicht. Großer Gott! Welche traurigen Erwägungen gibt uns nicht dieser Tag! Vor sechs Jahren friedlich in Charlottenburg wohnend, war die glückliche Geburt dieses lieben Kindes nur ein Zuwachs an Glück, — heute, in Memel entfernt von allem, was uns lieb

ist, getrennt von allen, die wir lieben, vereint mit dem, was das Abscheulichste über der Erde ist, kennen wir statt dessen das Glück nur noch dem Namen nach!" —

„Unser Schicksal — fährt sie fort — gehört zu den grausamsten, die ich kenne. Deine persönlichen Leiden machen mich untröstlich, und was das Schlimmste ist, man wagt nicht einmal die Ursachen dieser Leiden zu nennen, da die Ursache zu nahe, zu mächtig und zu bösartig ist. Seine schlechten Gesinnungen für uns erstaunen mich nicht, ich habe nie daran gezweifelt, nur Lombard und Haugwitz zweifelten einige Zeit daran. Was Du mir von Hardenberg und dem rachsüchtigen Charakter seines Feindes sagst, bringt mich in der Tat zur Verzweiflung, da ich niemand weiß, aber niemand, um ihn zu ersetzen. Da N. sich rachsüchtig nennt, zeige Dich eigensinnig wie eine Mauleselin und man wird sehen, was daraus wird. Was ich von seinen Absichten denken soll, weiß ich nicht, aber ich glaube, daß er Dich entweder in Deine Staaten wieder einsetzen und Dich wie die reizenden Könige seiner Fabrik tributpflichtig machen wird, oder daß er Dich ganz einfach aus Deinem Königreich vertreiben und dem entzückenden Mürat und Jérôme damit ein Geschenk machen will. Wohlan, wenn er uns vertreiben will, wird dadurch der ganzen Welt die Infamie des Ungeheuers gezeigt, das sie kommandiert. Ich beschwöre Dich mein lieber Freund, laß Hardenberg nicht fahren. Könnte sich der Kaiser denn nicht nachdrücklich für ihn erklären? Könnte man da nicht Komödie spielen um die Sache gelingen zu lassen? Könnte der Kaiser nicht erklären, daß er sein Bleiben durchaus wolle, da es ein Mensch wäre, der sein Vertrauen besäße? . . . Mit einem Wort ich beschwöre Dich, setze alles ins Werk, sprich vertraulich mit dem Kaiser, das ist doch der einzige Freund den wir haben. ‚Laß alle Minen sprengen!'"

Dann folgen Mitteilungen über die Kinder und ihr Leben in Memel; über die Behandlung, die Napoleon ihrem Gatten hatte angedeihen lassen, äußert sie: „Die wenig höfliche Weise von seiner Seite erstaunt mich nicht, denn er hat zwei Gründe dafür: Mangel an gutem Willen oder Mangel an Lebensart und an Kenntnis der Hofgebräuche. Denn wie willst Du, daß dieses höllische Wesen, das sich ‚aus dem Kot emporgeschwungen', weiß, was es Königen schuldet? . . . Der Mangel an Höflichkeit und selbst an Rücksicht, den N. für Dich hat, bringt mich in einen Zustand des Zornes, ich gestehe es. Diese Buchstaben N. und A. am Pavillon, ohne den Deinen, die Einladung des Kaisers zum Diner ohne Dich, alles das sind wahre Rohheiten, aus Vergnügen begangen. Zuerst gehört die Memel Dir, warum also den Buchstaben des Besitzers des Landes auslassen und, nachdem er Deine Be=

kanntschaft gemacht hat, warum Dich nicht auch einladen? ‚Nun es lebt doch noch ein Gott, der wird ihm schon den Lohn geben, den er verdient'.... Nein, es ist in der Tat zu stark und ich habe nichts gesehen, das diesem unwürdigen und infamen Mörder gleicht. Ich bin gewiß, daß Du lebhaft gefühlt hast, wenn Du es auch nicht gesagt hast, was Maria Stuart beim Anblick der Elisabeth von England sagt: ‚In dieser Brust wohnt kein Herz!'"

Bennigsen und der Großfürst Konstantin gelten ihr nach wie vor als die eigentlich Schuldigen an all dieser Schmach und Not: „Ist der höllische Bennigsen noch da? Durch ihn, durch seine Geschicklichkeit, sollen wir alles dieses. Hier glauben Leute, daß der Großfürst für seine Dienste durch Deine und die anderen Polenländer belohnt wird; ich gestehe, daß das eine Belohnung wäre, welche ich dem einen und dem andern wünschen würde. Er verdiente ein solches Land und das Land für seine gute Art sich zu betragen, einen solchen Herrn."

Spricht aus den letzten Sätzen ihr Zorn — um nicht Haß zu sagen — über den schnellen Abfall der Polen von Preußen, so zeigen die folgenden Zeilen, wie sie auch trotz ihres großen Kummers kleiner treuer Dienste liebend gedenkt und für die Subalternen einzutreten auch jetzt nicht unterläßt: „Die Hoboisten der Garde sind sehr gut und geben sich viel Mühe, alle Tage spielen sie um 11 Uhr unter meinen Fenstern, und selbst schwierige Stücke, denen man noch anmerkt, daß es ihnen auch so vorkommt. Der Tambour, der die Märsche begleitet im Augenblick, wo sie vorbeiziehen, macht es sehr gut, und ich bin gewiß, daß der melancholische Marsch hier großen Eindruck machen wird.... Ich habe Dir sehr viele Entschuldigungen zu machen, daß das beifolgende Packet geöffnet ist; aber der Unteroffizier, der es gebracht hat, versicherte mich, daß es für mich wäre trotz der Adresse. Er ist dreimal hier gewesen und beim vierten Mal kam er schreiend und schwitzend, da er es geöffnet und seinen Irrtum erkannt hatte. Um ihm einen Rüffel zu ersparen, habe ich Sorge getragen, daß der Kommandeur das zerbrochene Siegel nicht sieht."

Sie schließt den inhaltsreichen Brief: „Adieu mein lieber Freund, meine Wünsche sind alle für Dich, für Dein Glück und für Dein Königreich. Vergiß nicht, ich bitte Dich, Dich sehr eigensinnig zu zeigen, das Mittel ist zu versuchen. Ganz Deine Luise." —

Der Geburtstag des kleinen Karl wurde „vortrefflich gefeiert ... die Freude war groß. Schokolade und Geburtstagskuchen füllten den Vormittag aus ... die Freude führte bei den Vergnügungen der Kinder den Vorsitz." —

Der 30. Juni war ein herrlicher Tag; die Königin gab auf der holländischen Mütze, einer Anhöhe bei Memel, eine kleine Festlichkeit, bei der sich Alt und Jung vergnügte. „Das ist viel — schrieb sie nach der Rückkehr dem Gatten — und Du? Wo bist Du! Ach! dieser Gedanke verdirbt alles, und ich könnte heulen, Dich unglücklich zu wissen in einem Augenblick, wo die ganze Natur zum Glück, zum Genießen ihrer Schönheiten und zum Vergnügen einlädt. Nein mein lieber Freund, Du machst Dir nie einen richtigen Begriff von dem, was ich für Dich leide! Ich habe schreckliche Kopfschmerzen, ich bin nicht mit meiner Gesundheit zufrieden. Das Blut drängt sich nach dem Kopfe und ich fürchte einen Aderlaß. Kurz, der Zustand, in dem ich mich befinde, ist eine Pein und eine Strafe mehr. Ich muß sie verdienen, da Gott sie mir schickt und ich murre nicht. Wenn ich nur einem Kinde das Leben gebe, das eines Tages zu Deinem Glücke beiträgt und das die Segnungen des besten Vaters verdient."

* * *

Noch spät am Abend erhielt sie ein Schreiben ihres Gemahls, das eine neue unerwartete, bisher für völlig ausgeschlossen gehaltene Wendung der Dinge einleiten sollte: Die Begegnung der Königin Luise mit Napoleon in Tilsit.

Dieser Brief des Königs vom 29. Juni enthielt wenig Ermutigendes: „Man scheint sich zu entscheiden, ein neues System in der Politik zu befolgen, das gänzlich dem alten entgegengesetzt ist —" das heißt, Rußland sucht seinen eigenen Vorteil bei den Verhandlungen und wird sich um Preußens willen nicht mit Napoleon entzweien. Der Zar leide persönlich sehr unter dieser Wendung der Dinge; Hardenberg selbst sei der Meinung, daß er zum Wohle des Staates gehen müsse, wenn Napoleon darauf bestehe. Dieser und seine Umgebung, besonders Mürat, sei übrigens in den letzten Tagen gegen ihn sehr höflich und zuvorkommend gewesen, was der König ausführlich und nicht ohne eine gewisse Genugtuung schildert. Napoleon hat ihn gefragt, ob er nicht wünsche nach so langer Abwesenheit bald nach Berlin zurückzukehren; er hat sich nach der Königin und nach ihrem kranken Kinde erkundigt und gesagt, er wisse, daß sie ihn nicht liebe und ob sie nicht in gleicher Weise ihren Frieden mit ihm machen wolle. „Während der Mahlzeit, denke Dir, erhob sich N., nahm ein Glas mit Champagner und sagte: Auf die Gesundheit der Königin von Preußen! Man mußte also auch auf seine trinken. Was sagst Du von dieser Galanterie seinerseits?"

Das für die Königin Wichtigste erwähnte ihr Gemahl aber — sehr bezeichnend für seine ganze Art — nur mehr nebenbei gegen Schluß, ohne dazu persönlich kaum irgendwie Stellung zu nehmen: „Kalckreuth hat mir heute einen Brief geschrieben, über dessen Inhalt ich mir vorbehalte mich noch mit ihm zu besprechen, aber da er Dich besonders betrifft, schicke ich ihn Dir, um Deine Ansicht über einen Punkt zu wissen, der Dir ohne Zweifel einer der unangenehmsten sein muß.“

Dieser Brief des Generals Kalckreuth vom 28. Juni lautet: „Hiernächst weiß ich aus sicherer Hand und eile, es Ew. K. M. aller untertänigst anzuzeigen, daß es von guter Wirkung sein würde, wenn J. M. die Königin hier sein könnten, und zwar je eher je lieber; der es mir gesagt hat, will aber durchaus seinen Namen verhehlt wissen, und im ganzen haben es mehrere Franzosen gegen mich geäußert. Die bewundernswürdige Affabilität J. M. der Königin würde gewiß mehr vermitteln als alle Künsteleien der diplomatischen Formen. Man vermutet sogar, das ich aber nicht mit derselben Gewißheit behaupte, daß sich Napoleon diese Gegenwart wünscht und sich durch solche geschmeichelt halten würde, nur aber der Meinung ist, daß er es in seiner Lage nicht äußern darf; und ob zwar die Gesellschaft von Damen erhabener Bildung gewöhniglich sein Ton nicht ist, so läßt man ihm doch allgemein die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er sich in solcher Gesellschaft ebenso artig als gebildet benimmt.“

Die Königin schwankte keinen Augenblick, was ihr zu tun obliege. „Dein Brief mit der Beilage von K. erreichte mich hier gestern Abend spät. — schrieb sie am 1. Juli — Die Wirkung seines Inhalts war so, wie Du vorausgesehen hast. Indessen ist mein Entschluß im selben Augenblick gefaßt gewesen. Ich komme, ich fliege nach Tilsit, wenn Du es wünschest, wenn Du glaubst, daß ich irgend was Gutes tun kann.“ Doch sie stellte eine Bedingung: „Aber meine Ankunft muß auf irgend einer schicklichen Grundlage begründet sein. Ich frage Dich, warum ich mich nach Tilsit begeben soll, wenn nicht irgend einer der gekrönten Gesellschaft den Wunsch dazu ausdrückte? Der Kaiser von Rußland hat genug bezeugt, daß er keineswegs eine Annäherung mit mir aus den Dir bekannten Gründen wollte, indem er sagte, daß die Frauen um Geschäfte zu verhandeln, nicht anwesend sein müßten. Zumal da ich weiß, Ihr beschäftigt Euch Alle nur mit Geschäften und das mit den folgenschwersten. Das fällt also gar nicht in mein Fach und ich kann nicht dahin kommen, es sei denn, daß Napoleon in sehr ehrenvollen Ausdrücken Dich darum bittet, oder wenigstens Dich seine Wünsche darüber persönlich wissen läßt. Wenn Du es dann willst, werde ich sobald als möglich bei Dir sein.“

Noch während sie dieses schrieb, erhielt sie einen neuen Brief des Königs vom 30. Juni: „Der Kaiser von Rußland, der Tod und Martyrium leidet in der persönlichen Stellung, in der er sich befindet, hat mir gestern gesagt, daß er nicht viel mit ihm vorwärts komme“; aber auf Schlesien will Napoleon



Napoleon Bonaparte.
Ölgemälde von Rob. Lefèvre 1802.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch. 3. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

verzichten, das er Jérôme zugedacht hatte. Gegen Schluß heißt es, daß Prinz Mürat der Gewährsmann Kalckreuths sei inbetreff der Reise der Königin nach Tilsit; aber der König hat diesem erklärt, wenn Napoleon selbst den Wunsch danach nicht ausdrücke, so sehe er nicht, wie sich das Ganze schicklich einrichten ließe.

Die Königin äußerte ihre Freude, daß sie beide in dieser Vorbedingung

vollkommen einig seien; mit lebhafter Unruhe, „mit einigem Herzklopfen“ will sie das Weitere in dieser Sache erwarten; doch bittet sie für alle Fälle den König, Hardenberg für sie eine Rolle vorbereiten zu lassen, welche sie par cœur (=auswendig) lernen und so gut als möglich hersagen will, denn de cœur (=von Herzen) würde es schwer sein zum „Menschenfreund“ zu sprechen. Sie sucht sich sogar zu Scherzen zu zwingen: „Ich finde, daß Du unbegreifliche Fortschritte in der Wirklichkeit nach der Eleganz hin machst, nur wählst Du die Ausdrücke noch nicht gut genug. Z. B. zu sagen, daß Du um $12^1/_2$ dinierst, ist sehr gewöhnlich, füge hinzu: à la fourchette und Du bist von der crême der Eleganz.“

Doch der Ernst der Lage erstickte ihre gezwungene Heiterkeit: „Wie ich diesen ausgezeichneten Kaiser Alexander beklage. Ich bin sicher, daß sein Herz zernagt ist, daß er mit so viel gutem Willen nichts gekonnt hat und nichts kann, Dich so glücklich, so mächtig zu sehen, wie er es wünschen würde. Gott sei gelobt, daß Schlesien aus den Klauen gerettet ist, aber unsere teuren Länder ‚Kern-Provinzen, ach Gott‘!“ Und ganz zuletzt nach mancherlei Bemerkungen schließt sie das aus gepreßtem, ahnungsvollem Herzen entquollene Schreiben mit dem Satze: „Meine von K. so sehr gerühmte Affabilität könnte hier wohl scheitern. Denn wie willst Du, daß ich fröhlich, liebenswürdig sei, da mein Herz zerrissen ist durch denselben Menschen, den ich sehen werde?“

Vor Aufregung fühlte sich die Königin an diesem „außerordentlich schönen, warmen Tage matt und ermüdet; sie hatte „Kopf- und Herzschmerzen wie eine Unglückliche“ und blieb den Morgen zu Hause; sie hatte den Besuch einer englischen Fregatte ausgeschlagen, als — so fährt sie brieflich fort — der Kapitän sie dringend bat, „indem er sagte, daß ich gewiß nicht krank werde, da die Ruhe vollkommen und er für die folgenden Tage nicht bürgen könne. Ich nahm also an und befand mich vortrefflich. Ein Unbehagen ist alles, was mir zustieß. Die Überfahrt war kurz und angenehm. In der Kabine befand sich ein Theetisch, ganz englisch serviert. Die Tassen unter anderen sind von einer Größe wie bei uns kleine Näpfe und alles war sehr sauber und elegant. Unsere Rückkehr war auch sehr schön, und um 10 Uhr war ich zu Hause und eine halbe Stunde nachher im Bett.“

Am folgenden Tage, den 2. Juli, kam früh morgens ein neuer Brief aus Picktupöhnen; er berichtete, wie der König ohne jeden Erfolg versucht habe, sich Napoleon mehr zu nähern, der ihn aber nach wie vor mit der gleichen eisigen Kälte und verletzenden Geringschätzung behandele. Die Königin zog daraus den Schluß: „Man wird Dir so viel wie möglich abklemmen,

das Bündnis wird vorgeschlagen und angenommen werden, und wir werden die Sklaven des M. N. sein. Herr Laforest oder Genossen Präfekt von Berlin, und Du der erste Kommis. ‚Und man bleibt leben bei solcher‘ Schmach. Rußland hat Übel getan, sein politisches System zu ändern, es wird nicht mehr die Kraft haben, Dich zu stützen, ‚da es selbst kriechet‘ ... Der Kelch will bis auf den Grund geleert sein, und wir trinken mit all unsern Kräften."

Über die Frage, welche die Königin so sehr mit Unruhe erfüllte, enthielten die Zeilen ihres Gemahls — wie bezeichnend wieder für diesen — keine Silbe! Und so hoffte sie, aus dem Schweigen schließen zu können, daß vielleicht doch nichts aus der Sache werde; in ihrer Antwort erwähnt sie zweimal die mögliche Reise nach Tilsit: „Ich schmeichle mir, daß die schlechte Stimmung zurückgekehrt ist und daß meine geringe Person vergessen wird. Sprich doch davon, ich bitte Dich, zum Kaiser, was er denkt über den Fall, daß N. mich einlädt, ob ich annehmen soll oder nicht. Ich werde mich krank machen, ich werde meine Fensterläden schließen und acht Tage im Bett bleiben, wenn Du und er es wünschen. Die Genesung nach einer solchen Krankheit wird lang sein, und dann werde ich mich davon frei machen können, wenn Du und er nicht meine Ankunft und meine Anwesenheit wünschen.... Nichts an den Großfürsten und an Mürat, der den Lärm liebt, vielleicht daß dieser meine Ankunft wünscht, um mir den Hof zu machen."

* * *

Der 3. Juli machte aller Ungewißheit ein Ende: Die Königin erhielt den Befehl des Königs nach Tilsit zu kommen. — Er hatte die Bereitwilligkeit, ihre „Persönlichkeit für das Wohl des Staates zu opfern" mit Freude aus ihrem Schreiben vernommen; er wünschte, daß dieser Schritt den gehofften Erfolg habe, — ob er selbst daran glaube, sagte er nicht. „Hier wenigstens — fuhr er fort — ist alle Welt völlig überzeugt, daß ein Erscheinen Deinerseits die heilsamsten Ergebnisse herbeiführen könnte. Hardenberg vor allem spricht sich in diesem Sinne aus und bittet mich, keine Zeit hierbei zu verlieren, um Deine Reise zu beschleunigen, denn die Augenblicke seien kostbar, und was für das Staatswohl getan werden könne, müsse schnell geschehen." Der König wußte, wenn er seiner Gattin Hardenbergs Einverständnis melden konnte, werde sie um so überzeugter kommen. Und so fährt er fort: „So bald Du kannst, bitte ich, Dich auf den Weg zu machen und Dich hierher zu begeben, wo man Dir bei dem Pfarrer des Ortes eine

passable Wohnung bereiten wird.... Bewaffne Dich mit Mut und denke nicht mehr an die Möglichkeiten, die nicht mehr verwirklicht werden können, sondern sehr an die Notwendigkeit, in welcher sich Preußen wenigstens befindet, da Rußland seine Partei gewählt hat."

Der König unterstützte also durch seine nachdrückliche Bitte an die Königin die Ratschläge seiner Umgebung und Hardenbergs, ohne daß die Vorbedingung erfüllt wäre: Napoleon hatte seine Gemahlin nicht ausdrücklich einladen lassen. — Über diesen Punkt schrieb er: „Wie man das Übrige anordnen wird, muß man sehen. Es ist keine Aussicht, daß N. von dieser Seite [das heißt vom linken Memelufer] kommt, Dir seinen Besuch [in Picktupöhnen] zu machen, aber ich vermute, daß er Dich zum Diner einlädt: dann kannst Du in dem Hause absteigen, das ich eingeschätzt worden bin zu bewohnen und das nahe dem Ufer ist. Kalckreuth sagte mir gestern Abend in Eile, daß Berthier, der sich gleichmäßig sehr für diese Angelegenheit interessiert und mir ein wohlgesinnter Mensch scheint, ihm erzählt habe, er hätte mit dem Kaiser N. davon gesprochen; er teilte ihm wie eine Neuigkeit, die ausgesprengt würde, mit, daß man Dich bei mir erwarte. Darauf soll er geantwortet haben: Oh, um so besser!" — Wie um der Königin Mut zu machen, äußert sich der König zum ersten Male in bewundernden Ausdrücken über Napoleon: „Alles, was er über diesen Gegenstand [innere Verwaltung] gesagt hat, war sehr weise und interessant! Im ganzen, welch ein gut organisierter Kopf! und, wie ich so oft gesagt habe, wenn er ihn zum Guten anwenden wollte. Er, mit seinen Mitteln, könnte der Wohltäter des Menschengeschlechts sein, während er bis jetzt durch seine ehrgeizigen und maßlosen Pläne dessen Geißel gewesen ist." —

Die Wirkung dieses Briefes in Memel war niederschlagend; Hufeland schildert sie mit den ergreifenden Worten: „Nie werde ich den Moment vergessen, wo die edle Königin den Befehl vom Könige erhielt, auch nach Tilsit zu kommen, um wo möglich noch vorteilhaftere Friedensbedingungen von Napoleon zu erhalten. Dies hatte sie nicht erwartet. Sie war außer sich. Unter tausend Tränen sagte sie: Das ist das schmerzhafteste Opfer, was ich meinem Volke bringe, und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bringen." Ihrem Gatten aber antwortete die Königin:

„Ich habe Deinen Brief erhalten, gebrochen, ich gestehe es, über die Art, in der ich ankommen soll, nicht eingeladen von seiten des Herrn der Welt und nicht wissend, ob meine Ankunft dem Kaiser Alexander angenehm ist; aber schließlich ich komme, weil Du es für gut findest und weil Du und Hardenberg es zu wünschen scheinen. Ich reise morgen und werde am

Ende des Tages in Picktupöhnen sein, zitternd, dem Kaiser Alexander zu mißfallen. Im übrigen, ich schmeichle mir mit nichts. Leb wohl ... Ich kann Dir keinen größeren Beweis meiner Liebe und meiner Ergebenheit für das Land, an dem ich hänge, geben als dorthin zu kommen, wo ich nicht begraben sein wollte. Deine Freundin Luise." — Es ist einer der kürzesten Briefe der königlichen Frau und einer der schönsten zugleich, unendlich rührend durch den Ausdruck ihrer opferbereiten Hingabe und herzergreifend durch das Stammeln ihrer bebenden Seele. — —

Die Tage von Tilsit.

Der 4. Juli 1807 war der Tag der Reise von Memel nach Picktupöhnen.

Noch bevor die Königin Luise die inhaltsschwere Fahrt antrat, erhielt sie einen Brief ihres Gatten, der freilich kaum beschaffen war, ihre Zweifel und Sorgen zu verscheuchen. Zwar las sie, daß der Zar sich um sie und die Art, auf welche Weise man ihren Besuch in Tilsit arrangieren sollte, beunruhige, aber an sich war dem Freunde — wie sie so sehr gefürchtet hatte — ihr Kommen doch nicht unangenehm. Indessen weiter hieß es in dem Schreiben: „Die kleinen militärischen Einzelheiten der französischen Armee interessieren ihn sehr, nicht weniger die hübschen Mädchen von Tilsit. Wenn ein Mensch, wie Napoleon, leichtfertige Vorsätze faßt, was oft vorkommt und von hübschen Frauen spricht u. s. w., hast Du keine Vorstellung, welchen Eindruck das auf mich macht" — — und wir fragen staunend: Wie konnte er ihr in solchem Augenblicke solche Dinge schreiben? — und haben nur die Antwort: Es war seine Verlegenheit, die ihn das Ungeschickteste schreiben ließ. — Zum Schluß bat er um genaue Angabe des Tages und der Stunde ihrer Ankunft, — aber der ganze Inhalt des Schreibens war doch wieder nur Politik, Militär und Klatsch; glaubte Friedrich Wilhelm, daß seine Luise diese Dinge jetzt mit Aufmerksamkeit lesen würde? Daß sie gestimmt sei, über seine Scherze zu lächeln? — Es ist, als ob er sich gewaltsam dem verschließen wollte, was in ihrer zitternden Seele vorgehen mochte. —

Um 8 Uhr ist die Königin, begleitet von den Hofdamen Voß, Tauentzien und dem Herrn von Buch, aus Memel abgefahren. Unterwegs erreichte sie noch ein Brief des Königs (und zwar vom selben Tage): Von Alexander sei politisch

nichts mehr zu hoffen, Hardenberg habe auf Napoleons Drängen entlassen werden müssen, die Lage sei trostlos; — man gewinnt den Eindruck, daß er ihr die volle, schreckliche Wahrheit, die ihr in Tilsit nun doch nicht mehr verborgen bleiben konnte, nicht hat sagen mögen und sie darum im letzten Augenblick vor ihrer Ankunft geschrieben hat.

Gegen Abend wurde Picktupöhnen erreicht und bei dem Geistlichen des Ortes „sehr gut“ Wohnung genommen. Oberst von Kleist empfing die Königin, der König war noch nicht von Tilsit zurück. Bald nach ihrer Ankunft kam Hardenberg, — „ganz trostlos.“ Er hatte gemäß dem Wunsche der Königin und auf Befehl des Königs einen „kleinen Entwurf“ ausgearbeitet, um auf seiner Grundlage sich mit ihr zu besprechen; er lautet: „Die Königin erhebt nicht den Anspruch, sich in das zu mischen, was die politischen Angelegenheiten betrifft, woran sie nie teil genommen hat, sondern sie will als Mutter und Gattin zum Herzen Napoleons sprechen. Das Schicksal Preußens und ihrer Familie ist in seinen Händen, aber er hat früher Interesse an der Erhaltung Preußens und ihres Hauses bezeugt. Ihre Majestät muß vermuten, daß die Unglücksfälle, die es seitdem niedergeschlagen haben, weit entfernt, diese Empfindungen zu ändern, im Gegenteil ihn gerührt und dieses Interesse vermehrt haben. Sie schmeichelt sich daher, ihn heute noch günstiger gestimmt zu finden, denn sie glaubt ihn seinem Glücke überlegen und fürchtet nicht, er werde seine Größe in der Erniedrigung Preußens suchen. Sie ist im Gegenteil überzeugt, daß der Friede, den er ihm geben will, das schönste Beispiel von Großmut und Mäßigung und würdig eines großen Menschen sein wird. Napoleon hat oft dem König zu verstehen gegeben, daß er nur sein Vertrauen fordere; er hat es dem Grafen Kalckreuth wiederholt und versprochen, daß man sich nur dazu würde beglückwünschen können. Die Königin beruft sich auf dieses Versprechen. Er hat hinzugefügt, daß, wenn der König sein Freund wäre, er seine Macht nicht genug vergrößern, daß im entgegengesetzten Falle er sie nicht genug herunterbringen könne. Es liegt nur an ihm, eine wahre Freundschaft von seiten des Königs sich zu vermitteln, gegründet auf die Dankbarkeit, und Preußen sich fest zu verbinden. Ihre Majestät hofft, daß der Kaiser in diesem Sinne handeln und diejenige Garantie, welche ihm diese Gefühle gibt, derjenigen vorziehen wird, welche er etwa in der Erniedrigung Preußens würde suchen wollen, was natürlich nicht verfehlen würde, diese auszuschließen und dem gewünschten Vertrauen zu schaden. Ihre Majestät denkt, indem sie alles Vergangene vergißt, man müsse sich nur mit der Zukunft beschäftigen, deren Basis diese Gefühle ausmachen.“ —

Spät in der Nacht gegen 11 Uhr kam der König von Tilsit zurück. Die Nachrichten, welche er ihr brachte, „waren — nach ihren eigenen Worten — nichts weniger als tröstlich, was mehr und mehr den Entschluß in mir verstärkte, alles zu tun, was in meiner Macht war, für das Wohl des Staates." Ihrem Tagebuche vertraute sie die Zeilen an: „Was mich das kostet, weiß mein Gott. Denn, wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich; aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden; doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt."

* * *

Am Morgen des 5. Juli machten russische und preußische Generale der Königin ihre Aufwartung: Auch der ihr verhaßte Bennigsen kam, wurde zwar vorgelassen, doch war „die Unterhaltung nicht lang". Dann erschien der Zar mit den endgültigen und unabänderlichen Friedensbedingungen des siegreichen Kaisers; er hatte mit der Königin in Gegenwart Hardenbergs eine lange Unterredung über die Lage; in ihren Aufzeichnungen erwähnt sie des Freundes nur mit den wenigen Worten: „Der Kaiser von Rußland kam an und nahm mit uns das Frühstück."

Noch während desselben wurde Herr v. Caulaincourt, Napoleons Großstallmeister, gemeldet. Die Voß empfing ihn und bald darauf verließ auch die Königin die Tafel, um ihn „sehr höflich" zu begrüßen. Im Namen seines Herrn bewillkommnete Caulaincourt die Königin, gratulierte ihr zu ihrer glücklichen Ankunft, erkundigte sich nach ihrem Befinden und drückte ihr das Bedauern des Kaisers aus, sie in Picktupöhnen nicht besuchen zu können, weil er Tilsit, die neutrale Stadt, nicht verlassen dürfe; der Kaiser wünsche zu wissen, wann die Königin dorthin kommen werde, damit er sie persönlich zu einer Stunde zum Diner einladen könne, welche ihr passe. Die Königin antwortete mit ähnlichen Komplimenten und man setzte den folgenden Tag für die Zusammenkunft fest.

Als Caulaincourt fort war, begab sich die Königin zu der kleinen Tischgesellschaft zurück, wo beschlossen wurde, daß sie keinenfalls schon an diesem Tage nach Tilsit fahre; — „was mir, urteilt die Voß, große Freude machte: das würde allzuviel Eifer gezeigt haben." Man begnügte sich denn vorläufig damit, durch Herrn v. Buch dem Kaiser Napoleon die Ankunft der

Königin in ihrem Namen ankündigen zu lassen. Nachdem König und Zar gegen Abend von Pictupöhnen nach Tilsit gefahren waren, verbrachte sie den Rest des Tages mit Hardenberg und dem Herzogspaar von Holstein.

* * *



Wohnung Napoleons in Tilsit.
Nach einem Aquarell von G. Richter im Hohenzollernmuseum.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 5. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

Der 6. Juli 1807! — „Der Vormittag — schreibt die königliche Frau — verging mit der Überlegung dessen, was ich zu Napoleon sagte wollte, und ich hatte eine Menge russischer Generale, welche kamen, mir ihre Auf-

wartung zu machen. Der General Bennigsen war der erste, ich sprach zu ihm nur von seinen Rosenwangen, von seiner gewonnenen Beleibtheit und seinem gesunden Aussehen; ich konnte ihm nur Dinge dieser Art sagen. Sein Besuch war kurz, denn ich fühlte sehr wohl, auf die Einzelheiten nicht eingehen zu können noch zu wollen, die weder in meiner Sphäre noch in meinem Berufe lagen; übrigens hätte ich ein weites Feld und viel Stoff gehabt, um mit ihm auf eine Fülle von Einzelheiten einzugehen, die ihm in weniger als fünf Minuten bewiesen hätten, daß er der unverschämteste Lügner, Feigling, kurz ein Gräuel von Mensch wäre.“ Um 12 wurde gespeist; der schwedische Gesandte Karl Gustav von Brinckmann hatte unmittelbar danach eine Unterredung mit der Königin, die er möglichst wörtlich folgendermaßen aufgezeichnet hat:

„Ihre Majestät fand mich bei Tisch traurig und schweigsam und hatte deshalb die Gnade, mich nachher zu fragen: „Ich glaube, Ihr Schweigen verstanden zu haben. Sagen Sie mir aufrichtig: was halten Sie von dem, was sich hier vorbereitet?“ — „Ihre Majestät befehlen mir, aufrichtig zu zu antworten. Sie wollen also gnädigst verzeihen, wenn ich bekenne, daß mich im Augenblick nichts mehr bekümmert, als Ew. Majestät hier zu sehen.“ — „Sie sind nicht der Einzige, der mir das sagt. Allein, wenn man von mir ein solches Opfer für mein Land und meine Kinder forderte, können Sie meine Resignation mißbilligen?“ — „Ihre Motive, Majestät, sind ebenso achtungswert, wie Ihre Lage für ein Herz wie das Ihrige peinlich sein muß.“ — „Sie haben ganz Recht. Ich bin erst dreißig Jahre alt, aber ich habe mich schon selbst überlebt.“ — „Eure Majestät sind lange glücklich gewesen. Sie haben inmitten alles Unglücks so viel Seelengröße bewiesen; Ihr Charakter wird immer sich gleich bleiben. Heute besonders wird Ihre Würde dem Übermut Ehrfurcht gebieten.“ — „Ja, ich schmeichle mir, daß die Würde des Unglücks Achtung einflößen wird. Was wird Ihr König dazu sagen?“ — „Alles, was hier geschieht, Majestät, muß eine Seele wie die seinige tief bekümmern.“ — „Ja, ich bin völlig überzeugt, daß unser Unglück ihn aufrichtig betrüben wird.“ —

Nach dem Mahle machte die Königin große Toilette, sie legte „einen weißen mit Silber gestickten Krepp an, ihren Perlenschmuck und ein Diadem von Perlen im Haar“.

Gegen 4 Uhr fuhr sie von Picktupöhnen ab, eskortiert von einer Abteilung der **Garde du Corps**. „Als wir — schreibt sie — das Lager oder vielmehr Bivouac der Kosaken passiert hatten und uns dem Niemen näherten, war der ganze Weg mit Franzosen bedeckt. Ich kann nicht sagen, bis zu

welchem Grade der Anblick dieser Menschen, die so viel Böses der ganzen Welt und zuletzt vor allem Preußen getan haben, mir unangenehm war, aber indem ich an das dachte, was mir noch zu tun blieb, überlieferte ich mich oder vielmehr erlaubte ich mir keine Betrachtung. Als wir an der Fähre ankamen, empfing mich der Marschall Kalckreuth und wiederholte mir, was der Minister Hardenberg mir schon gesagt hatte: nämlich das Vergangene ganz zu vergessen, nicht an das zu denken, was er von mir persönlich gesagt hatte, das Böse zu vergessen, es ihm sogar zu verzeihen und nur an den König, die Rettung des Königreiches und an meine Kinder zu denken. Das waren Motive, zu stark, meinem Herzen zu teuer, als daß sie nicht unumschränkt von mir Besitz genommen und nicht ganz mit meinen Pflichten zu beschäftigen mich gezwungen hätten."

Um 5 Uhr traf die Königin in Tilsit ein und stieg im Quartier des Königs ab (vgl. Bild S. 209); Napoleon hatte für sie ein anderes kleines Haus mit aller Sorgfalt herrichten lassen, die Schildwachen standen schon vor den Türen — aber die Königin hatte dieses Absteigequartier abgelehnt. Im Hause ihres Gemahls wurde sie von diesem und dem Zaren empfangen; sie schreibt darüber: „Als ich eintrat in das Zimmer des Königs, war der Kaiser Alexander dort, um ihn zu sprechen. Er näherte sich mir und sagte: „Die Dinge gehen nicht gut, unsere ganze Hoffnung ruht auf Ihnen, auf Ihrer Geschicklichkeit, nehmen Sie es auf sich und retten Sie den Staat." Der Graf Goltz [Hardenbergs Nachfolger] war außerordentlich niedergeschlagen und sagte mir auch, daß die letzte Hoffnung bei mir ruhe, daß, wenn es mir nicht gelänge, eine Änderung herbeizuführen, er nicht mehr sehe, wie die Dinge ehrenvoll und zur Ehre des Staates weiterzuführen seien. Ganz niedergeschlagen, zu sehen, wie die Dinge gingen, den schlechten Willen, der auf seiten Frankreichs herrschte, die Angelegenheiten Preußens zu ordnen, faßte ich den festen Entschluß zu reden und zu versuchen, Napoleon zu rühren." —

* * *

Kaum eine Viertelstunde nach Ankunft der Königin in Tilsit erschien Napoleon, um seine Aufwartung zu machen. Er war zu Pferde, umgeben von seinen Generalen und einer ungeheuren Suite „mit dem ganzen Pompe und dem Gefolge, das ihn immer umgibt, wenn er sich öffentlich zeigt".

Der König ging ihm mit seinen Adjutanten bis an die Haustür entgegen; die Damen der Königin, Voß und Tauentzien, erwarteten ihn an den Stufen der Treppe zum ersten Stockwerk. Napoleon stieg voll Lebhaftigkeit

schnell vom Pferde, grüßte kurz den König, ließ sich die Hofdamen vorstellen und ging, vom Könige geleitet in großer Hast die Treppe hinauf. Als der König den Kaiser seiner Gemahlin zugeführt hatte, zog er sich sofort zurück: Luise und Napoleon standen sich allein, ohne jeden Zeugen gegenüber. —

Fast eine Stunde hat ihre Unterhaltung gewährt; was haben sie mit einander gesprochen? — Allgemeine Höflichkeiten leiteten das Gespräch ein; die Königin begann, sie sei sehr gerührt über die Mühe, die er sich gäbe, zu kommen. — Ihre eigenhändigen Aufzeichnungen brechen hier leider ab, und wir sind im wesentlichen — neben der, auf weit späteren Erzählungen der Tauentzien beruhenden Schilderung der Gräfin Schwerin — auf zwei Wiedergaben des Gespräches angewiesen: Die eine stammt aus der Feder des oben erwähnten schwedischen Gesandten v. Brinckmann, die andere hat ihre Schwägerin, die Prinzessin Radziwill, zur Verfasserin: Beide haben nach mündlicher Erzählung der Königin wenige Tage nach den Ereignissen diese selbst beschrieben, der Schwede mit der ausdrücklichen Begründung; „Da ich voraussehe, wie viel falsche oder übertriebene Gerüchte sich bald über diese Zusammenkunft verbreiten werden . . ., so beeile ich mich, Ihnen alle die interessanten Einzelheiten darüber zu übermitteln, die die Königin selbst die Gnade gehabt, mir mitzuteilen, und ich halte es für meine Pflicht, dabei so viel als möglich die eigenen Ausdrücke ihrer Majestät beizubehalten. . . . Ich habe mir die Unterhaltung deshalb auch gleich nach der besonderen Unterredung, mit der die Königin mich beehrte, in meine Schreibtafel notiert und kann mich auf die Treue meines Gedächtnisses verlassen.“ —

Da es nun durchaus unmethodisch wäre, durch Kontaminierung dieser beiden glaubwürdigen Quellen den Wortlaut der Unterredung womöglich wiederherstellen zu wollen, so mögen beide hier nacheinander ihren Platz finden. Die Darstellung Brinckmanns erweckt durchaus den Eindruck des Glaublichen in der Wiedergabe der Gedankengänge und der Führung des Gespräches im allgemeinen, während der Bericht der Prinzessin die einzelnen Ausdrücke und Wendungen besser festgehalten zu haben scheint. — Brinckmanns Bericht (vom 10. Juli) lautet:

Nach den ersten Komplimenten und einigen nichtssagenden Redensarten begann die Königin eine sehr ernste Unterhaltung.

„Ich lerne Ew. Majestät in einem für mich höchst peinlichen Augenblick kennen. Ich sollte vielleicht Bedenken tragen, zu Ihnen über die Interessen meines Landes zu sprechen. Sie haben mich einst angeklagt, mich zuviel in

Politik zu mischen, obgleich ich wirklich nicht glaube, diesen Vorwurf je verdient zu haben."

„Seien Sie ganz überzeugt, Majestät, daß ich niemals das alles geglaubt habe, was man während unserer politischen Zwistigkeiten so indiskret verbreitet hat."

„Sei dem, wie ihm wolle, ich würde es mir nie vergeben, wenn ich diesen Augenblick nicht benutzte, freimütig mit Ihnen zu sprechen, als Gattin und als Mutter. Ich schmeichle mir, daß alle, die mich kennen, der Art Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie ich beständig die Pflichten zu erfüllen gesucht habe, die mir diese Eigenschaften auferlegen."

„Alle Welt, Majestät, muß das zugeben."

„Nun wohl, wäre ich dem König aufrichtig ergeben, wenn ich nicht in diesen grausamen Augenblicken seinen Kummer und seine Besorgnisse teilte? Wir haben einen unglücklichen Krieg geführt, Sie sind der Sieger, aber soll ich annehmen, daß Sie Ihren Sieg mißbrauchen wollen?"

„Ew. Majestät wollen mir gestatten, freimütig zu antworten. Warum haben Sie mich gezwungen, die Dinge aufs äußerste zu treiben? Wie oft habe ich Ihnen Frieden angeboten? Österreich, das sich ungefähr in derselben Lage befand wie Sie nach der Schlacht von Auerstädt, glaubte vernünftige Bedingungen nicht zurückweisen zu sollen, obgleich es noch zwei intakte Königreiche hatte, Sie aber haben stets jedes freundschaftliche Abkommen abgelehnt. Man hat die Vorschläge, mit denen ich Bertrand nach der Schlacht von Eylau beauftragt hatte, kaum anhören wollen."

„Was die ersten Verhandlungen nach der Schlacht von Auerstädt betrifft, so war es gewiß nicht der König, der sie abgebrochen hat, und in letzter Zeit — Sie wissen es ja besser als ich — hing es nicht mehr von uns ab, auf Sonderverhandlungen einzugehen. Doch genug, ich wage nicht, die großen politischen Interessen zu erörtern; ich spreche Ihnen nur meine Besorgnisse aus über das Schicksal meiner Familie und meiner Kinder. Die Geschichte unserer Tage stellt mir schreckliche Beispiele vor Augen, und ich könnte den Gedanken nicht ertragen, unglücklichen Wesen das Leben geschenkt zu haben. Sie haben selbst eine zahlreiche Familie und bei jeder Gelegenheit bewiesen, wie sehr Ihnen das Schicksal der Ihrigen am Herzen liegt. Müssen Ihnen die Besorgnisse einer Mutter hierüber nicht gerecht und achtungswert erscheinen?"

„Aber Majestät glauben doch nicht etwa, daß von der Vernichtung Preußens die Rede sei?"

„Nein, aber der Friede, den man uns in Aussicht stellt, kann die Vernichtung für die Zukunft vorbereiten. Sonderinteressen könnten mit unseren

Wünschen in Widerspruch stehen, aber wenn von Ihnen allein dieser Friede abhängt. . . .“

„O, Sie dürfen überzeugt sein, Majestät, daß ich allein zu entscheiden habe.“

„Ich kenne Sie nur nach Ihrem Rufe, aber ich möchte Ihnen nicht das Unrecht tun, zu glauben, daß Sie unempfindlich wären gegen das Vergnügen, zu dem Glücke derjenigen beizutragen, die man beklagen mag, aber die man nicht verachten kann. Ist die Rache dessen würdig, der sie widerstandslos ausüben darf? Eine Frau darf Ihnen sagen, was einem Manne nicht wohl anstehen würde. Erwerben Sie sich Rechte auf unsere Dankbarkeit, und Ihre Siege werden Ihnen doppelt Ehre machen.“

„Aber haben nicht Ew. Majestät selbst meine Freundschaft für Preußen zurückgewiesen?“

„Allerdings habe ich daran nicht geglaubt in einem Augenblicke, wo Sie, der Sie uns erst gezwungen hatten, Hannover anzunehmen, allein mit England über Rückgabe dieses Landes verhandelten. Damals habe ich vielleicht zu warm gegen Ihre Interessen oder vielmehr für die des Königs gesprochen.“

„Ja, ich weiß, Sie haben damals den Irrtum Ihres Kabinetts geteilt; aber ich habe nie die Absicht gehabt, den Engländern Hannover zurückzugeben.“

„Gegenwärtig handelt es sich nicht mehr um dies Land, sondern nur allein um einen Zustand der Dinge, der uns nicht gerade den Frieden, den wir so sehr nötig haben, unerträglich macht.“

„Und was wünschen Sie vorzugsweise zu diesem Zwecke?“

„Ich gebe mich keiner Täuschung hin über unsere Lage. Ich weiß, daß wir Opfer bringen müssen; aber wenigstens trenne man von Preußen nicht Provinzen, die ihm seit Jahrhunderten gehören, wenigstens nehme man uns nicht Untertanen, die wir wie Lieblingskinder lieben, und die unter jeder anderen Herrschaft unglücklich sein werden. Der Krieg ist nicht zu unserem Vorteil ausgefallen, aber er hat die Anhänglichkeit unserer Völker an uns nicht vermindert — ich rufe sie selbst zum Zeugen auf —, und das ist ein großer Trost, der uns bleibt.“

„Leider, Majestät, stehen die allgemeinen Kombinationen oft den besonderen Rücksichten entgegen.“

„Ich verstehe nichts von den großen politischen Kombinationen; aber ich glaube der Würde einer Frau nichts zu vergeben, wenn ich den grausamen Schmerz des Königs betone, falls er einige der ältesten Provinzen seines Hauses abtreten müßte. Trotzdem Sie mir einen Vorwurf wegen der Ver-

längerung des Krieges gemacht haben, so kann ich mir doch nicht denken, daß Standhaftigkeit im Unglück in Ihren Augen ein Unrecht ist. Aber Sie lassen mich immer allein sprechen, ohne auf meine Hauptfrage etwas zu erwidern, und doch kostet es Sie nur ein Wort, um einen vernünftigeren Frieden zu machen." — —

Die Prinzessin Radziwill — damals in täglichem vertrauten Verkehre mit Königin Luise hat ihrem Gemahl nach Wien also geschrieben:

Die erste Zusammenkunft der Königin mit Napoleon ist mit viel Höflichkeit von seiner und ohne Verlegenheit von ihrer Seite vor sich gegangen. . . . Nach den ersten Höflichkeiten sagte sie: „Sire, ich weiß, daß Sie mich angeklagt haben, mich in Politik zu mischen." — „Ah, Madame, glauben Sie es nicht." — „Nein Sire, ich bin dessen sicher und ich soll Sie aufklären über den Schritt, den ich in diesem Augenblicke tue." — „Madame, glauben Sie nicht, daß ich mein Ohr verleumderischen Einflüsterungen leihe." — „Sire, ich bin Gattin und Mutter, und diese Eigenschaften lassen mich Ihnen das Schicksal Preußens empfehlen, eines Landes, an das so viel Bande mich fesseln und wo man uns rührende Beweise der Anhänglichkeit gibt. Der König hängt mehr als an irgend einer anderen Provinz an der von Magdeburg auf dem linken Elbufer, welche die ersten Vorschläge Eurer kaiserlichen Majestät ihm entreißen; ich wende mich an Ihr edles Herz, das heißt ich erwarte das Glück von Eurer Majestät." — „Werden Sie entzückt sein, Madame, sich in Berlin wieder einzufinden?" — „Ja, Sire, aber nicht unter allen Bedingungen. Es hängt von Eurer kaiserlichen Majestät ab, uns ohne Schmerz dorthin zurückkehren zu lassen und unsere Anhänglichkeit unserer Dankbarkeit zu schulden." — „Madame, gewiß würde ich sehr glücklich sein. Sie haben da, Madame, ein herrliches Kleid, wo ist es gemacht?" — „Bei uns Sire." — „In Breslau?" — „In Berlin." — „Wird der Krepp in Ihren Fabriken gemacht?" — „Nein, Sire, aber Eure Majestät sagt mir nicht ein Trostwort über die so teuren Angelegenheiten, die allein mein Herz in diesem Augenblick beschäftigen, wo ich hoffe von Eurer Majestät eine glückliche Existenz für alle die, welche ich liebe, zu erhalten. Das Herz Eurer kaiserlichen Majestät ist zu edel, es vereinigt mit seinen Eigenschaften einen zu großen Charakter, um für meine Schmerzen unempfindlich zu sein." — Napoleon hörte mit Interesse zu. Ja, die Königin sah in seinem Gesicht etwas wie Aufheiterung, einen Zug der Güte um seinen Mund und in seinem Lächeln, der ihr den Erfolg ankündigte, als der Eintritt des Königs die Unterhaltung jäh abbrach. —

* * *



Empfang der Königin durch Napoleon am 6. Juli in Tilsit.
Nach dem Gemälde von Gosse. Galerie zu Versailles.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

Gegen 8 Uhr erschien General Berthier, um die Königin im Staatswagen abzuhohlen. Napoleon empfing sie vor den Stufen seiner Wohnung und geleitete sie zwischen den präsentierenden Grenadieren in das Haus. Er hatte aus Rücksicht auf die Königin das Mahl früher bestellt; außer ihm und den preußischen Majestäten nahmen daran teil der Zar, sein Bruder Konstantin, Prinz Heinrich von Preußen, Kronprinz Ludwig von Bayern, Mürat und die Gräfin Voß. Die Unterhaltung war sehr angeregt und lebhaft; Napoleon sprach von Literatur, Botanik, von Moden und Musik; als ein Zeichen seiner guten Laune darf es gelten, daß er sich sehr viel und auf das Verbindlichste auch mit der alten Oberhofmeisterin unterhielt.

Die Königin hatte nach der Tafel wieder eine lange Aussprache mit Napoleon, worüber ihre Schwägerin folgendermaßen schreibt und urteilt:

Napoleon sagte ihr endlich: „Aber, Madame, was wünschen Sie genau? Sagen Sie mir Ihre Gedanken!" Die Königin entwickelte ihm dann im einzelnen die Wünsche des Königs, die Provinzen, auf welche er nicht verzichten wollte, die Gründe, welche ihm diese oder jene Provinz wichtiger machten, sei es für den Handel oder für die Subsistenz von Berlin. — Nach meiner Meinung ging sie zu sehr auf Einzelheiten ein und sie hätte sich ganz auf die Rolle beschränken sollen, die sie am Tage [soll heißen: Nachmittage] gespielt hatte. Was sie als Gattin und Mutter gesagt hatte, mußte Eindruck machen und ich glaube, daß sie auch Erfolg gehabt haben würde. Alles, was man ihr am Abend auftrug zu sagen, lag nicht in ihrem Charakter und sie konnte nur verlieren, indem sie darüber hinausging. Napoleon gab ihr keine bestimmte Versicherung, er bezeugte ihr Rücksichten, Aufmerksamkeiten, er versicherte sie seiner Ergebenheit, und als die Königin noch auf die Politik eingehen wollte, sagte er ihr: „Madame, man hat mir immer gesagt, daß Sie Sich in Politik mischten, und in der Tat, ich bedaure nach allem, was ich gehört habe, daß das nicht der Fall ist." —

* * *

Worin bestand nun das Ergebnis dieses denkwürdigen Tages? — Kein Zweifel, Napoleon — um mit ihm zu beginnen — hatte von der Königin den denkbar günstigsten Eindruck empfangen; man darf behaupten, hätte er sie vor dem Kriege persönlich kennen gelernt, er würde niemals in seinen Bülletins so von ihr gesprochen haben, — wie er es in ähnlicher Weise nach den Tilsiter Tagen auch nicht wieder getan hat. Der Graf Kalckreuth meldete seinem Könige am nächsten Morgen, daß der Kaiser Napoleon vom

gestrigen Tage so eingenommen gewesen sei, daß er laut Berichten aus seinen Zimmern den ganzen Morgen nur von J. M. der Königin gesprochen habe. — Doch hören wir Napoleon darüber selbst!

Seiner Gemahlin Josephine kündigte er den Besuch der Königin mit den Worten an: „Die schöne Königin von Preußen will heute kommen mit mir zu dinieren.“ — und am folgenden Tage schrieb er ihr:

„Meine Freundin, die Königin von Preußen hat gestern bei mir diniert. Ich habe mich zu verteidigen gehabt, da sie mich verpflichten wollte, ihrem Gemahle noch einige Zugeständnisse zu machen; aber ich bin galant gewesen und habe mich an meine Politik gehalten. Sie ist sehr liebenswürdig. Ich werde Dir Einzelheiten mitteilen, welche mir unmöglich sein würden, ohne sehr ausführlich zu werden, Dir mitzuteilen.“ — Zum Zaren sagte er noch am Abend des 6. Juli, „er sei von der Art, wie Ihre Majestät sich mit ihm ausgesprochen habe, sehr betroffen gewesen; sie habe viel Geist und Seelenadel gezeigt, und er wäre sehr geneigt, etwas für sie zu tun.... Der König von Preußen sei zur rechten Zeit eingetreten, eine Viertelstunde später und er hätte der Königin alles versprochen.... Diese Königin von Preußen ist eine entzückende Frau, ihre Seele entspricht ihrem Äußeren, auf Ehre, anstatt ihr eine Krone zu nehmen, würde man versucht sein, eine andere ihr zu Füßen zu legen.“

Daß die Persönlichkeit der Königin, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihr Anstand und Takt den Kaiser entzückt haben, nimmt uns nicht wunder, — zumal von verschiedenen Seiten ausdrücklich bezeugt wird, daß sie gerade in diesen Tagen ganz besonders vorteilhaft ausgesehen hat.

Aber auch Napoleon hatte auf sie keineswegs den Eindruck gemacht, der in ihr — besonders durch die Briefe ihres Gemahls — hervorgerufen und gefestigt war. Freilich die Voß, diese treffliche und unbestechliche Beobachterin, schreibt: „Er ist häßlich, von dickem Gesicht, braun, klein, ohne Form, mit großen rollenden Augen, mit wutverkörpernden Mienen, mit schönem Mund und Zähnen.“ Auch die Königin äußert dem Bruder gegenüber: „Solche Zähne sah ich nie“ und einige Tage später sprach sie sich über den Eindruck seiner Persönlichkeit mit den Worten aus: „Er ist nicht groß, aber sein Kopf von schöner Form; die Gesichtszüge kündigen den denkenden Mann an; das ganze erinnert an einen römischen Kaiser. Beim Lächeln hat er um den Mund herum einen Zug von Güte; überhaupt kann er sehr liebenswürdig sein.“ — Das Gefühl, einen gemeinen, infernalischen Menschen vor sich zu haben, hatte sie also demnach gewiß nicht und — wenn sie auch später nach einem Monate bitterer Erfahrungen in leidenschaftlicher Erregung

von den Gefühlen sprach, die sie durchwühlten, als sie so „das Böseste auf der Welt“ sich gegenüber sah — bei diesem ersten Sehen war sie angenehm von ihm überrascht. — „Er war — schrieb sie — verlegen und ich, ich war es nicht, erfüllt von dem großen Gedanken meiner Pflicht“ — und weil — so darf man getrost hinzufügen — sie den gewaltigen Korsen als einen anderen vor sich stehen sah, wie ihre Phantasie ihn ihr bisher ausgemalt hatte.

Dieser Stimmung angenehmen Überraschtseins gab sie sich auch rückhaltlos hin: Sie hatte vor einen völlig unzugänglichen, vielleicht gar polternd dreinfahrenden, brutalen Plebejer hintreten zu sollen geglaubt, — und fand einen geistvollen, liebenswürdigen Cäsar. Aus der trostlosen Verzweiflung drohte ihre Stimmung in die der kühnsten Hoffnung umzuschlagen. — Wer wird so töricht sein, das nicht begreifen zu können? Wer so engherzig, ihr daraus gar einen Vorwurf zu machen? —

Aber es kann wiederum kein Zweifel sein: Bindende Versprechungen hat Napoleon ihr nicht gegeben — und niemand hat es behauptet. Wohl versprach er, dieses und jenes zu erwägen und daran zu denken, — aber er „blieb bei seiner Politik“. Die Königin hat freilich mehr aus seinen Worten heraushören zu dürfen geglaubt und „sie war ziemlich zufrieden mit dem Ergebnis“. Vor allem hat der Zar sie in dieser Auffassung bestärkt; er beglückwünschte König und Königin im allgemeinen zu dem Eindruck, den sie auf Napoleon gemacht habe, wie im besonderen zu den Vorteilen, welche daraus für Preußen sich ergeben würden; unter diesen Vorteilen aber verstand man ausdrücklich, daß sie die ältesten Provinzen ihrer Monarchie gerettet habe. — Und nicht nur der Zar, auch die meisten Personen aus der Umgebung Bonapartes brachten der Königin in diesem Sinne ihre Glückwünsche dar. —

So kehrte sie überglücklich nach dem stillen Pfarrhause von Piktupöhnen kurz vor Mitternacht heim: Würde der kommende Tag ihre Träume erfüllen? —

* * *

Den Vormittag des 7. Juli blieb Königin Luise in Piktupöhnen. Am Nachmittage um 4 fuhr sie zum zweiten Male nach Tilsit. „Sie trug ein Kleid von ponceau châle mit Gold gestickt und einen Turban von indischem Musselin, dessen lang herunter hängende Enden mit Franzen von Perlen besetzt waren.“ — Das Wetter war stürmisch. —

In Tilsit fand sie den König nicht in seiner Wohnung, denn er hatte mit Napoleon und Alexander eine dreistündige Unterredung. Die Königin wartete voll Ungeduld.

Da ritten die Monarchen und ihr glänzendes Gefolge endlich unter ihren Fenstern vorbei; die finstere und traurige Miene des Königs, die



Pfarrhaus in Piktupöhnen.
Zeichnung von Leo Hedwig im Hohenzollernmuseum.
(Nach dem Hohenzollernjahrbuch, 3. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

Verlegenheit Alexanders, der strenge Ausdruck des Gesichtes Napoleons ließ sie die traurige Wahrheit ahnen. — Dann kehrten die Reiter zurück, die Hofdamen eilten, wie zuvor, hinunter, um Napoleon zu begrüßen; aber er ritt vorbei, ihr Gatte und Alexander kamen allein herauf, — — und was für Nachrichten sollten sie der Königin bringen! —

Am Vormittag hatte Napoleon den Grafen Goltz zu sich beschieden und

ihm scharf und bestimmt seine in nichts gemilderten Friedensbedingungen mitgeteilt, die unweigerlich und ohne Aufschub unterzeichnet werden müßten. Daran hatte sich die Unterredung der drei Monarchen geschlossen; Napoleon, „wütend, bleich, gelb vor Zorn, mit blauen Lippen“ hielt kaum an sich. Denn Friedrich Wilhelm hatte mit Eifer von den erniedrigenden Bedingungen gesprochen, die er ihm vorschrieb, worauf Napoleon nur entgegnete: „Es liegt in meinem System, Preußen zu demütigen; ich will, daß es nicht mehr eine Macht in der politischen Wage Europas sei.“ Und auf Alexanders Einwürfe hatte er geantwortet: „Es soll immer ein ausgesprochener Haß gegen die Franzosen in den Herzen der Preußen bestehen. Diese Völker können sich nicht versöhnen, und ich will es wenigstens in die Unmöglichkeit versetzen, mir zu schaden.“ —

Wohl mag Prinzeß Radziwill recht haben, wenn sie urteilt: Diese unglückliche Unterhaltung, die einen tieferen Keim der Feindschaft gelegt hat als alle vorhergehenden Ereignisse, hat ohne Zweifel das Schicksal Preußens und das der Dynastie entschieden. Die ephemere Existenz, welche man uns zugesteht, ist nur noch eine Gefälligkeit Napoleons für Alexander, und der erste Streit zwischen diesen zwei Höfen wird das Signal unserer Verbannung sein. — Auch nicht ein Fünkchen Wohlwollen war in Napoleons Benehmen für Preußen zu spüren, und selbst seine Umgebung ist von seiner maßlosen Heftigkeit überrascht gewesen; niemand hat dieselbe noch wenig Stunden vorher für möglich gehalten.

Auf preußischer Seite hat man geglaubt, für diesen jähen Stimmungswechsel Talleyrand verantwortlich machen zu müssen. Diese — nicht zu beweisende Ansicht — scheint im allgemeinen auf die Überzeugung Friedrich Wilhelms zurückzugehen, wie er sie schon am 1. Juli seiner Gemahlin mit den Worten ausdrückte: „Ich halte diesen infamen Talleyrand fast für schlimmer wie seinen Herrn.“ Und die Königin hat an Brinckmann erzählt, daß Talleyrand aufgefangene Briefe Hardenbergs an sie an diesem Morgen zum Vorschein brachte, um Bonaparte zu beweisen, „daß er wohl zu edelmütig handeln würde, wenn er seinen allgemeinen Plan um einer Fürstin willen ändern wollte, die doch nie aufhören würde, seine persönliche Feindin zu sein. Hierauf soll Bonaparte geantwortet haben: „Meiner Treu, Sie haben recht; beinahe hätte ich mich von der Schlauheit eines Weibes fangen lassen.“ — Am folgenden Tage schrieb Napoleon ähnlich seiner Josephine: „Die Königin von Preußen ist in der Tat entzückend; sie ist voll Koketterie für mich; aber sei nicht eifersüchtig: ich bin ein Wachstuch, über das alles dies nur gleitet. Es würde mir zu teuer zu stehen kommen, den Galanten zu spielen.“

Napoleon hatte — offenbar aus Ärger über sich selbst, zu höflich, bis zum Mißverstandenwerden höflich gewesen zu sein — für nötig befunden, allen zu zeigen, daß er nach wie vor unerbittlich und hart wie das Schicksal sei. Und so hatte er gerade am Vormittag dieses 7. Juli endgültig entschieden, daß Preußen alle seine Gebiete jenseits der Elbe verlieren solle; er hatte diesen Entschluß dann mit unnötiger Schärfe dem Könige kund gegeben und jede Einwendung desselben in verletzender, brutaler Weise zurückgewiesen.

Kaum hatte die Königin diese Nachrichten erhalten, als Mürat erschien; er war entsetzt über die Verwirrung, die bei ihr herrschte und fragte sie, ob sie sich nicht wohl befinde. Als der König statt ihrer antwortete, sie empfinde schweren Kummer über die Art, wie Napoleon die Verhandlungen führe, schwor Mürat, von nichts zu wissen und wie alle Welt die besten Hoffnungen für Preußen zu haben; er sprach sich sogar bitter über den Kaiser aus und schloß: „Glauben Sie, daß ich tief verwundet bin über seine Haltung.“ — Gleich darauf kam der Marschall Berthier, um die Königin zum Diner nach Napoleon zu geleiten.

Der Kaiser empfing sie wie am gestrigen Tage wiederum am Wagenschlage, aber heute war der Ton an der Tafel ein ganz anderer. „Napoleon sah verlegen und zugleich tückisch und boshaft aus. . . . Man setzte sich bald zu Tische . . ., die Konversation war allgemein sehr gezwungen und einsilbig.“ Zwar versuchte Napoleon über den Turban der Königin zu scherzen: „Wie doch — die Königin von Preußen trägt einen Turban? Das ist nicht geeignet, um dem Kaiser von Rußland den Hof zu machen, der mit den Türken im Kriege ist.“ — Sie antwortete, sich nach Rustan, dem Mamelucken Napoleons umwendend: „Das ist vielmehr, glaube ich, um Rustan den Hof zu machen.“

Beim Abschiednehmen brachen Schmerz und Enttäuschung noch einmal unwiderstehlich aus dem gepreßten Herzen der Königin hervor. — „Sire, sagte sie ihm, nach den Gesprächen, welche wir gestern zusammen gehabt hatten, nach allem, was Eure Majestät mir Liebenswürdiges und Angenehmes gesagt haben, verließ ich Sie getröstet; ich glaubte, Ihnen unser Glück, das des Landes und meiner Kinder zu verdanken. Heute sind alle meine Hoffnungen zerstört, und meine Empfindungen sind sehr verschieden von denen, mit welchen ich Sie verließ.“ Da in diesem Augenblicke sich die Fürstlichkeiten von der Königin verabschiedeten, konnte Napoleon nicht gleich antworten; er bot ihr den Arm und geleitete sie zum Wagen mit den Worten: „Madame, Sie haben mich geschunden bis zu guterletzt.“ — „Sire, ich

habe Ihnen meinen Schmerz ausgedrückt." — „Glauben Sie, Madame, daß ich alles tun werde, was ich kann, um Ihnen das Interesse und die Achtung zu beweisen, die Sie mir eingeflößt haben." — „Sire, das hängt von Ihnen ab, noch ist es Zeit dazu, unser Glück ist in Ihren Händen." — Im selben Augenblick bestieg die Königin den Wagen, Napoleon sagte ihr adieu, und — — sie haben sich niemals wiedergesehen.

* * *

Fragen wir uns, was hat dieser 7. Juli der Königin Luise gebracht? — Die schwerste, bitterste Enttäuschung ihres Lebens.

Mit ungeheurer Überwindung, zwar äußerlich gefaßt, aber zitternd und zagend in den Tiefen ihrer Seele, war sie ihrem öffentlichen Verleumder am Tage zuvor gegenübergetreten, — und voll Hoffnung, ja nicht ohne das Gefühl persönlicher Bewunderung war sie von ihm geschieden. So sehr ihre Erregung — und seit wann hatte sie ihren gequälten Nerven Ruhe gönnen können? — es seelisch begreiflich erscheinen läßt, das Gewünschte für erreicht zu halten; so tief wir die edle Frau beklagen, daß sie, aus Napoleons Höflichkeiten auf eine Nachgiebigkeit seinerseits in politischen Fragen schließend, sich so schmählich enttäuscht fühlen mußte, — diese Enttäuschung und ihre Tränen verschuldeten doch in erster Linie die schwächlichen Männer, welche von ihr erwartet und zu leisten gefordert hatten, was ihre eigene Unfähigkeit zu erreichen außer stande gewesen ist: Denn schon der ganze, uns Nachlebenden unfaßbare Gedanke, durch die Königin Napoleon politisch beeinflussen zu wollen, beweist die Kopflosigkeit und Ohnmacht der preußisch-russischen Generale und Diplomaten.

Es gab zwar Beispiele, daß er sich durch die Bitten und Tränen von Frauen zu Akten der Gnade hatte erweichen lassen und daß selbst Todesurteile zurückgenommen waren. Aber hier handelte es sich denn doch um etwas ganz anderes. So wenig wir es von Bismarck uns vorstellen können, daß er sich etwa durch die persönliche Verwendung der Kaiserin Eugenie in den Friedensverhandlungen hätte irgendwie beeinflussen lassen, so wenig dürfen wir Napoleon daraus einen Vorwurf machen, daß er trotz der Bitten der Königin von seiner Politik nicht abging. Persönlich aber hat Napoleon die Königin schätzen und ehren gelernt und nichts getan — wie das von der erregten öffentlichen Meinung gern geglaubte Gerücht bald aussprengte, — was sie in ihrer Frauenwürde im mindesten hätte verletzen können: Allerdings zwischen der Sache, welche sie ihm gegenüber zu vertreten unternahm, und

zwischen ihrer Person hat er scharf geschieden. — Das ist der wahre Sachverhalt und alles gegenteilige, noch so leidenschaftliche Gerede gehört der Legende von Tilsit an. —

* * *

Die unseligen Friedensverhandlungen zogen sich noch einige Tage hin. Vergebens versuchte der Zar Milderungen von seinem neuen kaiserlichen Freunde zu erlangen; er mußte zufrieden sein, daß Napoleon ihm zu Gefallen die so verstümmelte Monarchie überhaupt noch dem Hause Hohenzollern ließ und sie nicht seinem Bruder Jérôme gab. „Wiederholen Sie Ihrem Kaiser — sagte er dem Grafen Tolstoi — daß alles, was ich für Preußen tue, ich seinetwegen tue und keineswegs wegen der schönen Augen der Königin und am allerwenigsten für den König." Mit eisiger Kälte behandelte er auch in den nächsten Tagen Friedrich Wilhelm III. „Verhandeln Sie, wann Sie wollen — fuhr er ihn an, — verhandeln Sie zwei Jahre, ich werde kein Wort darin deswegen ändern." —

Am 8. Juli schickte Napoleon Düroc nach Picktupöhnen, um durch ihn der Königin seine Abschiedskomplimente zu übermitteln; auch diesem sagte dieselbe, sie habe nicht geglaubt, daß es möglich sei, so getäuscht zu werden. Um die Sendung zu erwidern, wurde Herr v. Buch an Napoleon gesandt, der ihm eine schöne Dose mit seinem Porträt dafür schenkte. Nach Tisch fuhr nur der König mit seinem Bruder Wilhelm nach Tilsit zum Souper bei Napoleon, von wo er um neun zurückkam. An diesem Abend verabschiedeten sich alle russischen Generale von der Königin und fuhren um zehn zurück.

Der König gab am folgenden Tage — was blieb ihm in dieser Lage anders übrig? — seine Zustimmung zu Napoleons Friedensvorschlägen und verabschiedete sich in Tilsit von ihm (der nach Königsberg abreiste). Während dessen erschien bei der Königin der Zar mit seinem Bruder Konstantin, um sich ihr zu empfehlen; er dinierte bei ihr und fuhr um sieben wieder fort, um sich über Tauroggen, Mitau und Riga nach St. Petersburg zu begeben. Wie Königin und Zar voneinander Abschied nahmen, wissen wir nicht; — und doch kann es nicht zweifelhaft sein, daß ihr unbedingtes, fast kindliches Vertrauen zu ihm tief erschüttert war. Hatte sie auch immer seinen Bruder und vornehmlich den General Bennigsen als die Hauptschuldigen für Rußlands laue Kriegführung verantwortlich gemacht, daß der Zar schließlich in Schwachheit sie hatte gewähren lassen, konnte sie sich doch je länger je weniger nicht verhehlen: Auch er war daran schuldig, ja er als ihr Kaiser

und Herr trug die Hauptverantwortung. Daß er ihren Gatten schließlich im Stiche lassen würde, das hatte sie nie glauben wollen. „Nichts in der Welt hat mich so erschüttert — schrieb sie im Hinblick auf ihn — als gute Menschen untergehen sehen, Hoffnungen aufgeben zu müssen, die auf Tugend gebaut waren.“ Und in einem Briefe an ihren Vater lesen wir die nicht mißzuverstehenden Worte: „Wer aber den Tilsiter Frieden unterschrieb, kann nicht müde werden im Guten.“ — Wohl dürfen wir fragen: Wer hatte sie in den Tagen von Tilsit schmerzlicher getäuscht, Napoleon — oder der Zar? — —

Endlich machte der 10. Juli diesem qualvollen Aufenthalt in Pictupöhnen ein Ende: Um 11 Uhr faßte der König den Entschluß, noch am selben Tage abzureisen. Man nahm daher das Mittagsmahl frühzeitiger als sonst und fuhr um 1 Uhr ab; in dem einen Wagen König und Königin, in dem andern die Voß und Tauentzien. Um 9 Uhr abends kam man wieder in Memel an. —

Der Krieg war beendet, es war wieder Friede im Lande, — — aber welch ein Friede!

Memel 1807.

„Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis, unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen! Wir sind moralisch frei geblieben; das wird zur politischen Freiheit führen. Ich bin gewiß, Preußen wird dieser schmähliche Frieden und die Art und Weise wie er geschlossen, wenn ich es auch nicht erlebe, über kurz oder lang Segen bringen. Auch hätte der König nach Eylau einen treuen Alliierten verlassen müssen, das wollte er nicht, der die Treue und Wahrheit selbst ist. Noch einmal: diese Handlungsweise des Königs wird Preußen einst Glück bringen. Das ist mein fester Glaube.“ —

Mit diesen Worten sprach die Königin (unter dem 12. Juli) dem geliebten Vater ruhig und gefaßt ihre Überzeugungen und Hoffnungen aus; wir würden aber sehr irren, zu glauben, daß sie wirklich so ruhig und gefaßt in diesen Wochen gewesen wäre. Im Gegenteil, alles wird uns

erhärten, wie sie in diesen Zeilen nur dem Vater zuliebe ihre wahre Stimmung verbarg, um ihm nicht auch noch den Schmerz über ihre Ver-



Königin Luise im Kreise der Ihren. 1807.
Nach Dähling. Stich von Krethlow im Kgl. Kupferstich-Kabinett zu Berlin. Originalaufnahme.

zweiflung zu bereiten. — Denn sie ist in diesen Wochen — besonders bis Ende September — so niedergeschlagen und mutlos gewesen, wie vielleicht kaum je im Leben vorher und nachher.

Das bezeugen uns zunächst die wiederholten Bemerkungen der Voß: „Ich kann nicht aussprechen, welcher Gram und Kummer mich erfüllt; ich weiß es noch nicht zu ertragen und kann nur täglich von neuem den König bewundern, wie gefaßt er ist. Die arme Königin dagegen ist furchtbar traurig und gebeugt. . . . Ach, die arme Königin, wie unglücklich ist sie vor allen! . . . Ach, barmherziger Gott, wie ist sie zu beklagen!“ — Die Königin selbst hat am freiesten auch damals ihrem Bruder Georg gegenüber sich ausgesprochen; wir begreifen, wie sich nach den Tagen der furchtbaren Aufregung und des zerreibenden Schwankens zwischen Hoffen und Verzweifeln die Spannung ihrer Seele in herzbrechenden Klagen und leidenschaftlichen Worten löste, und ohne alles auf die Wage historischer Genauigkeit legen zu wollen, werden wir diesen Brief vom 5. und 9. August als Hauptzeugen ihrer wahren Stimmung ansehen müssen:

„Reich an Erfahrung, arm an Glauben, lege ich mein müdes Haupt an Deine Brust. Ach! George, welches Schicksal, welche Zukunft, welche Vergangenheit! Ist es möglich, daß solche Menschen von Gott erschaffen werden, als ich habe kennen lernen? Die Guten [d. h. der Zar] tun das Böse, die Teufel brüten es aus und lernen es ihnen; das ist, was ich gesehen habe von Angesicht zu Angesicht. Ganz erfüllt von dem großen Gedanken meiner heiligen Pflicht, flog ich nach Tilsit und sprach das, was mir Gott eingab; allein ich sprach nicht zu einem Menschen, sondern zu einem — zu einem Wesen ohne menschlich Herz, und das Resultat ist dann auch so rein unmenschlich, daß Preußen vor der Welt gerechtfertigt dasteht! . . . Auf der andern Seite aber das Böse, von dem man wußte, es lebt, es wirkt, es ist da, in der Nähe zu sehen, es aber zugleich tausendmal fürchterlicher zu finden, als je der schwache Geist es ahnen konnte, das erschüttert auch. Genug, bester George, in der Nähe Zeuge des zu sein, was ich erlebte, da gehört Riesenkraft zu, es auszuhalten, und dennoch reicht sie nicht. Eine Zusammenkunft dreier gekrönter Häupter! Kann man sich denken, daß diese ohne Folgen sein kann, die nicht von Größe und Milde zeugen, die nicht auf eine ausgezeichnete Art enden müsse? Statt dessen finde ich, als ich nach Tilsit kam, einen Götzen, der angebetet wird (und dieser Götze ist von einem noch unbekannten, ungenannten Metall), und der die anderen beiden Gekrönten geradezu mit Füßen tritt. Es sind da Partikularitäten geschehen, wovon man keinen Begriff hat, bis man sie von einem Augenzeugen selbst gehört hat, die zugleich die höchste Verderbtheit, Kälte, Infamie der einen Partei verraten, und die Schwäche der anderen, die dann freilich die Oberhand stark hatte. — Denn, sei noch zu meiner Entschuldigung gesagt, ist es wohl ein ganz Teil leichter, für sich

allein zu repondieren, als wenn man vor zwei dastehen muß. Denn war ich mit mir so ziemlich fertig, das heißt schleppte ich mich so halbwege fort an Geist und Leib, so kam der Zustand des Königs dazu — Nein, was dieser Mann gelitten, beschreibt sich nicht. Vierzehn Tage in der Folter gespannt, und sich die ärgsten Sachen sagen zu lassen, wenn er alles aufbot aus reiner Vaterlandsliebe, um seine ältesten Provinzen wenigstens aus Teufelsklauen zu reißen. Darauf, auf solche gewagte Stürme auf das Herz desjenigen, der keines hat, (Du begreifst, was solcher Schritt allemal für Aufwand der Willenskraft kostete gegen einen solchen Gegenstand) erfolgten dann den anderen Tag jedesmal ärgere Infamien, da nahm man uns das mehr ab, und jenes mit Ausdrücken, die jedesmal erniedrigender und humilianter wurden. Abspannung erfolgte natürlich, ach! die wird bleiben, und das ist, was mich jetzt betrübt, über alles betrübt. . . . Übrigens bringt Dir dieser Brief ja eigentlich nichts Neues, aber es dient mir wirklich zur Beruhigung, gleichsam mit mir selbst ins Reine gekommen zu sein und die Ursachen geordnet zu haben, weshalb ich so niedergeschlagen war. So recht empor kann ich doch nicht kommen, da Schwäche, Sorglosigkeit, Mangel an Vertrauen in sich selbst, üble Gewohnheit u. s. w. leider immer die Oberhand behalten, und da Ungeschicklichkeiten vorgehen werden, die ärger als arg sind. Aus der Haut möchte man fahren, wenn man das so sieht und nicht helfen darf, — doch dieses alles sei Dir allein gesagt." —

Daß Ungeschicklichkeiten sich ereignen würden, bezweifelte sie um so weniger, weil Hardenberg ja am 4. Juli hatte entlassen werden müssen, denn in ihm sah sie die letzte Stütze des Staates schwinden. Dieser hatte, gerührt und ergriffen, es nicht über sich vermocht, die Majestäten in Memel zu erwarten, und war kurz vor ihrer Ankunft über die russische Grenze gegangen. Schriftlich hat er sich von König und Königin verabschiedet; die Antwort, welche sie ihm durch den Kammerherrn von Schladen zukommen ließ, lautete: „Die Königin, welche ich oft sehe und die jedesmal von Eurer Exzellenz mit lebhaftester Zuneigung und mit Tränen in den Augen spricht, beauftragt mich, Ihnen viele Dinge Ihrerseits zu sagen. Sie erklärt, daß ihr keine Art des Opfers zu teuer wäre, um Ihnen ihre Dankbarkeit zu beweisen, und daß sie nie im Leben die rührenden Beweise von Anteil und Freundschaft vergäße, welche sie und der König von Eurer Exzellenz empfangen hätten. Das waren ihre eigenen Worte." — Sie selbst aber hat dem Bruder in ebenso starken, wie ehrenden Ausdrücken geschrieben, was sie in diesem Minister verloren sah:

„Über den Verlust von Hardenberg heule ich Tag und Nacht. Der König hatte ihm endlich das so lange verdiente Vertrauen ganz geschenkt;

Hardenberg war ihm so attachiert wie niemand hieniden, denn die Ehre, das Wohl des Staates war ihm alles, seine Person, sein Ich nichts. Wie hat sich der Mann betragen, George, wie ein Gott! Wenn nur ein Gedanke an ihn selbst ihn beschäftigt hätte, nein, nur mit dem Staat, mit den Mitteln, wie der noch zu retten sei, wie dieses getan, jenes vermieden werden müßte, so bewies er sich, bis daß er uns ein ewiges Lebewohl in Picktupönen sagte. Mit diesem Bilde der wahren männlichen Tugend erfüllt, mußte ich denn zu dem Napoleon eilen, der uns auch dieses Kleinod entriß, um das Böse desto leichter an uns auszuüben, weil er uns zugleich auch aller Mittel beraubte, das wieder gut zu machen, was er mit teuflischer Kunst und Freude so horrible böse und verwickelt gemacht hatte.“ —

* * *

Denn wie sehr bedurfte man einer festen, sicheren Hand! — Im Frieden von Tilsit war bestimmt worden, daß Preußen so lange von drei französischen Armeekorps besetzt bleiben solle, bis es die Kriegskontributionen bezahlt habe; die Höhe derselben aber festzusetzen behielt Napoleon sich vor. Durch diese Bestimmung war Preußen ganz in die Hände des unbarmherzigen Siegers gegeben, der seine Forderungen ins Unerschwingliche steigerte, um das Land — wenn überhaupt, so doch möglichst langsam räumen zu müssen. Dieses wahrhaft diabolische Vorgehen Napoleons, voll Rachsucht und Heimtücke, kleinlich und boshaft hat weit mehr als die Niederlagen und Leiden des eigentlichen Krieges Preußen an den Rand des Abgrundes getrieben; aber diese Geißelhiebe haben den nationalen Stolz durch furchtbaren Haß zu neuem Leben emporgepeitscht, — — doch das Herz der Königin sollte zuvor unter ihnen verbluten:

Diese fortwährenden neuen Beängstigungen, das durch sie immer wieder grausam gestörte Verlangen nach endgültiger Ruhe, nach Rückkehr in die Hauptstadt, diese unaufhörliche Kette namenloser Quälereien und Drohungen, sie haben den physischen Wiederstand ihrer seit langem geschwächten Gesundheit vernichtet.

Napoleon begann seine Vampyrtätigkeit damit, daß er 100 Millionen Franken Kontributionen fordern ließ; der König sandte den General Knobelsdorf nach Paris, um die Unmöglichkeit der Zahlung dieser Summe zu beweisen. Napoleon ließ sich auf nichts ein und gewährte dem Abgesandten Friedrich Wilhelms nicht einmal Audienz; seine Truppen blieben wo sie waren. — „Die Königin ist schrecklich unglücklich, daß an allen Orten, wo der Konvention

zufolge die Franzosen abmarschieren sollen, sie fort und fort bleiben und die Einwohner vollends an den Bettelstab bringen.... Die Herrschaften sind beide recht leidend, all dieser Kummer muß ihre Kräfte erschöpfen. Wie sollen sie dies Maß von Leiden ertragen? — Die arme Königin weint zu viel!" — Doch Ende September fiel ein Schimmer neuer Hoffnung in ihre Seele: Stein kam zurück. —

Gleich nach Abschluß des Friedens von Tilsit hatte Hardenberg den König nachdrücklichst auf ihn hingewiesen; die Prinzeß Radziwill und Blücher schrieben ihm eindringliche Briefe, allen Groll zu vergessen und zur Rettung des Staates herbei zu eilen. Im August hat der große Mann, krank auf seinem Gute in Nassau, diese Schreiben erhalten und keinen Augenblick geschwankt, dem Ansuchen zu willfahren, sobald er genesen sei. In qualvollem Warten vergingen der Königin die Wochen bis zu seiner Ankunft: „Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost; großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen!"—

Unterwegs erhielt Stein in Berlin einen Brief der Frau von Berg mit der folgenden dringenden Aufforderung, sich der Königin anzuschließen: „Ich bitte Sie, sich der Königin zu nähern; wenn Sie die Reinheit ihres Wesens kennen, so werden Sie ihr beistimmen und sie lieben. Sie verschmäht die kleinen Mittel, welche ihr Macht geben könnten, man muß sie um so höher achten. Es ist in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin, daß sie sich hingibt und alle Neigungen und Meinungen des Königs teilt, daß sie diejenigen verteidigte, welche er verteidigte [vgl. S. 156]; könnte man ihr daraus einen Vorwurf machen? Indessen ist das Unglück der Zeiten so groß und so grausam gewesen, daß ihre Augen über viele Dinge geöffnet sind. Sie ist Mutter, und die Zukunft ihres Sohnes, ihrer Kinder kann sie nicht gleichgültig lassen; dazu hängt sie innig an ihrem Lande. Die Königin ist nicht geeignet in das Einzelne der Verwaltung einzugehen, was auch im allgemeinen für die Frauen nicht paßt, denn es bringt sie in zu viele Verhältnisse und schadet dadurch ohne irgend einen Vorteil der Einfachheit und Gleichmäßigkeit des Lebens, dieser Quelle so vieler Tugenden; aber die Königin muß eine Stütze finden, sie muß sie finden für jeden sittlichen Zweck, für Sicherung der Umgebung des Königs gegen Menschen, die seine und des Landes Wohlfahrt und Ehre in Gefahr bringen, für die Erziehung ihres Sohnes und für jeden Zweck, der die Würde des Königlichen Hauses und das Wohl des Staates zu erhalten dient. Seien Sie also diese Stütze; lassen Sie sich durch die ersten Unbequemlichkeiten nicht aufregen und abstoßen." —

Am 30. September traf Stein in Memel ein; Frau von Berg übernahm

die Vermittlung, und alles atmete mit einem „Gottlob, daß er da ist!" erleichtert auf. Bei der Audienz am folgenden Tage fand er den König höchst niedergedrückt, seine Gemahlin weich, wehmütig, voll Besorgnis und voll Hoffnung: beide empfingen ihn sehr gnädig. Ihm wurde die oberste Leitung aller Civil-Angelegenheiten übertragen; Stein war zur Übernahme bereit, wenn der Kabinettsrat Beyme von der Person des Königs entfernt werde. Mit Bezug darauf vertraute die Königin dem Bruder: „Steins Ankunft beruhigt mich auf viele Weise, aber es hat denn auch schon böse Stöße gekostet wegen Beyme. Dieser hat sich sehr edel benommen und den König um seinen Abschied aus dem Kabinett gebeten. Das machte freilich der Sache ein Ende, aber den König schmerzt es; und dann war dieses doch nicht ein Entschluß und eine Sache, die in einer Sekunde abgemacht war, und die Sekunden, die dazwischen pick pick machten, waren Erdstöße, die viel Schwefel und böse Dünste auswarfen. Mehr kann ich nicht sagen, ausmalen kannst Du es Dir aber doch."

Für die nächste Zukunft war sie keineswegs ganz ohne Bedenken: „Wenn nur Stein in seinen Formen Herr ist, und immer weniger sein will, als er ist, dann gehet die Sache. Erörtern nicht streiten ist die Hauptsache und viel Geduld. Der König hängt an sanfter ehrerbietiger Form sehr, und Hardenberg ist einzig darin. Umstrahlt von Tugend trat er immer als ein Verklärter herein, machte seine Vorstellungen mit einer Art, daß der König immer König blieb, und das ist viel." — Und leider schienen ihre Befürchtungen bald sich erfüllen zu wollen: Der König wollte Beyme zwar, wenn auch schweren Herzens, von den Geschäften entfernen, aber noch nicht sofort gänzlich; Stein erhob Einsprache. Da schrieb ihm die Königin die flammend flehenden Worte: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß sein Wort, Beyme kömmt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um 3 Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meine Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld!" —

Der große Mann hatte Geduld mit all den kleinen Hindernissen und blieb. An all seinen Plänen und Entwürfen hat Königin Luise den regsten Anteil genommen; sie arbeitete sogar eine — leider noch nicht veröffentlichte — Denkschrift aus, eine Darlegung ihrer Ansichten über die Hebung des sittlichen, religiösen und vaterländischen Sinnes; zur Begutachtung übersandte sie dieselbe an Stein mit der Aufforderung: „Streichen Sie, setzen Sie zu nach Belieben, ich werde sehr dankbar sein." — Zuversicht und Hoffnung war mit seiner

Ankunft wieder in ihre Seele eingezogen: „Ich verzage nicht für das innere Wohl des Landes, das Elend ist jetzt ohne Grenzen, allein es ist noch manche Kraft unerwacht, manche Quelle nicht aufgetan, die doch, wo nicht Segen, Ersatz bringen kann. Und der große Meister ist ja bei uns, der dieses alles beleben kann und wird, da Talent und Wille, Kraft und Energie beisammen ist.“ —

* * *



Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom Stein.
Zeichnung von Johann Veit Schnorr von Karolsfeld. (Aus Berner, Geschichte des preußischen Staates.)

Auch aus Paris lauteten Anfangs Oktober die Nachrichten etwas günstiger; ihre Schwester Therese von Turn und Taxis war dort, um bei Napoleon für Wahrung der Rechte der Reichslandpostmeister einzutreten. Nach ihren Mitteilungen schrieb die Königin ihrem Bruder: „Die gestrigen Nachrichten aus Paris sind nicht so grau wie gewöhnlich, ohne im geringsten hell zu sein; aber das Grau rührt sich etwas freundlicher. Therese schreibt mir —

Es zeigt sich mir im allgemeinen ein Wechsel zum Besseren, es scheint mir, daß man mehr Herzlichkeit hat und mich selbst behandelt man seit einigen Tagen mit mehr Auszeichnung. — Diese selbe Bemerkung macht auch Knobelsdorf." Und zum Schluß des Schreibens: „Noch ehe ich schließe, muß ich Dir doch den Trost geben, daß ich freier atme, seit die Briefe aus Paris gekommen sind, die doch im Ton etwas besser stimmen als wie bis jetzt wo alle Töne verstimmt waren auf diesem Instrument." — Ja, wir hören, daß die Königin von einer persönlichen Rücksprache mit Napoleon Erfolg erhoffte und daher entschlossen war, unter Umständen nach Paris zu reisen:

„Wie oft, wenn alles hier verzweifelte, trat ich auf und bat, man möchte mich nach Paris schicken, ich scheue nichts, was Recht ist. Stein sagte ich dieses auch und er antwortete mir: noch nicht! Die Achtung des Kaisers ist mir gewiß und er sagt stets Gutes und Liebes von mir. Theresens Briefe sagen dasselbe. Er selbst sprach mit mir in Ausdrücken, sagte sie, „die meinem Herzen wohl getan haben", ihr letzter ... ward geschrieben einen Augenblick nach der Präsentation bei der Kaiserin, wo ihr die wieder sagte — Ich nehme diese Gelegenheit wahr, um Ihnen alles mitzuteilen, was mir der Kaiser Angenehmes über Sie gesagt hat. Der Kaiser, sagte sie mir, hat mir viel von der Königin von Preußen gesprochen: er sagte, daß sie die liebenswürdigste und interessanteste Frau sei und daß er sehr bedaure, sie nicht früher gekannt zu haben. — Wenn Vorurteile bestanden hätten, so sei er davon zurückgekommen und es tue ihm sehr leid, daß die Politik stärker als sein Wille gewesen sei. Das ist die Hauptsache dessen, was sie mir gesagt und in verschiedener Weise wiederholt hat. Diese Äußerungen zusammengenommen gaben mir den Gedanken, daß seine Eitelkeit geschmeichelt durch eine Stimme, die mit Würde und Anstand Recht fordert, mit Formen, die seine Sinne bestechen, in dem reinsten Sinn genommen, doch etwas Gutes für den König und 6 Millionen unglücklicher Menschen hervorbringen könnte. Es ist ein großer Entschluß und eine Königin, die selbst bittet, etwas Unerhörtes! Aber ich tue es, so bald ich hoffen kann, nur etwas Gutes zu stiften."

Wie sehr mußte sich also ihre Stimmung seit jener Stunde beruhigt haben, in der sie so leidenschaftlich erregt demselben Bruder von der Begegnung mit dem Fürchterlichen geschrieben hatte. Denn auch sonst zeigt dieser Brief, wie eine gefaßte Stimmung bei ihr die Oberhand zu erhalten begann: Sie plaudert endlich wieder mit innigem Anteile ausführlich von ihren Kindern, dem Liebsten, was sie hinieden besaß. — „Du forderst Nach-

richten von meinen Kindern: sie sind alle lieb und gut. Fritz gibt die schönsten Hoffnungen, sein Herz ist gut und viel Geist und Wißbegierde; nur seine Manieren sind noch abscheulich und erfordern all meine Strenge und Aufmerksamkeit; denn das Äußere hat gar zu viel Zusammenhang mit dem Innern. Wer lieber mit dem Ellenbogen stößt als mit der Hand sanft und höflich (nach Umständen) schiebt, um etwas hinweg zu räumen oder jemand aufmerksam zu machen u. s. w., der hat etwas Ähnliches in seinem Gemüt, welches eine schöne Harmonie des Innern ebenso unangenehm störet als ein Anstoß der Grazie äußerlich das Auge verletzt. Glaube mir, ich habe recht darüber nachgedacht und geprüft. Fritz empfindet sehr lebhaft; als ich von Tilsit zurückkam, sagte ich ihm sehr bewegt: ‚Ich will Dir einmal recht umständlich erzählen, welches große Opfer ich dem Könige, meinen lieben Kindern und dem Lande gebracht habe, es hat mir viel Kraft gekostet, aber Euer Glück war mir lieber, es ist mir alles', — da fing er so an zu weinen, daß er sich den ganzen Abend nicht erholen konnte und ganz in sich gekehrt war. Er muß früh lernen, Opfer, von anderen gebracht, zu würdigen, damit der Entschluß mit ihm wachse und reife, auch alles zu tun, was recht ist. Wilhelm auch klug und gut, immer körperlich schwächlich. Charlotte rein wie Gold, gut, sanft, lustig, so daß St. Luisens hupte = Teufelchen mir manchmal einfällt. Karl so eine Art wie Fritz, nur jetzt schon gehobelter als er. Ich und der König nennen Alexandrine die kleine Selbstherrscherin, denn sie hat so etwas Bestimmtes und Närrisches als möglich."

* * *

Aber auch dieser hoffnungsvollen Stimmung sollte schnell die Enttäuschung folgen! — Hatte die Königin noch am 8. Oktober die baldige Rückkehr nach Berlin nicht ganz für unmöglich gehalten, — „vielleicht wird man sanfter gegen uns und wir sehen uns in Berlin" — so schrieb sie zwei Tage später an die Frau von Berg in hellster Verzweiflung:

„Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Konvention zukamen, waren von der Art, daß Stein zum erstenmal wie zu Stein wurde. Die Kontribution beträgt an 154 Millionen; davon soll ein Drittel sogleich bar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen 100, also 50 Millionen in Promessen, die andere Hälfte durch Domänenverkauf. Um gewiß zu sein, daß die Zahlungstermine innegehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand 5 Festungen.... Diese sollen mit 40000 Mann französischer Truppen besetzt werden, worunter 10000 Mann Kavallerie, die

der König einkleiden, bewaffnen und ernähren soll und dazu die Summe von 12 Millionen Taler anweisen. Die Domänen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen zwischen der Elbe und der Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen. Begreiflich ist, daß 40000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich — was bleibt dem König übrig? Und was bleibt er mitten in seinen Staaten? . . . So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher alles hier darniederliegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart — besonders, da es unverdient ist! Meine Zukunft ist die Allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines anderen Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen — womöglich! Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit — verfolgt aus Übermut — geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen!" —

Ihr Trost ist Stein: „Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß uns Gott noch nicht ganz verlassen hat." Sie ließ ihn zu sich bitten: „Wenn Sie nicht so viel zu tun haben, . . . so wünschte ich sehr und außerordentlich den Trost zu haben, Sie um 5 Uhr zu sprechen. Mitteilung des Schmerzes, das Urteil eines klugen, gefühlvollen Mannes ist von unendlichem Wert. Gott, wo sind wir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurteil ist gesprochen." — Und er muß die Königin wunderbar getröstet haben, denn wir begegnen ihrem Geständnis: „Wie glücklich bin ich, daß Stein wieder hier ist; ja, seitdem ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist es mir, als könnt ich mich höher aufrichten, und als würde mein sorgenschweres Haupt mir leichter zu tragen." —

Man machte erneute Versuche, auf Napoleon durch persönliche Vorstellungen einzuwirken: Im Oktober reiste ihr Bruder, der Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, im Auftrage des Vaters nach Paris, um die Aufnahme des Landes in den Rheinbund zu erwirken; die Königin bat ihn, sich bei Napoleon um Milderung der Bedingungen zu bemühen. Ende Dezember sandte der König seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach der französischen Hauptstadt mit dem Auftrage, Erleichterungen der Kontributionen zu erstreben; die Königin faßte ihr Urteil über diese Mission ihres Schwagers in die Worte zusammen: „Wenn der Prinz Wilhelm in seinen Unterhand-

lungen keinen Erfolg hat, wenn der Kaiser seinen Entschluß in Rücksicht auf uns nicht ändert, wenn er die Stimme der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit nicht hört, dann ist alles gesagt, Preußen wird nicht mehr vorhanden sein, und ich weiß nicht, welchen Namen der König von Preußen annehmen will und kann, um auszudrücken, was er ist oder vielmehr was er nicht mehr ist.... ‚Übrigens muß man die Ankertaue kappen und das Schiff der Flut überlassen, sich auf Gott verlassen, wo menschliche Hilfe fruchtlos wird.‘ Die Sendung Wilhelms ist auch einer dieser verzweifelten Schritte, das ist alles, was uns zu tun blieb, und dann, ‚hört alles auf, nun, so haben wir uns nichts vorzuwerfen. Die Nachwelt wird richten!‘“ —

Um Napoleon zu erweichen und vielleicht aus persönlichem Mitleid mit ihrem Zustand und ihrer Gesundheit zu bewegen, ihr den Weg nach Berlin zu erleichtern, schrieb die Königin Anfang November an ihn; der Brief selbst ist nicht bekannt geworden und man muß sich mit ihrer Äußerung begnügen: „Ich habe dem Kaiser gestern geschrieben, ... ich wiederholte noch einmal die brennendsten Wünsche meines Herzens u. s. w. Ich sagte ihm unter andern, daß meine Gesundheit durch das Klima ganz zerstört wäre. ‚Diese Sprache behauptet auch und macht's arg, um zu erweichen, besonders gegen die Kaiserin, die immer so gut für mich war.‘“ Dieses Schreiben aber hatte der preußische Gesandte in Paris „die Güte gehabt, in seinem Schreibtisch zu verwahren,“ statt es dem Kaiser, der nach Italien abgereist war, sofort nachzusenden. —

Bezeichnend für die verzweifelte Lage ist die Tatsache, daß auch die Frau Oberhofmeisterin sich an Napoleon wandte; — „die alte Voß (berichtet die Königin staunend und bewundernd von ihr) ist immer dieselbe, lustig, traurig nach Umständen, sie hat viel über unser Unglück gelitten, denn sie hat eine Geistesregsamkeit, die doch wirklich unbegreiflich ist für achtzig Jahre.“ Die Greisin selbst hat darüber aufgezeichnet: „Ich fand die Königin heute [4. November] so erschüttert und verzweifelt über die letzten Nachrichten, daß ich den Entschluß faßte, für sie an Napoleon zu schreiben. Ich frug Stein um Rat, der mir sagte, ich solle es versuchen. Ich zeigte ihm meinen Brief, er war zufrieden mit demselben.“ — Der preußische Gesandte wagte jedoch gar nicht, diesen Brief an Napoleon zu geben, denn sie „stünde bei diesem nicht in gutem Geruch.“ —

Ende des Monats traf in Memel ein Antwortschreiben Napoleons ein: Er versprach, daß die Truppen Ost- und Westpreußen verlassen sollten, „die Königin könne alsdann ihre Wochen in Königsberg halten; nach Berlin brauche sie deshalb gar nicht zu gehen, das sei nicht nötig.“ — Gleichzeitig

mußte die Königin den Schmerz erleben, daß Schwester Therese in Paris an Preußens gutem Willen irre wurde; tief bewegt klagte sie dem Bruder: „Ich habe ihr durch die Post geantwortet, so wie die Post und die Behörde, für die er verfaßt war, erforderte. Meine indignation habe ich nicht äußern dürfen, aber sie ist in meinem Herzen. So etwas tust Du nicht, und hinge das Schwert an einem Haar über Deinem Haupte; laß mich es nicht erleben, von Dir würde ich es nicht ertragen!" Und in lebhaften Ausdrücken versichert sie ihm: „Recht ernstlich muß ich Dich aber bitten, überzeugt zu sein, daß von hier aus alles geschieht, was in der Welt nur möglich ist, um mit Frankreich zu enden und bald zu enden. Alles, sage ich nochmals! Zum Unterpfand der Wahrheit dessen, was ich sage, bedenke, daß Stein die Sache leitet, begeistert, fördert, belebt. Zugleich sage Dir aber auch, daß der König sich und seiner Nation schuldig ist, sich so zu benehmen, daß er und sie bestehen und noch atmen können: denn Leben kann man die Existenz, die man uns bereitet, wohl nicht mehr nennen. Ich bitte Dich, lese diesen Brief, wenigstens diese Stelle des Briefes recht oft wieder durch, denn wenn man in der Hauptstadt des Landes lebt, welches Unrecht tut an den Unschuldigen, und dieses Unrecht von allen Seiten täglich auf den Unschuldigen wälzen hört, so wird man doch zuletzt irre, wenn nicht gar wankend. Um Dich vor dieser Sünde zu bewahren, so denke an mein Wort, welches noch nie log: es geschieht alles. Mehr hierüber zu sagen, würde Folianten kosten, aber baue auf mein Wort und laß Dich durch nichts irre machen."

* * *

Bis Ende 1807 war ein Teil der harten, in nichts gemilderten Forderungen so weit erfüllt, daß die Franzosen Ostpreußen räumen mußten und der Rückkehr nach Königsberg wenigstens — von Berlin war keine Rede! — nichts mehr im Wege stand. Man beschloß daher, daß die Königin dort ihre Wochen halte und am 15. Januar 1808 hat der Hof die treue Stadt und des Reiches äußerste Grenze verlassen: Die entbehrungsreichste Zeit im Leben der königlichen Dulderin sollte damit ihr Ende finden.

Denn was sie hier in Memel — in des Wortes nacktester Bedeutung — gelitten, hat sie namentlich den Geschwistern wiederholt ebenso ergreifend wie anschaulich also geschildert: „Ich versichere Euch, liebe Therese und lieber Georg, daß die Geschichte kein Beispiel hat, das unserem Geschick zu vergleichen wäre, und niemals hat man unschuldiger leiden sehen. Das Land ist in einem Zustand, von dem man sich keinen Begriff machen kann, aus-

gefogen, ruiniert, der König ruiniert, der Adel ruiniert, dazu eine Kontribution von 150 Millionen Franken zu bezahlen, und man beraubt uns aller Mittel zu bezahlen und aller Mittel zu bestehen. Die Reformen, welche geschehen, sind unbegreiflich, die Familien um uns ganz in Tränen, ohne Brot, ohne Zukunft wie ihr Monarch. Zum Diner haben wir vier Schüsseln, des Abends drei Schüsseln, und das ist alles. Ich versichere Euch, daß man sich davon keine Vorstellung macht. Fügt dem meine Schwangerschaft hinzu, die mit diesem Zustand verbundenen Unbequemlichkeiten, dazu den meiner Seele, der mich vernichtet, das Klima, das ich nicht ertrage, weil es unerträglich ist, feucht und kalt, seit neun Wochen unaufhörliche Regenschauer mit Zwischenräumen von einigen Stunden, wo man in Gefahr ist, im Schmutz ertränkt, damit überschüttet zu werden und Arme und Beine zu brechen, — das sind die Freuden von Memel. Und wenn man noch sagen könnte: das wird enden, diese Übel werden aufhören. Aber ach, sie werden es nicht. ‚Gott bewahre alle Menschen vor solch einem Leben; es ist nicht zu beschreiben, denn es hat noch nie existiert.‘ . . . Denkt nur, daß, wenn auch der König nach Berlin zurückkehren kann zu Ende Januar, ich wegen meiner Niederkunft ihm nicht mehr folgen kann, und ich bleibe allein in diesem Morast und in diesem Norden, wo die Blätter im Juni treiben und die Früchte niemals reifen. Das ist ein Klima. . . . Im Süden Deutschlands erzogen, hatte ich schon Mühe, mich in Berlin zu akklimatisieren; aber was ist das Klima von Berlin im Vergleich zu dem Preußens! Ihr begreift, daß, aller Bequemlichkeiten des Lebens beraubt, sich diese Beraubung nie mehr fühlbar macht, als in einem Augenblick des Schmerzes und langer Genesung; diese kann nur sehr langsam in einem Klima sein, an das man sich nicht gewöhnen kann, ich weniger, wie die übrigen Menschen, die ich im Süden des teuren Deutschland geformt bin. Ich gehe nach Königsberg für meine Niederkunft in dem infamen Schloß, aber wenigstens sind die Zimmer geräumig und hoch und der Zugwind kann Euch nicht töten im Bett wie hier in Memel, wo die Häuser von Papier sind und die Fenster, um sich darüber lustig zu machen. In diesem Jahre brauchte ich zehn Wochen, um mich wiederherzustellen, und vier Monate nach meiner Krankheit war ich noch so schwach, daß die geringste Ursache mich auf das elende Bett warf. Ich bin trostlos darüber und nicht nur für mich, sondern für das Land; was dieses leidet, was dieses duldet, ist über jede Vorstellung. Wir, der König, haben nichts mehr, und wir leben von der Luft. Die strengsten Einschränkungen sind am Tische des Königs gemacht und in allen Zweigen der Verwaltung. Alles stirbt vor Hunger und Hungersnot.“ — Wie sie an

dem Notwendigsten Mangel litt, zeigt die Bitte an den Bruder: „Ich **bitte** Dich schließlich, lieber Georg, schicke mir doch zwei recht hübsche Nacht**mützen** für meine Wochen. Dieses ist wahrlich nicht Luxus, sondern Notwendig**keit**; ich muß welche haben, meine sind Lumpen, hier kriege ich nichts und **das** infame Zeug kostet hier Friedrichsdors, was in Berlin und Paris **Taler** kostet. Durch die erste Gelegenheit schicke sie mir, wenn es auch drei **sind**, aber bald.... Vergiß es nicht.“

Doch auch Sterne leuchteten an dem dunklen Himmel ihres Daseins, verklärenden Frieden mit mildem Scheine verbreitend. — In den Schmerz um die abgetretenen Landesteile mischte sich die Freude über die Zeichen treuer Anhänglichkeit der dem Könige verbliebenen Provinzen: Ende August empfing die Königin eine Berliner Deputation, „sie behielt sie sehr lange und, was sie zu ihnen sprach, war überaus schön und rührend.“ Anfang September kam eine Deputation der Schlesier, „sie waren bei Tische und die Majestäten waren sehr freundlich und herzlich gegen sie.“ — Wo die Königin nur konnte, hat sie ermutigt, getröstet und aufgerichtet.

Kaum einer bedurfte ihrer Tröstungen mehr wie ihr Gatte: „Die Königin ging jeden Morgen und jeden Abend mit ihm allein spazieren und war so viel als möglich immer mit ihm, um ihn zu trösten.“ Die furchtbaren Aufregungen und fortgesetzten Demütigungen drohten ernstlich auch seine Gesundheit zu gefährden. In diesen schweren Monaten schloß das Unglück die beiden Gatten enger wie je aneinander, und was ihr Leben an äußerem Glanze entbehrte, gewann es an innerer Erhebung. Jener Frieden Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, zog ein in ihre Seelen und ließ sie alles Ungemach als eine vom Allmächtigen gesandte Prüfung willig und ergeben ertragen. — „Sehr schön — schreibt Hufeland — vereinigte sich hiermit der tägliche Anblick, ja ich kann sagen der Umgang des edlen Königspaares, dessen Standhaftigkeit, Ergebung und Seelengröße im größten Unglück, in der größten Erniedrigung, die ein mächtiges Herrscherhaus erfahren kann, jedem fühlenden Herzen rührend erhebend sein mußte und immer an ein höheres Leben als das höchste Irdische in ihm erinnerte und durch sie darstellte.“

Auch in ernster Lektüre suchte die Königin Erholung und Belehrung: Sie las Corinne von der Staël und gedachte dabei des geliebten Bruders, wie er einst die Altertümer Roms durchstreift hatte; im engsten Zirkel wurde Schillers dreißigjähriger Krieg vorgelesen. Von der Schwägerin, der Prinzeß Wilhelm, schrieb sie lobend dem Bruder: „Du glaubst nicht, welch gute Frau es ist, wie tief sie fühlt, wie warm, sie ist so klug, weiß so viel,

beschäftigt sich anhaltend, gut und ernsthaft: wer das auch getan hätte! — Doch ich bin auch recht fleißig und die Einsamkeit macht mich um ein paar Jahr weiterschreitend."



Oberhofmeisterin Gräfin von Voß.
Stich von A. Weger nach einem Ölbilde im Besitze des Grafen von Voß auf Groß-Giewitz.

Und zum Schluß dieses Memeler Halbjahres noch ein rührend ergreifendes Bild, wie sie liebend sorgte, Treue mit Treue zu vergelten: „Die Königin hat die Gnade gehabt — schreibt die alte Voß — eine Markise vor meiner Türe machen zu lassen, so daß ich im Freien sitzen kann, und das ist mir eine Wohltat." Oft besuchen König und Königin die Greisin hier, die gar nicht gehen kann und unter der Markise vor ihrer Türe sitzen bleiben muß; viele Stunden haben sie hier vormittags und abends ver-

plaudert. — „Die Majestäten waren dreimal während des Tages bei mir. Abends blieb der König noch lange allein da, als die Königion fort war. Ach, wie traurig ist er, wie gebeugt! Wenn er sich einmal vertraulich ausspricht, so geht es einem durchs Herz und ich konnte ihm nur mit heißen Tränen zuhören.“ — — —

Königsberg 1808.

Die Reise von Memel nach Königsberg führte die Königin wieder über die Nehrung; die Eindrücke dieser Fahrt waren wahrlich keine heiteren. „Man findet überall die Ruinen der von den Franzosen niedergebrannten Dörfer! — Ach, lieber Gott, wie ist das alles traurig.“

Nachmittags um 4 Uhr des 16. Januar 1808 trafen die Majestäten im Schlosse zu Königsberg ein: „Um 6 Uhr wurde gegessen. Abends hatten wir noch etwas kalten Braten und Punsch zur Feier unserer Rückkehr. Die Königin war, Gottlob, wohl und nicht zu angegriffen.“ — Am nächsten Tage wurden die Majestäten durch eine Deputation der Bürger begrüßt; die Königin erhielt von der Bürgerschaft eine Chaise longue von grünem Samt; abends war die ganze Stadt schön erleuchtet. — Die Studentenschaft huldigte dem Königspaar am preußischen Krönungstage, dem 18. Januar: Bei all diesen Festen war die Königin zugegen, und auch an den folgenden Tagen empfing sie zahlreichen Besuch, ohne sich gebührend zu schonen.

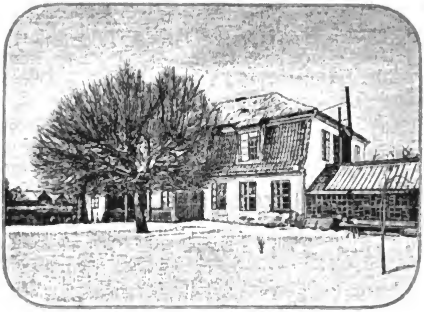
Am 1. Februar, um 10 Uhr nachts wurde die alte Voß „rasch zur Königin gerufen und um 11 Uhr genas sie einer kleinen Prinzessin. Sie hat Gottlob nicht sehr gelitten, und der gute König war ganz außer sich vor Freude.“ Die Voß blieb bis nach Mitternacht bei ihr und ging dann „beruhigt“ in ihr Zimmer. Die Wöchnerin erholte sich sehr schnell; die Oberhofmeisterin teilte sich in die Pflege mit Frau von Berg, die in der Nacht vom 3. zum 4. eingetroffen war. — Die Taufe fand am 27. Februar statt: die Stände von Ostpreußen und die Bürgerschaft Königsbergs nahm der König zu Nebenpaten; der Täufling — Prinzeß Wilhelm hat ihn gehalten — bekam die Namen seiner Mutter: Luise Auguste Wilhelmine Amalie. Es war eine schlichte, aber alle Anwesenden tief ergreifende Feier. — Von diesem, ihrem neunten Kinde (drei waren verstorben, vgl. S. 67, 98, 146) schrieb die glückliche Mutter ihrem Vater: „Meine kleine Luise ist wirklich ein Engel. Sie ist ordentlich schön und so ruhig, wie man sich die Verklärten denkt.

Ihr Blick ist süß und schön — ihre Züge fein und angenehm — mit einem Worte, sie ist göttlich. Gott wolle sie uns erhalten."

Der König hatte nicht gelitten, daß die Hofdamen bei der Taufe in Schleppen erschienen, denn man mußte sparen und unnötige Ausgaben sollten vermieden werden. Immer weitere Einschränkungen wurden im königlichen Haushalt notwendig, und alle lernten Gewohntem entsagen und oft Notwendiges entbehren. Die Voß, welche auch auf einen Teil ihres Gehaltes verzichtet hatte, berichtet aus dem April dieses Jahres: „Alle die armen Offiziere, die hier durchkommen, sind jetzt auf halben Sold gesetzt und es gibt viele, die auch nicht das allergeringste von Sold mehr nehmen. Man weiß, daß manche dieser treuen armen Offiziere Holz hauen, um ihr Brod zu verdienen, andere bei den Bauern in der Wirtschaft und auf dem Felde arbeiten, nur um leben zu können." — Die Königin richtete an die, ja in Berlin zurückgebliebene Gemahlin des Prinzen Ferdinand (vgl. S. 166) die folgende Danksagung: „Wenn man so viel Ursache zur Dankbarkeit hat, ist es schwer, nicht wider Willen etwas davon zu übergehen; dies ist mein Fall, meine teure Tante. Neulich als ich meine Rechnungen ordnete, sprach ich mit meiner Cousine von Ihnen gehörenden Hemden, die ich in Händen habe. Daraufhin teilte sie mir mit, daß Sie, meine teure Tante, die unendliche Güte gehabt haben, mir dieselben zu schenken. Ich sage Ihnen dafür tausend und millionen Dank und küsse Ihre teuren Hände in Gedanken. Es ist unmöglich, besser zu sein als Sie es sind, meine teure Tante, und dankbarer als ich es Ihnen bin, könnten Sie nur davon überzeugt sein! Sie haben keine Ahnung davon, wie angenehm mir diese Hemden sind, denn meine Wäsche ist durch die Reisen zugrunde gerichtet und es ist wirklich eine Wohltat. Nochmals sage ich Ihnen tausendfältigen Dank dafür." — — Es war eine eiserne Zeit und eine schwere Schule harter Zucht. — —

Die Majestäten führten, wie in Memel, ein möglichst zurückgezogenes Leben. „Die Königin ißt jetzt immer allein mit dem König, nur zuweilen einige der königlichen Kinder mit ihnen." Wie das gemeinsam getragene Unglück die beiden Gatten in innigster Liebe nur immer noch enger verband, hat sie dem Vater in ihrer einfach herzigen Weise also versichert: „Vor allen Dingen ist es die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle, zarte Begegnung, welche mein Glück ausmachen. Der König ist herzlicher und besser als je für mich. Großes Glück und große Beruhigung nach 14jähriger Ehe; wir sind uns neu geblieben und unentbehrlich geworden."

* * *



Luisenwahl.

Anfang Juni verlegte die Königin ihren Wohnsitz aus dem Stadtschloß hinaus aufs Land. Vor dem Steindammer Tor lag eine Anzahl von Bauerngütern auf den „Huben“; hier hatte der Geheime Kriegsrat und Stadtpräsident Theodor Gottlieb von Hippel, der bekannte humoristische Schriftsteller, ein einfaches Landhaus mit einem schönen, von ihm angelegten Garten besessen; nach seinem Tode war dieses Besitztum an den Regierungsrat Busolt übergegangen, von dem der König es zum Sommeraufenthalt für seine Gemahlin mietete; das bescheidene Haus trägt heute der Königin zu Ehren die Bezeichnung „Luisenwahl“. — Wie wohl sie sich in diesen einfachen Verhältnissen befunden hat, bezeugen ihre Worte, mit denen sie damals einem Zweifler geantwortet haben soll: „Um glücklich und zufrieden zu sein in seinem Innern, bedarf man nicht viel des Äußeren; gesunde Luft, Stille, Aussichten ins Freie, einige Schatten gebende Bäume, ein paar Blumenbeete, eine Laube reichen hin. Mein Mann und ich, wir sind uns mit den Kindern selbst genug; und dann habe ich gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben als diejenigen, welche die Stürme erregen.“

Diese still zufriedene Stimmung atmet besonders ihr Brief an Bruder Georg vom 12. August, seinem Geburtstage: „Ein schöner Morgensegen weckte mich. Mein erster Gedanke warst Du! und innig betete ich zu Gott, Dich zu segnen und zu beglücken und Dich des Glückes teilhaftig zu machen, das Du verdienst. Nach meinem Gebet blieb ich so still liegen und dachte

an voriges Jahr, wie wir da den 12. gefeiert, und wie dieses Jahr dies nicht so sein würde, meine Kinder, die in der Stadt entfernt wohnen, gewiß nichts unternehmen könnten, als meine Tür aufging (nachdem ich geschellt hatte) und sie alle hereinstürmten, mit Blumen in den Händen, mein Bett bewarfen und schrieen: „Ich gratuliere, liebe Mama, zu Onkel Georg's Geburtstag.“ Sogar Luise jubelte drein, und der König stand mitten unter ihnen und sagte dasselbe. Ich war tief bewegt, und meinen Dank konnt' ich vor Tränen kaum lallen. Die Musik war auch ihr Werk, und nachdem ich schnell aufgestanden war, gingen wir alle in den Garten und frühstückten zusammen. Ihre Stunden riefen sie ab und den König seine Geschäfte nach dem Schloß. Ich bin allein hier, allein mit meinen Gedanken und meiner Liebe zu Dir. . . . Ich wollte heute zwei Meilen von hier ein Diner geben in einem göttlichen Wald, wo das Moos unsere Stühle und unsere Gebeine die Tische sein sollten. Allein das Wetter ist nicht schön genug, weil es gestern den ganzen Tag gepladdert hat. Aber was aufgeschoben ist, ist nicht aufgehoben, und es wird nachgeholt werden. . . . Ich putze mich heute, ich tue ein Krepp-Kleid an, mit blauem Band garniert und auf dem Kopf eine Guirlande von blauen Winden, und dieses Alles hab' ich so gewählt, weil Du Sie [?] einmal so sahest, und daß ich glaubte, es würde Dir angenehm sein, zu wissen, daß ich mich in Ihre Farben verkleidet habe, die Dir an Ihr gefielen, und gerade an Deinem Geburtstag!“ — Doch der Ernst der Gegenwart fordert gebieterisch sein Recht und einige Zeilen weiter fährt sie fort: „Kommen wir denn je wieder nach Berlin! Ach Gott! — Es ist doch eine fürchterliche Zeit! und der nahe Herbst, und dann der gräßliche Winter, und die schrecklichen Nachrichten, die da kommen werden, alle die Kriege, die sich vermutlich entwickeln werden, die Unglücklichen, die Vertriebenen. — Gott, es ist eine gräßliche Zeit, und Worte reichen nicht hin, nicht einmal Gefühle, sondern man fühlt so ein dumpfes Schaudern, so ein fürchterliches Entsetzen in seinem Innern, daß man es gar nicht beschreiben kann. Es ist aber das Wahre in uns, was vor dem Bösen zurück weicht.“ — Dem Ton des ganzen Briefes merkt man deutlich an, wie die Seele der Königin nach den heftigen, jahrelang fast ununterbrochen tobenden Stürmen endlich Ruhe und Frieden zu finden begann. Sie hat, als ihr zarter Körper — zumal in der ländlichen Ruhe der Huben — die Folgen der Aufregungen und Krankheiten leidlich überwunden hatte, vornehmlich aus zwei Quellen Trost und Hoffnung geschöpft: Aus dem Glauben an Gottes Güte, der sie, die Ihren und ihr Preußen von Schmach und Ohnmacht wieder befreien werde, — und aus einer ernsten, planmäßigen Beschäftigung mit historischer Lektüre.

* * *

Die bisher mitgeteilten Äußerungen der Königin über Fragen religiöser Natur haben zwar keinen Zweifel gelassen, daß sie von Kindheit an in dem landläufigen kirchlichen Christentum gelebt hat, das zwischen dem Dienste des Höchsten und dem Genusse königlichen Daseins keinen Gegensatz sieht; sie hatte das Leben naiv und voll Grazie genossen in den Tagen des Glückes und im Unglück bisher auf den lieben Gott gehofft, der sich der schwer Geprüften zur Behauptung ihres preußischen Königreiches nicht versagen werde: Kein frömmelndes Wort, nichts, das sie den Stillen im Lande beizuzählen berechtigen könnte, war bisher über ihre Lippen gekommen. Jetzt aber trat sie Gott näher und erkannte die Eitelkeit alles Irdischen.

Vornehmlich wurde die Frau von Krüdener ihre Führerin und Lehrerin. Diese Dame der russischen Aristokratie war nach sündigem Leben durch einen frommen herrnhutischen Schuhmacher zum Heile erweckt worden; sie verstand religiöse Schwärmerei und tätiges Christentum mit maßloser Selbstgefälligkeit und Mangel an Pflichtgefühl so geschickt zu einem wirkungsvollen Ganzen zu vereinen, daß selbst die — sonst so gesund und natürlich empfindende — Königin sich ihrem Bannkreis nicht zu entziehen vermochte. Als Denkmal und Zeugnis dieser Verbindung der beiden, im Charakter so entgegengesetzten Frauen möge ein Brief der Königin an die Krüdener aus diesen Tagen folgen:

„Ihrem trefflichen Herzen bin ich ein Bekenntnis schuldig, und Sie werden es, davon bin ich überzeugt, mit Freudentränen vernehmen. Sie haben mich besser gemacht, als ich war. Ihre Sprache der Wahrheit, unsere Unterhaltungen über Religion und Christentum haben den tiefsten Eindruck hinterlassen. Ich vertiefte mich ernster in die Dinge, deren Dasein und Wert ich zwar schon vorher gefühlt, aber mehr geahnt als gewußt habe. Diese Betrachtungen hatten sehr tröstliche Ergebnisse für mich. Ich trat näher zu Gott, mein Glaube wurde stärker, und so bin ich mitten im Unglück, unter zahllosen Kränkungen und Unbilden niemals ohne Trost geblieben, niemals ganz unglücklich gewesen. Rechnen Sie dazu die Güte des Gottes der Liebe, welcher niemals mein Herz verhärtete, es immer dem Wohlwollen und der Liebe für meine Mitmenschen zugänglich machte, immer mit dem Drange erfüllte, ihnen zu helfen und nützlich zu werden. Sie begreifen, wie ich dabei niemals ganz unglücklich werden kann, indem ich immer die Quellen der reinsten Freuden besitze. Mit dem Scharfblick der Wahrheit habe ich die Eitelkeit der irdischen Größen erkannt, und ihre Nichtigkeit im Vergleich mit den himmlischen Gütern. Ja, ich bin zu einer Seelenruhe und zu einem inneren Frieden gelangt, welche mich hoffen lassen, daß ich mit der Fassung

und Demut einer echten Christin alle Fügungen Gottes und alle Leiden ertragen werde, die mir zu meiner Läuterung geschickt werden. Denn aus diesem Standpunkte betrachte ich alle die Heimsuchungen, die uns hinieden beugen. — Ich habe mich wiedergefunden im Geräusche der Welt. Versprechen Sie mir, daß Sie immer mit der Stimme der Wahrheit zu mir reden."

Es ist dieses der einzig bekannt gewordene Brief, den die Königin an die später so berühmt — oder berüchtigt — gewordene Mutter der Heiligen Allianz geschrieben hat. Man darf es zu den günstigen Fügungen ihres Lebens zählen, daß die Zeit persönlichen Verkehrs mit dieser frommen Dame nur von kurzer Dauer gewesen ist. —

Planmäßige historische Lektüre wurde der Königin Luise durch den oben (vgl. S. 192) erwähnten Kriegsrat Scheffner vermittelt. Im Winter 1807/8 hatte der Professor Johann Wilhelm Süvern an der Königsberger Universität mit großem Beifall aufgenommene Vorlesungen über die „Allgemeine Geschichte des neueren Europa" gehalten; die Hefte dieser Vorträge ließ sie sich durch Scheffner besorgen. Wie sie sich mit Hingebung und Eifer in diesen — ihr bis dahin leider fast fremden — Stoff versenkte, erzählen ihre Briefe in oft kindlicher Offenheit; so schreibt sie am 20. Juni aus „Hippels Garten":

„Guten Morgen, Herr Scheffner, Ich wünsche, daß Sie sich besser befänden, wie ich. Heute schicke ich Ihnen die 4. und 5. Vorlesung zurück, die mir unaussprechlichen Genuß verschaffen. Könnt ich nur einmal selber Professor Süvern dafür danken, allein ich schäme mich gerade zu Ihnen herausgesagt meiner Unwissenheit. Ich empfinde recht tief die schönen Wahrheiten, auf der sein ganzes Prinzip ruht; und doppelt fühl ich mich hingerissen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtsein zur innern Harmonie zu bilden nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen." Weiter unten folgen Fragen und Bekenntnisse einer lernbegierigen, gegen sich unerbittlichen Schülerin: „Doch einige Fragen. Welche Kriege nennt man die punischen Kriege? Gingen diese alle gegen Karthago? Die Gracchischen Unruhen, welche sind die? Verzeihen Sie, Sie haben es mir aber erlaubt. Dann bitte ich Sie, die 4. Vorles. aufzuschlagen, und die Lignen, wo die Kreuzchen sich befinden, zu überlesen. Die Zeit, wovon er da spricht, ist sie nicht die, welche Süvern das Zeitalter der Germanen nennt? und wo die schöne edle Ritterzeit zu ihrer höchsten Blüte gediehen war? ... Habe ich recht verstanden, so löste sich das Zeitalter der Germanen auf, weil sie mehr ihren Gefühlen und ihrer Phantasie folgten, als dem Verstande, der (wie man sagt) richtiger wägt, Gehör gaben. Haben Sie die Güte und sagen mir,

was Hierarchie eigentlich ist, ich habe keinen deutlichen Begriff davon." — Sie schließt diesen, in gleicher Weise für ihr mangelhaftes geschichtliches Wissen wie für ihren wahrheitsliebenden Charakter zeugenden Brief: „Nun ist es wahrlich genug, und ich habe Ihnen schön mit Fragen belästigt. Frägt man aber nicht, und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm. Und ich hasse entsetzlich die Dummheit. Ihre Nachsicht macht alles wieder gut, und heilet die Wunden, die ich heute der Eitelkeit schlug, die ich gern dem Besseren opfere."

Einige Tage später sandte sie dem greisen Berater dann die 6. Vorlesung mit der Bitte zurück: „Nun kommt das andere Gequäle! Haben Sie doch die Güte und schlagen Sie mir zu Liebe nochmals die Hefte von Süvern auf, dann setzen Sie die Jahreszahlen beim Anfang jedes Zeitalters daneben. Das Zeitalter der Griechen, seine Dauer — wo der Verfall anfängt und alles aufhört, so auch der Römer und des vielgeliebten Germaniens! — Unbeschreiblich gütig wären Sie, wenn Sie noch die Namen hinzusetzen wollten, unter denen jedes blühte und welkte ... — und noch lieber, wenn Sie als gütiger Lehrer den Schulknaben mal wieder berichtigen wollten und mir aus Güte sagen, wo ich ganz fehlte, wo ich recht hatte."

Was der Königin diese — fast möchte man sagen — Studien waren, hat sie in diesem Sommer wiederholt ausgesprochen; an Schwester Friederike schrieb sie die schönen Worte: „Ich lese fleißig die Geschichte und lebe in der Vergangenheit, weil die Zukunft nicht mehr für mich ist. ... Ich habe nun auch die Bekanntschaft des Professor Süvern gemacht. Das hat mich in Verlegenheit gesetzt; denn Süvern sagte mir ein Lob, von dem ich fühle, wie wenig verdient es ist — sagte mir: mein Urteil über seine Geschichte sei so treffend als schmeichelhaft für ihn. Doch — unwissend wie ich bin, kann nur die Majestät, die mich umgibt, ihn über mein Urteil geblendet haben, und tief durchdrungen von dieser Überzeugung, habe ich von seinem Geist an sein Gemüt appelliert — denn Gemüt hat er — und ich habe ihm darauf geantwortet, daß mein Beifall unmöglich Wert für ihn, den Kenner, haben könne. Dagegen möge der Gedanke ihm einen kleinen Ersatz gewähren, daß er in dieser schrecklichen Zeit des Unglücks und der Tränen meinem müden Geiste aus dem Quell der Wissenschaft ein Labsal verschafft habe, wofür ich ihm stets Dank wissen werde. Er hat hoffentlich verstanden, was ich damit sagen wollte — wo nicht, so wird er wohl von Scheffner hören, daß Wahrheit mir über alles geht, und das ich diese als die Seele eines Geschichtsgelehrten ansehe." — Dem geliebten Bruder plaudert sie von den Eindrücken ihrer Lektüre: „Ich höre und lese fleißig die Süvernschen

Hefte und bin jetzt bei Karl dem Großen, der doch eigentlich der Stifter des deutschen Zeitalters war; er steht lebhaft vor mir in aller seiner glänzenden Größe und Tapferkeit; er zieht mich lebhaft an, aber minder als Theodorich. Dieser war ein echter Deutscher, und seine Gerechtigkeitsliebe, die Gradheit seines Charakters, die Tiefe seines Gemüts und die Großmut seines Herzens ziehen mich innig an; Du weißt warum zunächst. Der Charakter Karls des Großen trägt schon das Gepräge des Frankentums, und ich gestehe, dies schreckt mich etwas ab." Am schwersten für die Würdigung des Einflusses, den diese Lektüre auf ihr Gemüt ausübte, möchten aber wohl die Zeilen zu bewerten sein, welche sie dem Vater schrieb: „Ich lese viel und denke viel, und wenngleich von Leiden und Leidenden umringt, gibt es Tage, mit denen ich zufrieden bin, besonders dann, wenn ich aus den Begebenheiten der Vergangenheit, selbst den unglücklichsten und verhängnisvollsten, lerne, wie gerade sie das Mittel und der Weg zu Größerem, zu der in der Hitze gereiften Tugend geworden sind. Es ist wahr, daß die Menschen und die Gegenwart keinen Anteil daran haben; in meinem Innern bereitet sich alles. Das Bedürfnis in hohen Vorbildern zu leben, war mir von jeher eigen und gehört zu meiner Natur."

* * *

Man würde jedoch sehr in der Annahme irren, daß die Königin durch ein solches Versenken in die Vergangenheit — wie so viele bedeutende Zeitgenossen — aus der Gegenwart habe flüchten wollen: Ihr gehörten nach wie vor alle ihre Gedanken, Pläne und Wünsche; denn nur um der Zukunft willen hatte die Betrachtung des Vergangenen für sie Wert. Auch mit den jüngsten Ereignissen suchte sie sich damals theoretisch auseinander zu setzen. So schrieb sie eine eingehende Besprechung über die im Jahre 1808 unter dem Titel „Materialien, um für die Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807 zu dienen" erschienene Verteidigungsschrift Lombards; ihre Ausführungen umfassen ungefähr das erste Drittel des Buches; sie bemühte sich dem von



Schreibtischlampe der Königin Luise.
Original im Hohenzollernmuseum.
(Aus Kraemer, Das XIX. Jahrhundert.)

ihr einst so gehaßten Manne möglichst leidenschaftslos gerecht zu werden und seine Darstellung unparteiisch zu prüfen.

Die Gegenwart selbst blieb trostlos. — „Unser Schicksal ist schrecklich — klagt sie dem Vater — und ich fürchte, daß wir noch nicht einmal zur Hälfte des Trauerspiels, das die Zukunft oder vielmehr das Ende ohne Zukunft für uns sein wird, gelangt sind.“ — Die Lage Preußens hatte sich nicht verändert: Die Forderungen Napoleons drückten wie ein erstickender Alp auf die Brust des tödlich verwundeten Staates; der Prinz Wilhelm war im Sommer dieses Jahres noch nicht aus Paris zurückgekehrt, und die Hoffnungen, ob er Milderungen erreichen werde, schwanden immermehr dahin.

Mit Entsetzen vernahm die Königin, was damals in Spanien geschah: Napoleon hatte Anfang Mai bald durch Drohungen, bald durch heuchlerische Freundschaftsversicherungen Karl IV. und seinen Sohn Ferdinand vermocht, auf die Krone Spaniens zu seinen Gunsten zu verzichten; er hatte beide mit satanischer Kunst um den Thron betrogen, und — waren auch diese Bourbons keine Krone und kein Mitleid wert, so wurde Napoleons Handlungsweise dadurch doch in nichts gerechtfertigt. Durch solches Gebaren des französischen Kaisers sah Königin Luise wieder die Absetzung auch ihres Hauses in den Bereich der Möglichkeit gerückt: „Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien? — klagt sie fragend der Frau von Berg — Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten Stirn Europas ruht? ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? ... Was haben wir, wir in unserer Lage zu erwarten? Der unglückliche Karl hat nur geschrieben, was der Unerbitterliche ihm in die Feder gesagt, hat geschrieben, daß Ferdinands Schuld eine moralische Scheidewand aufgerichtet habe zwischen Vater und Sohn. Aber wessen Hand es eigentlich war, die diese Wand baute — können Sie darüber in Zweifel sein? Ich frage Sie! — Ach mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene — Mene, Tekel an diese Wand schreibt!“ — Und zum Schluß der hehrste Glaube einer Mutter in dem Geständnis: „Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden.“

* * *

Der Mann, auf den sie bis zur Unterzeichnung des Friedens von Tilsit in Not und Unglück fest wie auf einen Felsen baute, der Zar Alexander I., hatte seit jenem unseligen Frieden ihr Vertrauen mehr und mehr verloren.

Denn man konnte sich je länger, je weniger dem Eindruck nicht verschließen, daß seine Schwäche gegenüber der antipreußischen Stimmung in seiner Umgebung zu weit ginge, daß der handgreifliche äußere Vorteil einer franzosenfreundlichen Politik auch für seine Entschließungen mitbestimmend wäre. Zwar hatte er Napoleon vermocht, dem besiegten Preußen nicht noch mehr Provinzen abzunehmen oder gar die Dynastie Hohenzollern zu entthronen, aber den Krieg mit dem mächtigen Franzosenkaiser hatte er nur um Preußens willen doch nicht fortgesetzt wissen wollen. War das auch nicht als treuer Bundesgenosse Friedrich Wilhelms gehandelt, und entsprach es so gar nicht dem hohen Bilde, das die Königin Luise von ihrem Freunde in ihrer Seele trug, — der Zar konnte das Interesse seines Landes zur Rechtfertigung dieses seines Tuns anführen; aber daß er ehemalige Gebiete des Bundesgenossen und Freundes aus der Hand Napoleons empfing, war weder politisch noch moralisch zu entschuldigen. —

Die Königin hat es denn auch schwer getragen, so in ihrem Vertrauen durch die Schwäche des Freundes getäuscht zu sein; auch erzählte man sich bald am preußischen Hofe, daß der Zar sehr verstimmt sei und sich sehr wenig sehen ließe, was die Voß mit der Bemerkung begleitet: „Das ist in der Tat ganz natürlich.“ — In dem Briefwechsel zwischen Königin und Zar trat eine lange Pause ein; erst im Juni 1808 ergriff sie wieder die Feder, und zwar um sich gegen Verdächtigungen durch die Herzogin von Kurland zu verteidigen; sie schrieb: „Ich habe Ihnen nicht schreiben wollen, mein lieber Vetter, da Ihr langes Schweigen mich ein völliges Vergessen Ihrerseits befürchten ließ. Wenn man für seine Freunde Freundschaft hat, findet man immer einen kleinen Augenblick, um ihnen ein tröstendes Wort zu sagen und daß man sich noch liebe. Sie haben keinen Augenblick mehr für mich! Ich wage, mich darüber zu beklagen, weil ich für Sie unverändert bin. Diese Wahrheit läßt mich heute die Feder ergreifen, weil ich aus sicherer Quelle weiß, daß man Sie das Gegenteil glauben machen will. . . . Der Eifer, mit dem Sie sich mit dem Könige beschäftigen, beweist mir, daß das Geschwätz, das man Ihnen hat zutragen können, nicht Wurzel gefaßt hat, aber Ihr grausames Schweigen in einem Augenblick, wo ich so grausam unglücklich bin, läßt mich fürchten, daß die Herzogin mir in Ihrer Seele hat schaden können. Sie kennen mich seit sechs Jahren, Sie haben mich bei so verschiedenen Gelegenheiten gesehen, in den grausamsten meines Lebens, fanden Sie, daß ich jemals ungerecht gewesen wäre gegen irgend jemanden, wer es auch sein mag? Beruhigen Sie mich, mein lieber Vetter, ich bedarf dessen sehr, und ich wünsche, daß die Herzogin von Kurland wenigstens dieses Unrecht weniger habe mit

bezug auf mich, weil, ich gestehe es, sie mir einen Schmerz bereitet haben würde, den ich mein ganzes Leben beweint hätte. Das Urteil, das ich von Ihnen habe (und das sie entstellt), lautet: Daß Ihr Herz immer dasselbe ist, daß alle Tugenden von Natur darin sind und daß Sie wie wir über das Prinzip, das die Welt regiert, seufzen.“ —

Dieser Brief scheint aber nicht abgeschickt zu sein, vorausgesetzt, daß die folgenden Zeilen an Frau von Berg sich auf ihn beziehen: „Schicken Sie mir den einliegenden zurück, er war für den Kaiser Alexander, und ich habe beim Schreiben bittere Tränen vergossen, aber ich habe ihn ihm keineswegs geschickt, er verdient keine Briefe mehr von mir, da er mich in einem Augenblick vernachlässigen konnte, wo alles sich vereinigte, um mich so grausam unglücklich zu machen, wo es keine Leiden gab, die mir unbekannt blieben. Nein, es ist wahr, daß die Welt nicht die schönste der Welten ist, noch die Menschen die Besten.“ — Auf jeden Fall beweisen diese Zeilen, wie tief erschüttert ihr Vertrauen in den Zaren im Sommer 1808 war.

* * *

Doch die Bande der Freundschaft, die sich so bedenklich zu lockern drohten, festigten sich wieder; auf einen Brief des Zaren antwortete sie umgehend am 8. September: „Die unveränderliche Freundschaft, die im Grunde meines Herzens für Sie ist, und der rührende Beweis, den ich in diesem Augenblicke soeben von der Fortsetzung Ihrer Gefühle durch Ihren Brief erhalte, der den Abdruck Ihrer Seele trägt, das heißt, der nur Empfindung und Güte atmet, gibt mir den Mut, an Sie diese Zeilen zu richten.“ Und dann beschwor sie den mächtigen einflußreichen Freund, dessen Energie sie sichtlich nicht traute, in oft leidenschaftlichen Ausdrücken, bei seiner bevorstehenden Zusammenkunft mit Napoleon standhaft und selbstbewußt zum Wohle Europas aufzutreten; diese, für Grad und Art des Anteiles der Königin an der Politik bedeutsamen Sätze lauten:

„Sie werden also Napoleon wiedersehen, diesen Menschen, der, wie ich weiß, Ihnen Schauder verursacht wie mir, diesen Menschen, der die Knechtschaft aller will ... Ich beschwöre Sie, lieber Vetter, mit aller Zärtlichkeit, deren meine Freundschaft fähig ist, seien Sie auf Ihrer Hut mit diesem geschickten Lügner und hören Sie meine Stimme, die nur für Sie spricht, für Ihren Ruhm, den ich liebe wie den meinigen, lassen Sie sich nicht hinreißen etwas gegen Österreich zu unternehmen. Ich bin sicher, daß er will, daß Sie sich gegen sie [die Österreicher] erklären. Im Namen Gottes, tun Sie

es nicht. Sie würden ein in jeder Weise nicht wieder gut zu machendes Unrecht tun. Ich weiß, daß Sie berechtigte persönliche Klagen gegen den Kaiser von Österreich seit dem letzten Kriege haben. Vergessen Sie sie. Seien Sie groß, verzeihen Sie und denken Sie an die Rettung Europas, indem Sie Persönliches vergessen. Wenn Österreich vernichtet ist, ist die Sklaverei Europas gewiß, und die Reihe wird an Rußland kommen, welches nicht beklagt werden wird, wenn es unterliegt. Glauben Sie, dieser infame Napoleon liebt Sie, wie er mich liebt, mich. Aber wozu Ihnen es sagen? Ich weiß, daß Sie selbst davon überzeugt sind. Ich bin sicher, daß er Pläne im Kopfe hat, die Sie unterschreiben sollen, tun Sie es nicht. Widerstehen Sie ihm, wenn Sie dort die geringste Sache finden, die Ihnen widersteht. Folgen Sie ihrem Herzen, Ihren Neigungen, ich wende mich immer an dieses Herz, welchem alle Tugenden natürlich sind, welches das Gute will, welches Abschen vor dem Bösen und der Ungerechtigkeit empfindet. Lassen Sie ihn diese Tugend sehen, mit Festigkeit, mit Energie. Sie sind mächtig, Sie müssen, Sie können noch Gott sei Dank Willen und Ansichten haben, die Sie ausgeführt sehen wollen. Möchten doch nicht die Sophismen Ihre Gedanken — die so rein und einfach sind, weil sie der Tugend, der Liebe zum Guten gehören — trüben und verwirren. O lieber Vetter, warum kann meine Seele Sie nicht unsichtbar begleiten, um Ihr Schutzgeist zu sein. Hören Sie meine Stimme, es ist die einer Freundin, wie Sie keine zweite auf der Welt haben. Möge diese Zusammenkunft Sie der Welt wohl bekannt machen, weisen Sie diese teuflischen Pläne zurück, geben Sie ihr Gesetze, die von Menschlichkeit diktiert sind und die Unglücklichen wieder aufrichten. Die Welt urteilt nur nach den Ergebnissen." —

Seit Anfang September wurde die Ankunft des Zaren in Königsberg mit großer Spannung erwartet: Am 18. abends 7 Uhr traf er ein. Mit allen militärischen Ehren wurde er eingeholt; er war „gut und liebenswürdig wie immer, ganz der Alte, aber ach, — schreibt die Voß — so schwach und unentschlossen und ohne jede Energie." Er blieb zwei Tage, im engeren Verkehr mit König und Königin. Als er am 20., von den Majestäten bis Spandinen begleitet, nach Erfurt zu Napoleon weiter reiste, hoffte man alles von ihm.

Der folgende Tag brachte zwei böse Nachrichten: Prinz Wilhelm hatte in Paris alle Forderungen Napoleons erfüllen müssen; zwar war dieser persönlich so liebenswürdig gewesen, daß man hoffte, der Zar könne bei dieser, für Preußen scheinbar nicht ungünstigen Stimmung in Erfurt noch mehr erreichen. Die Königin erhielt am 28. September ein Schreiben Napoleons

vom 14.; es lautet: „Meine Frau Schwester, ich antworte auf den Brief, den Ihre Majestät die Güte hatte, mir bei der Ankunft des Prinzen Wilhelm zu schreiben. Ich freue mich über die Rückkehr Ihrer Majestät nach Berlin, die Ihre teuersten Wünsche verwirklicht. Es wird nur an dem Könige und an Ihrer Majestät liegen, wenn unsere Länder nicht die Gefühle wieder gewinnen, die sie vor den letzten Ereignissen hatten. Ich würde darüber um so mehr Freude empfinden, als diese den Empfindungen entsprechen würden, welche Ihre Majestät mir eingeflößt haben." — Das Schreiben — urteilt treffend die Voß — „ist äußerst höflich stilisiert, das ist alles." — In der Tat war durch den Prinzen Wilhelm nichts erreicht, und der König mußte alles genehmigen; die Königin aber schrieb verzweifelt an den Zaren: „Die Sendung des Kuriers von heute ist veranlaßt durch die Ankunft eines Feldjägers aus Paris vom Prinzen Wilhelm, der uns Nachrichten gebracht hat, welche den Entschluß des Königs geändert haben. Er unterzeichnet den Vertrag. Er muß ihn unterzeichnen, aus Furcht vor den unberechenbaren Folgen, welche das Gegenteil für uns haben könnte. Aber es ist uns unmöglich, den Vertrag zu verwirklichen: Sie wissen es so gut wie wir, mein lieber Vetter, warum ich Sie bitte, mit allem Nachdruck, den das schrecklichste Unglück eingeben kann, Mittel für dies Übel zu finden, und alle Verbesserungen zu unseren Gunsten zu machen, die Ihre zarte und beständige Freundschaft Ihnen diktieren wird, ebenso wie Ihr persönliches Interesse." —

Gleichzeitig mit dieser bösen Nachricht erfuhr man die andere, daß ein Preußen kompromittierendes Schreiben Steins in französische Hände gefallen sei. „Die Königin ist trostlos, der arme König wütend über dieses neue Mißgeschick;" sie wandte sich wieder an den russischen Freund, denn von seiner persönlichen Verwendung bei Napoleon in Erfurt hoffte sie, auch aus dieser neuen Schwierigkeit befreit zu werden: „Es scheint, daß Napoleon den Freiherrn von Stein uns lassen wird und seine Entfernung nicht fordern, eine Sache, die mich tröstet und beruhigt; erhalten Sie ihn uns."

Die Nachrichten aus Erfurt lauteten jedoch bedrohlich; Kaiser und Zar waren fast unzertrennlich und tauschten nicht gewöhnliche Beweise von Achtung und Freundschaft: „Die Königin war sehr in Sorgen. Es wäre doch möglich, daß diese Komödien in Erfurt schließlich keinen guten Einfluß auf unseren schwachen Freund hätten." Als nun gar weitere Nachrichten ausblieben, nahm man das als schlimme Vorbedeutung, — um so größer war aber dann die Freude, als der Zar am 20. Oktober wieder in Königsberg eintraf.

Denn man hatte ihn noch nicht erwartet, und „alles war wie im hitzigen Fieber vor Aufregung, um sich eilends anzuziehen und die nötigen Vor-

bereitungen zu seinem Empfang zu treffen.... Er kam sehr bald und war vortrefflich, gut und liebenswürdig wie immer. Er hat wirklich das Unmögliche für uns getan und sich sehr treu bewiesen!" Am folgenden Tage waren der Zar, König und Königin immer beisammen und „schrecklich glücklich sich wiederzusehen"; am 23. kehrte auch der Prinz Wilhelm zurück, worüber die Freude groß war, wenn er auch so gut wie nichts erreicht hatte, — „es ist eben doch der unglücklichen Sache ein Ende gemacht; wir müssen freilich schwer darunter leiden, aber dennoch ist es ein Aufatmen". Die Festlichkeiten zu Ehren des Zaren schlossen mit einem Balle, nach welchem er in der Nacht vom 23. zum 24. nach Petersburg abreiste.

* * *

Wir fragen uns, worauf sich die zuversichtliche Aufnahme des Zaren nach seiner Rückkehr aus Erfurt gründete, und finden nicht den geringsten Anlaß. Hatte er sich etwa von Napoleon täuschen lassen — wie Königin Luise in Tilsit? Fast möchte man es glauben, denn daß er der Königin und dem Könige gegenüber ein bewußt falsches Spiel getrieben habe, wird niemand behaupten wollen; zeigte er doch durch die herzliche Einladung, ihn in Petersburg zu besuchen, vor aller Welt die Fortdauer der freundschaftlichen Beziehungen ihrer beiden Häuser.

Leider sollte diese Einladung den Anlaß zu einer Entfremdung zwischen Stein und der Königin geben. Wir sahen, mit welch enthusiastischem Vertrauen sie seine Rückkehr begrüßt hatte und wie sie in ihren Briefen wiederholt seinen Namen in diesem Sinne nannte. Seiner Heftigkeit hatte sie anfangs mit Erfolg entgegen zu wirken gesucht, es scheint aber, daß ihr diese ungestüme, selbstherrische Art des großen Mannes, je länger, je mehr unsympathisch war; sie schätzte ein geschmeidiges Wesen, ohne scharfe Kanten und Ecken, ein Wesen, wie es Hardenberg besaß und — der Zar. Seit dessen letzter Anwesenheit mag ihr dieser innere Gegensatz zu Stein besonders fühlbar geworden sein. Und nun widerriet dieser auch noch die Reise nach St. Petersburg; er befürchtete von ihr eine weitere Schädigung des Königs zu den Patrioten, bei denen dessen intimer Verkehr mit dem Zaren Anstoß zu erregen begann. Der König selbst konnte sich wegen der Kosten zunächst wenig für die Reise erwärmen, während die Königin sich in jeder Beziehung viel von diesem Aufenthalte versprach: „In Petersburg — schrieb sie nach der Rückkehr — hoffte ich, einmal vierzehn Tage nichts zu hören, was mein Mutterherz mit bangen Ahnungen für die Zukunft meiner Kinder erfüllet."

Zunächst ersuchten König und Königin Stein um seinen Rat, welcher erklärte, das Geld müsse für das verheerte Masuren verwandt werden: der König stimmte seinem Minister durchaus bei, die Königin aber war nicht überzeugt. Sie hat sich vielmehr den Gegnern Steins angeschlossen, gegen dessen Stellung seit einigen Wochen — aus hier zu weit führenden Gründen — von manchen Seiten Sturm gelaufen wurde: Er sah das warme, gerade, zuvorkommende Benehmen der Königin gegen ihn verändert, — und sie begann ihn für sehr eitel zu halten. Sie hat sich an den Geheimrat Nagler gewandt, der zu den persönlichen Gegnern Steins gehörte und die Reise zum Zaren ebenso befürwortete — wie die Entlassung des verdienten Ministers; auch der König zeigte diesem bald nicht mehr das gewohnte Vertrauen. Beide Majestäten hatten am 11. November mit Hardenberg, der auf der Durchreise nach Brandenburg Königsberg passierte, eine Unterredung auf der Landstraße: Auch er riet, Stein zu entlassen, besonders wegen der angeblich konspiratorischen Art, in der er die Volkserhebung vorbereitet haben sollte; wie er sich über die russische Reise äußerte, wissen wir nicht, wahrscheinlich stimmte er zu.

Denn beides geschah: Stein erhielt am 24. November seine ehrenvolle Entlassung unter warmen Dankesbezeugungen des Monarchen; am 5. Dezember verließ er Königsberg und reiste nach Berlin, in das endlich wenige Tage später die preußischen Truppen wieder einrücken durften.

Daß die Königin Steins Scheiden auch nur bedauert habe, können wir — leider! — nicht beweisen; ob weitere Veröffentlichungen ihr Verhalten ihm gegenüber noch erklären und rechtfertigen werden, ist abzuwarten: Der Petersburger Reise stand jedenfalls nun kein Hindernis mehr im Wege. —

St. Petersburg.

Am 27. Dezember 1808 hat die Königin mit Gemahl und Gefolge Königsberg verlassen. Über Verlauf, Ergebnisse und Eindrücke der nächsten fünf Wochen sind wir durch ihr eigenhändiges Tagebuch in der wünschenswertesten Weise unterrichtet. Sie hat es „für alle Diejenigen, welche ich liebe“ verfaßt, insonderheit aber für ihren Bruder Georg: „Gott ist mein Zeuge, daß mein Journal hauptsächlich für Dich geschrieben wurde; daß, wenn ich manchmal vor Mattigkeit beim Schreiben umsinken wollte, wenn ich manchmal beim Frisieren Abends 7 Uhr, um auf einen Ball zu gehen,

schrieb, daß mir das Blut aus Augen und Nase hätte fließen mögen, nur der Gedanke: „George tat ja dasselbe, um die Verlassenen zu beglücken; Du willst ihm auch Freude machen“, mir Kraft verlieh, das noch zu können.“ Als authentische Quelle des Geschehenen nicht minder, wie als getreuer Spiegel ihrer Stimmung und als ein Dokument der Schreibart der Königin in ihren letzten Jahren möge das umfangreiche „Tagebuch von Königsberg bis Petersburg“ hier in deutscher Übertragung und mit geringen Kürzungen folgen. —

* * *

„Wir reisten von Königsberg am 27. Dezember 1808 um 7 Uhr Morgens ab. Die zwanzig Meilen bis Memel machten wir in zehn Stunden, so daß wir nach 6 Uhr in unserer alten Wohnung bei Frau Consentius eintrafen, nachdem wir das Haff und die Dange in Schlitten über sehr festem Eise passiert hatten. Der Baron v. Medem erwartete uns dort, und der Deputierte der Stände von Kurland, um uns in ihrem Namen und dem der ganzen Provinz dort zu begrüßen und uns bis zu den Grenzen Livlands zu begleiten. Er soupierte bei uns, so wie die drei russischen Herren von der Liquidation, die Generäle und Hauptpersönlichkeiten Memels.

Am 28. waren wir bei 13 Grad Kälte gegen 8 Uhr unterwegs nach Polangen. Bei der Ankunft an der russischen Grenze befanden sich rechts an der Seite des russischen Grenzpfahles drei russische Offiziere.... In Polangen angekommen ließ man vor dem bestem Hause den Wagen halten. Am Eingang der Stadt war eine Abteilung Kosaken zu Fuß; auf dem Wege nach dem Hause befand sich eine berittene Abteilung Kosaken, und dem Hause gegenüber eine Abteilung Husaren. Vor dem Hause standen eine Menge Generäle, Offiziere, ‚Feldjäger‘ u. s. w. Der Graf Liven, Generalleutnant, ausdrücklich von seiten des Kaisers gesandt, um unsere Reise zu leiten und überall die Honneurs zu machen, übergab einen Brief von seinem Herrn an den König. Er stellte uns den General Prinzen Dolgarouky vor, Divisionär, und den General Düca, Brigadier in seiner Division, um uns durch das Gebiet seiner Division zu geleiten. Wir stiegen einen Augenblick aus: Vorstellung, Beteuerung, Liebenswürdigkeit aller Art. Wir setzten unsere Reise fort, indem eine Abteilung Reiterei voranritt und eine andere folgte. Das Regiment der Husaren Sumecks, welches uns von Polangen an bis eine Station vor Riga begleitete, hat in sechs Tagen achtzig Meilen gemacht, um diesen Dienst zu tun, vierzehn Meilen täglich, und das, weil der Kaiser es für schön und würdig fand, den König zu be=

gleiten. Alle Bitten, um diese Zeremonien zu beenden, waren vergeblich. Gegen 5 Uhr trafen wir in unserem Nachtquartier in Oberbartau bei der Familie Offenberg ein. Das Haus, welches nur ein Posthaus ist, ist schlecht und kalt. Wir fanden dort zwei Bediente des Kaisers, sechs Köche und einen Küchenmeister. Auf allen Stationen, wo wir die Pferde wechseln, gibt es eine neue Abteilung Reiterei, welche die ablöst, die mit uns ankommt, und welche die Honneurs erweist und dann uns begleitet. Alle Generäle sind jedesmal an dem Wagenschlag, uns zu empfangen, mit abgenommenem Hute und von großer Höflichkeit. In Oberbartau wollte Frau Offenberg der kaiserlichen Küche nicht erlauben, die Honneurs zu machen, und sie trug die Kosten derselben. Der Oberst des Begleitregimentes ist der Verlobte des Fräuleins; daher große Freude, sich zu sehen. . . .

Am folgenden Morgen, den 29., brachen wir gegen 9 Uhr auf, indem die Generäle uns an den Wagen geleiteten und dieselben Zeremonien stattfanden. In Schrunden, einem Landgut des Grafen Medem, empfing dieser uns mit einer Freude ohnegleichen; ein Triumphbogen am Eingange des Hofes überraschte uns. Man mußte dort dinieren, was uns zwei Stunden aufhielt. Eine Menge Leute, unter anderen der Deputierte der Stände von Kurland, welcher, um uns seitens der Stadt Mitau zu begrüßen, uns sehr schöne Verse gemacht hatte. Wir kamen gegen 8 Uhr in Frauenburg, unserem Nachtquartiere, an, wir soupierten ohne weiteres und ohne uns zu Tisch zu setzen und ohne uns mit unseren Reisegefährten zu unterhalten. Jeder war erfreut, sein Bett zu finden, denn

Am 30. machte man sich um 7 Uhr Morgens wieder auf den Weg. In Mitau, wo wir gegen 2 Uhr waren, befand sich die ‚Bürgerwache‘ zu Pferde vor der Stadt, ebenso wie die Behörden in Strümpfen und Schuhen zu Fuß in drei Fuß Schnee, um uns anzureden; in der Stadt selbst, welche nicht hübsch ist, war die Garnison in Parade. Man mußte im Schlosse absteigen, um die Cour der Stände des Zivils und Militärs zu empfangen. Hierauf kam ein kleines Frühstück und dann in einem Zuge bis Riga. Als wir uns der Stadt näherten, dieselbe Zeremonie, ‚Bürgergarde‘ zu Pferde, Ansprache des Magistrats und die ganze Garnison in Parade an der Dwina. Endlose Kanonenschüsse, eine ungeheure Menschenmenge, Fackeln, um vier Regimenter in Parade zu sehen, unaufhörliches Hurrarufen, alle Generale, Kommandanten und Obersten zu Pferde um unseren Wagen herum, — alles das machte unsern Einzug prächtig und eindrucksvoll. Als wir im Schlosse angekommen waren, waren alle Zimmer voller Leute. Wir hielten Cercle und nahmen Vorstellungen

entgegen. Die Abgeordneten der Stände und die der Kaufleute, um uns zu einem großen Balle einzuladen, nachdem wir sechzehn Meilen gemacht hatten. Das ganze Militär wird vorgestellt, endlich fand alles seinen Platz. Alsdann Diner mit allem, was es an Personen von Stellung gab; während des Soupers ließ ich mich nach meinen Kammerfrauen erkundigen, die gar nicht kamen und ich mußte im Reisekleide zum Balle gehen, mit bloßem Kopfe, nachdem ich vergebens eine elegante Toilette erwartet hatte. Der Ball war prächtig; eine Menge Menschen, der Saal sehr hübsch mit grünen Guirlanden geschmückt. Da wo ich mich setzen sollte, befanden sich seltene Pflanzen, Blumen und Flieder ohne Zahl, schöne Spiegel, eine Marmorstatue und ein schönes Sofa. Ermüdet, angegriffen, erhitzt, tanzte ich neun oder zehn Polonaisen, und um Mitternacht zog ich mich todmüde zurück. Auf dem Ball kam der Major Pritzelwitz als Kurier von Petersburg an, und der Graf Lieven empfing ebenfalls einen, wobei man bemerkte, daß die griechischen religiösen Feste dem Kaiser nicht erlaubten, den König und mich so zu empfangen, wie er es wünsche, da er sich in den Fasten und Gebeten befände; daß er sehr wünsche, daß wir am 26. ihres Stiles, den 27. Januar des unseren bei ihm einträfen. Unser Reiseplan wurde geändert und wir blieben.

Den 31. Dezember noch in Riga. Am Morgen gegen 11 Uhr sahen wir die Truppen in Parade und im Vorbeimarschieren. Die beiden Prinzen Wilhelm und August waren angekommen. Um 3 Uhr Diner, um 6 Uhr deutsche Theatervorstellung, großer Beifall bei unserer Ankunft; um 9 Uhr zum Ball in demselben Gebäude, wo Theater gespielt wurde. Reizender Saal, frische Luft, großer Luxus von Blumen, rings um den Divan, den ich einnahm; reizende Gesellschaft; schöne Frauen, reich und gut gekleidet; viel Diamanten und Perlen; ich tanzte noch eine Anzahl Polonaisen, einen Schottischen mit dem General Lieven und einen Walzer mit dem Prinzen Czetwertinsky, dem Bruder der Frau Naryschkin. Prächtiges Souper, aufgetragen durch die Veranstalter, viel Höflichkeit, Ehrenbezeugungen und guter Ton.

Am folgenden Morgen, 1. Januar 1809 brachen wir um 9 Uhr auf, Graf Dunten und ein anderer Herr, Deputierte der Stände gingen vorauf, um uns bis an die Grenze von Esthland zu geleiten. Gegen 6 Uhr in Wolmarshof, einem Gute des Grafen Löwenstern; empfangen durch den Sohn. Kaiserliches Souper auf kaiserlichem Geschirr und mit kaiserlichen Lakaien. Der Prinz Dolgarouky und der General Düca verließen uns, da ihre Division endigte.

Am 2. Januar in Dorpat: untergebracht in einem reizenden Hause, welches wieder der Familie Löwenstern gehörte; mit vieler Höflichkeit durch die Frau des Hauses empfangen. Cour für die Fremden, für Zivil und Militär und für die Professoren der Universität.

Am 3. gegen 9 Uhr aufgebrochen und gegen 6 Uhr in Klein-Pungern angekommen, einem sehr reinlichen Posthause.... Am 4. in Narwa. Aufgebrochen um 9 Uhr, angekommen vor 2. Gereist wie der Wind. Von Riga ab stehen die Wagen auf Kufen und das geht sehr schnell und gut. Von der Grenze von Esthland ab geleitet uns ein Herr von Rosenbaum, Deputierter der Stände, durch die Provinz. Cour für das Militär, Zivil und die ‚Magistratspersonen'. Diner gegen 4 Uhr. Ein wenig ermüdet, aber ich habe die Zeit, die mir blieb, ausgenutzt, um dies Reisetagebuch zu schreiben und ich werde es abschicken mit dem von Petersburg, wo wir Sonnabend ankommen werden.

Die Reise ist sehr kalt und ermüdend. Gott sei Dank, der König und ich und jeder Mann befinden sich wohl. Allen Bedienten sind Nasen, Backen und Kinne gefroren. Wiebel heilt sie. Die Kälte ist ungeheuer: 22 Grad, 21, und heute 18. Im Wagen, wenn die Fenster aufgegangen waren, hatten wir 14 Grad. Das übersteigt alle Vorstellung. Die schönen und guten Pelzmäntel des Kaisers tun uns außerordentlich gut. Seine Aufmerksamkeiten sind über jeden Ausdruck. Auf seinen besonderen Befehl ist für uns ein sehr eleganter Kibitki da, alle Abende Bier von St. Petersburg für den König und mich, da er weiß, daß wir gern Bier trinken. Kurz, nichts ist vergessen, die Garnison war hier bei unserer Ankunft unter Waffen trotz tödlicher Kälte. Morgen haben wir nur fünf Meilen zu machen.

[Der 5. und 6. Januar fehlen im Tagebuche.]

Am 7. Januar 1809 aufgebrochen von Strelna um 11 Uhr und in einem Garten an den Toren der Stadt angekommen, fanden wir dort den Kaiser, sein ganzes Gefolge und die Kammerherren der Kaiserinnen, Großfürstinnen und Großfürsten, um uns zu begrüßen. Als wir eine Bouillon genommen, machten wir uns auf den Weg, um unseren Einzug zu halten. Ein Galawagen mit sieben Scheiben und acht Pferden nahm mich auf, und so zogen wir durch die Straßen, die mit Militär besetzt waren, um uns ins Schloß zu begeben. 46 Infanteriebataillone und vier Reiterregimenter waren in Parade. Als wir im Schlosse hinaufgestiegen waren, empfingen uns die Kaiserinnen und die anderen Kaiserlichen Hoheiten in einem der Säle des ungeheuren Schlosses. Die Hofdamen kamen zu meiner Begrüßung

bis an den Fuß der Treppe. Der Kaiser gab mir den Arm und so wurden wir von dem ganzen Hofe und der Stadt auf die reizendste und liebenswürdigste Weise, oben von den Kaiserinnen u. s. w. empfangen. Nach einem Augenblick des Plauderns wurde der König vom Kaiser gebeten, herunterzukommen und die Truppen vorbeimarschieren zu sehen, was über zwei Stunden dauerte. Die Kaiserinnen und ich, wir waren an einem Fenster auf einer Erhöhung, welche mit Carmoisin-Samt und Gold bedeckt war. Nach Beendigung führte man mich in meine Gemächer mit einer Höflichkeit und einer Zuvorkommenheit und einer Liebenswürdigkeit, ohnegleichen und wahrhaft rührend. Meine Wohnung, durch die Freundschaft des Kaisers mit jeder nur möglichen Eleganz, Pracht und Geschmack neu möbliert, ist herrlich. Atlasdraperie, Sammt und Goldborten, drapierter Musselin, alles ist an seinem Platze. Der Weg, um nach meiner Wohnung zu gelangen, ist ungeheuer. Ermüdet von der Reise, vom Einzuge, von den Bekanntschaften und von diesem Wege krank wie ein Hund, mußte ich Toilette machen. Die Shawlrobe der Kaiserinmutter. Diner, ein Augenblick Ruhe und dann Theater in der Eremitage, durch welche ich alle Tage vier Mal gehe. Der Kalif von Bagdad; Philis-Andrieu, entzückend; Düport erstaunlich hinsichtlich des Balletts. Souper und schließlich das Bett; tot, wenig Schlaf, leidend, krank an Herz und Zähnen ‚und alle Übel‘.

Am 8. gegen 10 Uhr aufgestanden; der Kaiser gegen 11 Uhr mit dem Großfürsten. Thee wie gewöhnlich. Dann Besuch bei den Kaiserinnen, zu fragen, wie sie die Nacht verbracht hätten. Das Gemach der jungen Kaiserin entzückend. Sie ist gut und sanft, sehr zuvorkommend und reizend. Die Kaiserinmutter von einer mütterlichen Güte für mich, über jeglichen Ausdruck. Das Schloß ist ohne Ende und Aufhören; die Säle ungeheuer und alle schön, erschreckend für ermüdete Beine. Einen Augenblick bei Marie [der Erbprinzessin von Weimar]. Dann kam alle Welt zu mir während meiner Toilette. Dann Besuch des Herzogs von Koburg. Wilhelm machte seine Toilette bei mir. Dann machte ich die meinige. Goldgestickter Musselin, auf dem Kopfe Perlen. Diner beim Kaiser und bei der Kaiserin; prächtiger Saal, schöne Musik. Theater. Cinna, Frl. Georges, Amalie, herrlich, ein Meisterwerk der Kunst und der Natur. Ein Niobekopf. Souper bei uns, dann das Bett ohne Schlaf, ich bin krank und fürchte den Anfang einer Schwangerschaft. ‚Es ist hart! — Ich leide sehr viel und sehe affreus aus‘.

Der 9. Die Kaiserinmutter bei mir gegen 11 Uhr, um sich nach mir zu erkundigen, die junge auch und die Prinzessin Amalie, die Großfürstin Marie, die Gräfin Lieven, um mich in ein russisches Kostüm zu kleiden,

welches ich anlegen werde für die Verlobungsfeier der Großfürstin Katharine. ‚Wie M^lle^ Sansfaçon in der Hundekomödie‘. Die Kaiserin schenkt mir das Kleid, der Kaiser ein anderes. ‚Es ist unerhört‘. Dann der Kaiser, welcher nur einen Augenblick blieb, da ich meine Toilette beendigen mußte und Cour halten für das Militär, das Zivil, den Hof und die Damen der Stadt. ‚Dieses



Königin Luise, in russischem Kostüm.
Pastellbild im Hohenzollernmuseum.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 6. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

zu beschreiben ist unmöglich‘, vier Säle angefüllt mit Militär, korpsweise aufgestellt. Der Kaiser stellte jedermann selbst vor. Diese Cour fand in drei Akten statt, Einzelheiten mündlich. Die Diamanten regnen hier: ich hatte ein weißes Sammtkleid und meine Perlenschnüre und alle meine Perlen, was großen aplausum seitens der Kaiserinmutter fand. Nach dieser

Cour, welche zwei geschlagene Stunden dauerte, Diner in der Eremitage, um meine Kräfte zu schonen, da ich dieses Labyrinth durchschreiten muß, um zu den Kaiserinnen zu gelangen. Konzert bei uns, Souper ebenfalls.... Kinderchöre. Komisches Kostüm.

Der 10. Die Nacht ohne Schlaf; Fieber, krank an den Zähnen, am Herzen, ‚recht miserabel‘. Ich habe drei große Hofchargen für den Dienst und drei Damen.... Einen Pagen und Hausoffiziere. Die Pracht jeder Art übersteigt alle Vorstellung, an Silberzeug, an Bronzen, an Spiegeln, an Kristallen, an Gemälden, an Marmorsachen ist sie ungeheuer. Und alle Größenverhältnisse dem Kaiserreiche entsprechend, d. h. kolossal enorm!!! Wilhelm sagt, daß Paris und seine Pracht nichts sind, aber nichts. — Ein rasender Zahnschmerz entreißt mich euch. Den 10. Bis jetzt ruhig, es ist 11 Uhr vorbei. Verfehlter Besuch meinerseits bei Marie. Die Kaiserin Elisabeth war bei mir, ebenso wie die Großfürstin Marie und die Prinzessin Amalie, als der Kaiser kam. Der Großfürst machte nur einen sehr kurzen Besuch, der Kaiser beeilte sich, seinen Thee zu trinken und ging auch fort. Die Damen verließen mich nachher, und der König und ich, wir gingen zur Kaiserinmutter. Sie sprach uns viel von ihren Einrichtungen. Richtige, klare, mütterliche Idee für die Erziehung im allgemeinen. Dann zeigte sie mir ihre Diamanten und die der Krone und die Kronen. Großer Salon, angefüllt mit Tischen von Diamanten. Eine Flut von Steinen und Ungeheuer von Steinen. — Kleines Diner bei der Kaiserinmutter im Musselinkleide. Am Abend Toilette und Komödie in der Eremitage. Eine Stunde verheiratet, Adolf und Klara; Souper bei uns.

Der 11. Gut geschlafen, ich befinde mich gut. Der Morgen verging wie immer mit Besuchen.... Kaum zurück, tot vor Ermüdung, kam die Kaiserinmutter, gab mir ein reizendes Musselingewand, gleich dem, welches ich bei ihr gelobt hatte. Sehr heiteres Frühstück bei mir mit den Großfürstinnen, dem Kaiser, dem Könige und der Kaiserinmutter. Kleines Diner ohne Toilette gegen 8 Uhr. Ball beim Kaiser und der Kaiserin, reizender Saal. Souper in einer ungeheuren Galerie. Herrlicher Blick über die gedeckte Tafel oder vielmehr über die Tafeln und die Beleuchtung des Saales. ‚Hörner-Musik bei Tafel‘. Nach dem Souper ein wenig Tanz, alles um 12 Uhr vorbei. Müde wie ein Hund.

Der 12. Gut geschlafen, im Bett bis 11 Uhr. Marie vor meinem Bett. ‚Man begräbt mich in Alexandreneffsky, wenn das so fort gehet‘. Morgentoilette. Besuch bei mir seitens der jungen Kaiserin und der Cousine von Baden. Die Kaiserinmutter und ihre Tochter Katharine kamen nach

der Kirche zu mir. Sie war dort gewesen, um am Grabe ihres Vaters zu beten. Mutter und Tochter bewegt. Diner in der Eremitage; für das Diner in Spitzenrobe gekleidet. Kleiner Abend bei der Kaiserinmutter. Die Großfürstin Anna tanzte wie ein Engel, Kosackentänze und nach dem Tambourin. Beweise der Güte fahren von allen Seiten fort; ich bin sehr zufrieden. Nach einer Stunde machte ich einen Spaziergang mit dem Könige in der Stadt, die über allen Ausdruck ist. Athen ist nicht schöner gewesen. Sie ist so ungeheuer, so schön, die Gebäude von einem so großen und kolossalen Stile, die Kanäle so ungeheuer, daß man niemandem eine Vorstellung davon geben kann, denn es ist eine Stadt, die keiner anderen gleicht. Man nennt den gestirnten Himmel, den Abend und die Nacht schön, ich zweifle nicht daran, wenn ich alles auch nur aus der Vogelschau sehe und immer wie von einem Ort zum anderen in großer und ‚vornehmer‘ Gesellschaft gejagt werde. Glückwünsche zum Neuen Jahre vor und nach dem Souper.

Der 13. Aufgestanden vor 9 Uhr. Um 9 Uhr vor dem ‚Spiegel‘ Toilette, dann um 11 Uhr in der Kirche Brautfeierlichkeit. Russische Robe, Reifrock, bedeckt mit Diamanten, Orden, Ordensband, ‚schwer, tot zum totbleiben‘. Golddurchwirkte Robe der Kaiserinmutter. Atlasrock in Gold gestickt. Die Spitzengarnitur des Kaisers prächtig. Nach 11 Uhr bei der Kaiserinmutter Glückwünsche für den Tag und die Feierlichkeit. ‚Großer Zug nach der Kirche‘. Die Verlobten auf einer Erhöhung. Die Mutter führte ihre Tochter dahin. Sie wechselte nachher die Ringe. Messe, Gesänge, Gottesdienst, prächtig und eindrucksvoll; das dauerte zwei Stunden im Stehen. Dann Cour, die fremden Minister zuerst, dann die übrigen. Augenblick der Ruhe bei der Kaiserinmutter, dann Zug zum Diner. Goldenes Tafelgeschirr. Bedient von den Kammerherren ‚und vorgelegt‘ durch die Kammerherren. Musik. ‚Gesundheit getrunken von König und mir‘. 52 Kanonen, wie Elsner sagte. Dann der König und ich, die des Kaisers und der Kaiserinnen. Nach dem Diner endlich jeder nach Hause. ‚Nicht ausgezogen‘, sondern so geblieben in Robe bis $7^1/_2$ Uhr, wo der Ball in dem St. Georgsaale begann. 38 Polonaisen. Die Diamanten regnen fortwährend von allen Seiten; die Damen sind damit bedeckt. Der Anblick des Balles großartig. Um 10 Uhr jeder zu Hause, ‚ausgezogen. Ich riß mir alles vom Leibe‘. Kleine Toilette. Souper unter uns bei mir. Ermüdet wie ein Hund schlief ich gut, nachdem ich einmal mein Bett gefunden hatte.

Der 14. Um 10 Uhr aufgestanden und mein Tagebuch geschrieben. Der Herzog von Koburg schrieb neben mir an seine Mutter. Um Mittag

der Kaiser; Thee, Frühstück. Die Prinzen Wilhelm und August kamen dazu. Um 1 Uhr kam die Kaiserin Elisabeth an und wir machten eine Wagenfahrt durch die Stadt. Die Stadt ist entzückend, jedoch nicht so schön, wie der Teil, den ich am ersten Tage sah. Brand des Hauses des Fürsten Gargarin. Nach der Rückkehr erfuhr ich, daß die Kaiserinmutter hatte zu mir kommen wollen. Ich ging zu ihr und sie behielt mich bis nach 3 Uhr, der gewöhnlichen Stunde des Diners; dieses Mal setzte man sich nach 4 zu Tisch. Der Kaiser war dort [beim Brande] und kam erst am Schluß des Familiendiners zur Kaiserinmutter, wo wir in Hausgewändern waren; er speiste allein. Große Toilette und Oper Telemach in der Eremitage. Die komische Oper ist besser. Souper bei uns.

Der 15. Angenehmes Aufwachen durch die Nachricht von der glücklichen Entbindung der guten Cousine Luise [Radzivill]. Gott segne die Mutter und das Püppchen. Um 11 Uhr war ich beim Könige. Ankunft des Kaisers. Ich ergriff diesen Augenblick, um ihm von den Geschäften zu sprechen. ‚Ach Zukunft, warum beklemmst du mein Herz! und warum steigen Tränen der Wehmut in meine Augen?‘ — Ein Brief von Papa, ein anderes Glück! Ich küsse ihm in Gedanken seine wohltätigen Hände und bete ihn wie immer an. Großmama, der Onkel, meine Schwestern, vereinigt und abwesend, Georg, Karl, alle liebe ich euch und denke oft an euch. Es wäre schwierig, das Benehmen der kaiserlichen Familie zu beschreiben; sie sind sanft, sehr sanft gegen ein Herz, welches durch das Unglück gebrochen ist. Die Kaiserinmutter ist wahrhaft eine Mutter für mich. Ich habe nichts als zu loben, wenn ich sie bei mir und für mich allein habe. Die Kaiserin Elisabeth gut, sanft, wie eine Freundin. Marie vollkommen wie immer. Die Großfürstin Katharina hübsch, liebenswürdig, geistreich, vergnügt. Die Großfürstin Anna wird schön sein, erhaben wie ein Engel. Großfürst Michael schön, erhaben wie ein vollkommener Fürst. Er geht nicht aus, da er erkältet ist. Doch ist er bei mir gewesen am Vorabend des neuen Jahres; er hat der Feierlichkeit beigewohnt, aber dann hat er sich zurückgezogen. Die Generalin Lieven ‚grade teutsche Frau, rund und ehrlich‘. Prinzeß Amalie von Baden, liebenswürdig und zu ihrem Vorteil verändert. . . .

Der 17. Gute Nacht. Großes Schlafbedürfnis, um 10 Uhr erwacht; Toilette, Besuch der Kaiserin Elisabeth. Je mehr ich sie sehe, desto mehr liebe ich sie. Der König ist mit dem Kaiser im Arsenal. Sie sind alle Tage am Morgen zusammen, sei es um Paraden und Krankenhäuser anzusehen, sei es um Gänge in der Stadt zu machen. Gegen 2 Uhr Rückkehr des Kaisers und des Königs; Frühstück zu uns Dreien. Kleines Familiendiner; es ist

Fasttag heute, das Fest der drei Könige morgen, Messe und Vesper diesen Vormittag.

Der 18. Aufgestanden um 9 Uhr. Große Toilette; um 11 Uhr in der Messe in großer Feierlichkeit, der Erzbischof leitete den Gottesdienst. Wir nahmen nicht an der Prozession teil wegen der großen Kälte, 18 Grad. Wir sahen die Zeremonie der Segnung des Wassers aus den Fenstern der Kaiserin Elisabeth. Schönes Schauspiel, Masse Volks. Frühstück. Todmüde, krank. Diner bei uns. Schauspiel am Abend, russisches Ballet, nationale Gesänge; der Kaiser gelangweilt. Schließlich im Bett.

Der 19. Erkältungsfieber, Husten. Die Kaiserinmutter zeigte uns die Gemeinschaft, das ist eine herrliche und beneidenswerte Sache. Familiendiner. Um 8 Uhr im taurischen Palais. Herrliches Feuerwerk. Der Saal unbegreiflich durch seine Länge. Die Gruppen Laokoon und Ariadne verlieren sich darin vollständig. Links vom Saal ein Wintergarten, groß und prächtig, das Ganze magisch. Das Souper im Theater. Göttliche Dekoration, viel Kristall. Um 3 Uhr im Bett, Versagen der Stimme ...

Der 23. Ein wenig besser, um 1 Uhr aufgestanden. Diner bei uns, nachdem ich den Besuch der Kaiserinnen hatte; lange politische Unterhaltung mit der Mutter und Marie. Heiteres Frühstück mit dem Kaiser, am Morgen die Begnadigung eines Sibiriers erlangt. Großes und schönes Fest beim Grafen Stroganoff in einem reizenden und großen Hause. Um 2 Uhr im Bett. Mein Husten wird schlimmer....

Der 24.... Der Courier geht im Augenblick ab. Ich bitte meine lieben Verwandten, dieses Tagebuch mit Nachsicht zu lesen. Ich liege meinem heißgeliebten Vater zu Füßen und am Halse aller derer, die sich meiner erinnern. Ich erwarte die Kaiserinnen und den Kaiser zum Diner. Es wird gesagt, daß man alle Tage um 3 Uhr speise; jetzt ist es $4^1/_4$ und nicht eine Maus läßt sich hören, und so geht das alle Tage. Morgen ist das Fest der Kaiserin Elisabeth; sie wird dreißig Jahre alt. Große Ermüdung, wenig Kräfte. Adieu, ich umarme euch. Luise....

Der 25. Schlechte Nacht, Schlaf unterbrochen, schwach, immer erkältet. Um 10 Uhr aufgestanden, kleine elegante Toilette. Besuch in einer schrecklichen Kälte bei der Kaiserin Elisabeth, ... Sie empfing mich mit viel Freundschaft. Ich blieb da während man sie frisierte. Nachher ging ich zur Kaiserinmutter, die bei ihrer Toilette war. Der Kaiser kam dahin, der König auch; er erhielt eine prächtige weiße Feder von der Kaiserinmutter. Der Prinz August kam. Als die Toilette beendigt war, ging ich in das große Kabinett, um die Großfürstinnen zu begrüßen. Die Kaiserinmutter

sprach mit einem Minister. Ich blieb dort und sah die ganze Familie nach der Ankunft der Kaiserin Elisabeth in die Zimmer, wo sich der Hof aufhielt, und zu der Messe vorüberziehen, von der ich mich dispensierte, angesichts meiner Schwäche, meiner Herzschmerzen u. s. w. ‚und alle großen und kleine



Friedrich Wilhelm III. um 1813.
Nach dem Gemälde von Gerard. Gestochen von L. Buchhorn.

Übel'. Der Großfürst Constantin führte mich nach Hause, frühstückte und ging dann zur Messe. Nachher kam der König, dann der Kaiser, welcher einige Bissen aß. Sehr interessante Unterhaltung mit ihm, die mich wegen einer Person, welche ich liebe, betrübte. Besuch des Gesandten [Caulaincourt]: Einladung für sein Fest zu Übermorgen; Familiendiner. Nach 8 Uhr große

Maskerade von 18000 [sic!] Personen. Souper im Theater der Eremitage, reizende Dekoration. Um 3 Uhr im Bett.

Der 26. Aufgestanden um 1 Uhr. . . . Die Kaiserin Elisabeth kam dazu, man mußte nach Cameniostrow aufbrechen. Sie, die Prinzessin Amalie, die Gräfin Voß und ich, wir gingen zusammen. Nachdem wir das Haus gesehen hatten, warteten wir lange auf den Kaiser und den König; inzwischen schwatzten wir ein wenig mit dem Herzog von Koburg. Das Diner war heiter, ungezwungen und kurz. In aller Eile Toilette für das Fest, welches die Kaiserinmutter dem Institut gab. Nichts Interessanteres als diese Vereinigung von 740 jungen Mädchen. Lied für uns gesungen. Tanz und Geschenke dieser jungen Damen. Dann Fest für den Kaiser und die Kaiserin unten in einem anderen Saale. Soupiert im Bette um Mitternacht. Krank.

Der 27. Guter Schlaf von zwölf Stunden. Die Kaiserin Elisabeth bei mir. Dann ich bei der Großfürstin Katharina. Dann bei der Kaiserinmutter. Ich fand dort den Kaiser, welcher nicht mit uns dinierte, da er zu tun hatte, und da er in Hülle und Fülle in der Admiralität mit dem Könige gefrühstückt hatte. Diner in Familie bei uns. Wenig geruht; hübsche Toilette; um $8^1/_2$ Uhr zum Feste von Caulaincourt. Prächtig, elegant, reizend; der Wirt von einer überall gleichen Höflichkeit, Aufmerksamkeiten aller Art. Um 2 Uhr im Hause. Noch einen Augenblick der Unterhaltung mit der Kaiserin Elisabeth, Amalie und mir.

Der 28. Schlecht geschlafen; um 1 Uhr aufgestanden, Abschied des Herzogs von Koburg in meinem Bett. . . . Wir suchten zusammen die Kaiserinmutter auf im Institut St. Katharina für 65 junge Bürgermädchen, Waisenkinder, die durch sie erzogen werden. Reizendes und gut eingerichtetes Institut, ‚das ganz dem Zweck entspricht'. Von dort zu den Hebammen: noch eine ausgezeichnete Einrichtung für junge Mädchen, welche den Beruf der Wartefrauen lernen. Von dort zu mir. Familiendiner. Der König und der Kaiser sind in Kronstadt. . . .

Der 30. Gute Nacht, ich befinde mich gut; 9 Uhr morgens aus dem Bett. Gegen 11 Uhr mit der Kaserinmutter im Findelhause. Herrliches Institut. Kinder vom Säuglingsalter bis zum 18. und 20. und 21. Jahre werden dort unterhalten. Um 1 Uhr zurück. Zahllose Gesellschaft. . . . Eilig Festtoilette. Der Gesandte Frankreichs, um uns für die Ehre, daß wir auf seinem Feste gewesen waren, zu danken. Die Kaiserin Elisabeth kam im Augenblick, wo ich mich ankleiden wollte; sie half bei meiner Toilette; alle gekrönten Häupter und kaiserlichen Hoheiten kamen hinzu. Ich gab der

Fürstin Wolkonsky mein Bild und den Ehrendamen Ohrringe. Große Freude. Als wir zu Tische gingen, Kußhand aller Personen, die Orden, Dosen, Bilder u. s. w. bekommen hatten. Diner bei uns mit dem ganzen Hofe. Nach Tisch eingepackt, geschrieben. Die Kaiserinnen hatten mich todmüde, wie ich war, vom Abschiednehmen dispensiert, ebenso wie die Großfürstinnen. Gegen 6 Uhr in der Komödie in dem großen Theatersaale in der Stadt. Viele Leute, schöner Saal, edles Verhältnis, gut beleuchtet. Beifallklatschen, Bravo- und Hurrahrufe, als ob das Haus einstürzen wollte. Russische Komödie. Ballet: Zephyr und Flora, reizend. Die Maschinerien waren gut; die unserigen sind besser. Gegen 10 Uhr im adeligen Club; großer Ball; Gesellschaft von 1500 Personen; nette Vereinigung mixtum compositum, ziemlich niedliche Frauen, schönes Souper; italienische Gesänge während desselben, abermals Ball nach dem Souper; um 3 Uhr zu Bett. Abgehetzt, ermüdet wie ein Hund, so daß ich nichts mehr konnte.

Der 31. Kurzer Schlaf von fünf Stunden, aus meinem Bette vor 8 Uhr. Eingepackt; während meiner Toilette die alte Fürstin Wiasemsky, die immer eine Leidenschaft für mich hat. Sie war genötigt fortzugehen wegen der Ankunft der Kaiserinmutter und ihrer drei Töchter, welche mir noch ein reizendes spitzenbesetztes Muselinhemd aus Moskau für Luise brachten. Sie war von einer unfaßbaren Güte, gab mir 1000 gute Ratschläge. Sie brach auf, da sie mich beschäftigt sah, meine Pakete und Papiere in Ordnung zu bringen. Endlich verließ ich meine Zimmer mit einem tiefen Seufzer und kehrte nicht mehr dorthin zurück. Ich ging zum Könige; der Kaiser kam dorthin. Er brachte mir sieben Shawls; einen für mich, drei für Therese und drei für Friederike. Die Kaiserin Elisabeth erwartete mich auf dem Flure, endlich erfuhr ich es und ich eilte in ihre Arme. Sie war sehr traurig; sie gab mir einen Ring und ein Petschaft, Amalie ein Petschaft; mein Herz war schwer. Wir gingen alle zur Kaiserinmutter, wo wir den Großfürsten Nikolaus fanden, welcher immer noch nicht wohl ist und einen leichten Anfall von Keuchhusten hat. Von dort gingen die Mutter, der König und ich zum Großfürsten Michael, der gerade einen Keuchhustenanfall hatte. Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, sagte er uns höfliche und ehrbare Sachen. Im ganzen, sie werden wie große Personen erzogen. Unterwegs, als wir durch die Zimmer der Großfürstin Anna kamen, machte ich die Bekanntschaft des berühmten ‚Storch‘. Bei unserer Rückkehr legten mir die Großfürstinnen meine Pelze um und der schreckliche Abschied begann. Ich weinte, ich fühlte mich schlecht, die Kaiserin Elisabeth und Amalie fuhren mit mir in feierlichem Zuge in demselben Wagen, in welchem ich meinen Einzug

bewerkstelligt hatte, um im selben Garten wieder auszusteigen, nachdem wir das Soldatenspalier rechts und links passiert hatten. Mein ganzer Hofstaat und der des Königs ‚nebst Aufwartungen‘ waren da. Verabschiedungen von allen Seiten. Von dort fuhr ich nach Strelna mit der Kaiserin Elisabeth im zweisitzigen Wagen von einer Eskorte begleitet. Als wir in Strelna ankamen, gab es im ersten Saale eine große Überraschung; die Kaiserinmutter war dort mit den Großfürstinnen Marie und Katharina. Große Freude. Vor dem Diner ein Augenblick der Unterhaltung mit dem Kaiser. Politik. Das Diner war noch heiter; viel türkische Musik; alle beliebten Melodien, Märsche, Walzer wurden wiederholt. Nach dem Diner kam der schreckliche Abschied, nachdem die Toilette gewechselt war. Tränen auf allen Seiten. Die Kaiserinmutter segnete mich; ich glaubte ihr zu Füßen zu fallen. Die Kaiserin Elisabeth schloß mich in ihre Arme, benetzte mich mit ihren Tränen. Der Kaiser hatte alle Mühe seine Fassung zu bewahren, der Großfürst hatte Tränen in den Augen. Die Großfürstinnen überhäuften mich mit Liebkosungen, Marie weinte und war bleich wie der Tod. ‚Ich war aufgelöst vor Dankbarkeit und nur ein Gedanke, du gehst in dein Unglück wieder hinein, störte mich manchmal.‘ So stiegen wir die Treppe hinab. Die Kaiserinmutter bis zum Wagen ebenso wie alle übrigen. Es war schrecklich. Der Kaiser konnte nicht mehr sprechen, ich konnte nur noch sagen: „Ich empfehle Ihnen unser Schicksal und das Glück meiner Kinder und alles dessen, was mir teuer ist, Sie sind unsere Stütze.“ — ‚Und so unter tausend Tränen im Wagen. Die Kaiserin Elisabeth verging vor Schmerz, die Kaiserinmutter segnete uns, weinte und machte das Kreuz auf dem Wagen und auf uns, als wir das Fenster noch einmal fanden um zu winken; so ging es endlich fort.‘ Der König weinte, ich schluchzte. Der Großfürst an der Seite des Wagens zu Pferde. An der Stelle, wo die Eskorte abgelöst wurde, hielten wir an, er nahm Abschied von uns, und der Kaiser war uns noch gefolgt und stieg aus dem Schlitten, um uns ein letztes Mal zu umarmen. Als dann die Tür geschlossen war, war alles gesagt. Wir sahen kein Mitglied dieser reizenden Familie mehr und unsere Tränen flossen vor Dankbarkeit. Wir wandten Petersburg und seinen Herrlichkeiten den Rücken, aber unsere Herzen werden niemals das Gute vergessen, das man uns dort erwiesen hat, da man nur freundschaftliche und elterliche Gefühle für uns hatte.“

* * *

Am 10. Februar 1809 traf Königin Luise, nach einer Abwesenheit von fünfundvierzig Tagen, wieder in Königsberg ein, — das Herz voll unaus-

löschlicher Dankbarkeit für all die Liebe und Güte, womit die kaiserliche Familie ihr die Tage in Petersburg so überreich verschönt hatte.

Was auch der Zar in Tilsit — vielleicht nur im Zwange übermäßiger Umstände gegen sein innerstes, besseres Wollen — an Preußen gefehlt haben mochte, daß er in diesen Wochen nur das eine Streben gekannt hat, der unglücklichen Königin in verschwenderischer Pracht und mit zärtlicher Freundeshand das schönste Füllhorn irdischen Glanzes und Glückes zu reichen, — — es soll ihm immer unvergessen bleiben.

Königsberg 1809.

Die festlichen Tage waren verrauscht — Königin Luise hatte nur zu recht empfunden: Sie war wieder in ihr Unglück hineingegangen. — Der letzte Königsberger Aufenthalt — von Februar bis Dezember 1809 — bildete aufs neue eine wahre Kette von widrigen Ereignissen und atemversetzenden Befürchtungen für die Zukunft, die fast noch schwerer zu ertragen waren, als die schrecklichste Gegenwart selbst. Es ist wieder ein Gemälde grau in grau, eintönig und ohne frische Farben, — und doch können wir uns seiner Schilderung nicht entziehen. —

Worin bestand nun das Ergebnis der Petersburger Tage? — Gewiß hatte sie für Augenblicke Zerstreuung gehabt, aber statt dauernder Kräftigung ihrer Nerven kam sie krank und äußerst leidend zurück: „Den dritten Tag nach meiner Rückkehr habe ich mich so schlecht befunden, daß ich genötigt gewesen bin, mich zu Bett zu legen . . . und daß ich seitdem nur für Stunden ausgegangen bin. Ein heftiger Schnupfen und Husten, mit einem recht starken Fieber verbunden und mit einer Schwäche ohnegleichen, hat mich ganz niedergeworfen und ich bin erst seit gestern Abend erleichtert . . . aber ich war noch so schwach, daß ich zum Schreiben nicht die Kraft fand, trotz des besten Willens. Ich schreibe Ihnen noch aus meinem Bette, das ich nur für ein paar Stunden verlasse, da ich von einer lächerlichen Schwäche bin. Ich bin mitleiderregend abgemagert und Sie würden sich erstaunen über meine kleinen Arme, die um die Hälfte vermindert sind.“ So schrieb sie den Kaiserinnen und dem Bruder gestand sie: „Ich wollte gestern nachmittag diesen Brief enden, allein ich war in einem solchen Zustand, daß ich kalt und unvermögend zwei Stunden ausgestreckt lag.“

Auch neue Hoffnung auf eine Wendung der Lage Preußens durch energisches Eingreifen Rußlands hatte sie leider nicht gewinnen können: „Ich

bin gekommen, wie ich gegangen! Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt! ... Von meiner Gemütsstimmung schweige ich, da die Zeit geeignet ist, einen zu allem Traurigen wie von selbst zu bringen. Ich bin auf alles gefaßt, nur die Gnade Gottes erhält mich stark, aber allein auch nur der Glaube an ihn und seine Vorsehung, denn auf die Menschen bau ich gar nicht mehr!"

Und doch war die Reise nicht ganz vergebens gewesen, denn sie hatte ihr einen neuen Weg zum Herzen und Willen des Zaren geebnet: Seine Mutter und Gattin sind der Königin Luise bis an ihr so nahes Ende in Freundschaft verbunden geblieben. Ein oft lebhafter, immer von inniger Teilnahme und rührendem Zutrauen getragener Briefwechsel ist uns dafür ein unwiderleglicher Beweis; durch zahlreiche Geschenke und Aufmerksamkeiten aller Art suchten die russischen Damen der seelisch und körperlich gleich leidenden Königin ihre Freundschaft und Anteilnahme zu bezeigen, und immer wieder wendet diese sich an sie um Rat und Trost, wenn sich neue Wetterwolken am politischen Horizont finster zusammenballten.

* * *

Seit der Rückkehr nach Königsberg drohte der Krieg Österreichs mit Frankreich, ja die Königin bezeichnete ihn schon am 21. Februar ihrem Bruder Georg gegenüber als wahrscheinlich. Sie wagte nicht an seinen Erfolg zu glauben: „Ach Gott, was wird es noch werden, wenn das Untier leben bleibt! Seit die spanischen Mönche nichts auf ihn vermocht, habe ich alle Hoffnung verloren, daß er zu vertilgen ist." Sie fürchtete, daß dieser Krieg „vermutlich mit Preußen das so lang gewünschte Ende beschleunigen" werde: daß Berlin besetzt würde, „sobald der Krieg losgeht," stand für sie fest. Daraus folgte dann, daß man im Frühjahr nicht dorthin zurückkehren könnte, und so klagt sie der Zarin Elisabeth: „Dieses teure Berlin, wann werde ich es wiedersehen? Gott weiß es. Die schnelle Rückkehr Napoleons nach Paris [aus Spanien], seine Reise nach Straßburg, wo das Schloß hergerichtet wird, weissagt uns den Krieg. Unsere Lage ist sehr mißlich. Und ich fürchte unsern Untergang sehr nahe. Auf jeden Fall, wenn wir nach Berlin zurückkehren, müßte ich mich von meinen Kindern trennen, die man hier unter dem Vorwand an der Universität zu studieren, unterbringen wird, damit, wenn man die Eltern fortschleift, die Kinder bleiben, um uns zu rächen, wenn es eine Rache gibt?!!!" — Sollte doch Talleyrand ganz offen davon gesprochen haben, der König von Preußen werde dasselbe Schicksal haben wie Ferdinand und Karl von Spanien, nur würde der Weg kürzer sein.

Die Königin wußte, wie es damals in Norddeutschland gärte: „Ist es denn nicht ganz fürchterlich, daß wir den Enthusiasmus und die Liebe der guten Pommern, Märker und Berliner so müssen verrauchen lassen, ohne es nutzen zu können. O, unerbittliches Schicksal, wann wirst du uns genug geprüft und gebeugt haben.“ Ihr Gottvertrauen ließ sie nicht ganz verzagen: „Ich bin in der Hand Gottes! Das ist meine einzige Hoffnung. Ich hoffe nur auf ihn. ‚Er wird alles gut machen.‘ Indessen, da ich Kinder habe, fühle ich meine Augen feucht werden, wenn ich an die Zukunft denke.“

Im März schien die politische Lage Preußen zu einem Bunde gegen Österreich führen zu sollen. Entsetzt über diese Möglichkeit, schrieb sie der Freundin von Berg: „Ich habe heute wieder einen Tag erlebt, einen Tag, wo die Welt mit allen ihren Sünden auf mir liegt. Ich bin krank, und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht wieder genesen! Der Krieg mit Österreich wird losbrechen, das weiß alle Welt, aber was Sie nicht wissen und was mich bis in den Tod betrübt, das ist, daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genötigt wird, gemeinsam mit Frankreich gegen Österreich loszuschlagen. Ermessen Sie die Folgen, die das für uns haben kann, daß wir, wenn es wirklich so weit kommt, mit zu dieser Partei übergehen müssen. Preußen gegen Österreich! Was soll aus Deutschland werden? Nein, ich kann es nicht aussprechen was ich fühle, die Brust möchte es mir zersprengen! Und wir hier in dieser Verbannung, in diesem Klima, wo alle Stürme wüten, entfernt von allem Heimischen! O Gott, ist es der Prüfungen noch nicht genug?“

In dieser Stimmung verlebte die Königin ihren 33. Geburtstag: „Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich! Abends ein großes, glanzvolles Fest, das die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches, frohes Mahl im Schlosse — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war mir zerfleischt. Ich habe getanzt! — Ich habe gelächelt! — Ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen alle Welt, — und ich wußte vor Unglück nicht wohin! Wem wird Preußen übers Jahr gehören, wohin werden wir alle zerstreut sein! Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich! — —“

Wenige Tage darauf wurde das Silberzeug und fast alle Diamanten verkauft: „Man muß die großen Kontributionen zahlen; — klagte die Voß — also was ist zu tun, man muß Alles hingeben.“ —

Gegen Ende des Monates scheint die Königin die Lage nicht mehr ganz so schwarz angesehen zu haben: „Die Hoffnung, eher (ohne zu sagen bald), als es vorher den Anschein hatte, nach Berlin zurückzukehren, lebt wieder

ein wenig auf in meiner Brust“ — schreibt sie dem Vater; aber am Schlusse des Briefes heißt es wieder resigniert: „Ich kann die Dinge nur laufen lassen; ich sehe, daß Preußen aufgerieben oder mindestens unterjocht sein wird. Es gibt dagegen nur ein Mittel, der Sieg der Österreicher und ihr dauerndes Glück durch den Tod des bösen Prinzips, dann wird zuverlässig jeder sie unterstützen, jedoch welche Wenn und Aber sind noch bis dahin. Versprechen Sie mir nur, daß, wenn man uns hier fortjagt, Sie kommen, um mich abzuholen, falls es so weit sei oder kommen sollte.“

Im Grunde ihrer Seele war die Königin damals offenbar für diese „zuverlässige Unterstützung“ Österreichs, und für Anschluß Preußens an den deutschen Kaiserstaat, denn nur so sind ihre Worte an den Bruder vom 1. April verständlich: „Ich kann überhaupt nichts schreiben, als daß die Meinungen in der Politik sehr geteilt sind, wie anno 5. Ich weiß, was ich will, doch es kommt nichts mehr über meine Lippen, da mein Rat solche fürchterliche Folgen gehabt [vgl. S. 156]. Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht der Sache den Ausschlag gab, allein es wird mir doch vorgesagt, als wäre es so. Die Folgen beweine ich oft — nicht aber das Prinzip der Handlung und nicht die Handlung selbst. Nie werde ich beweinen, was Ehre und Selbstgefühl heiligten, wohl aber alles andere, was das Gegenteil wäre und eben und noch viel schrecklichere Folgen haben wird, nämlich das Überbordwerfen der ganzen Dynastie, ohne Mitleid der Edlen. Ich sehe keine Zukunft für meine Kinder.“ —

Gerade an diesem Tage erhielt man in Königsberg ernste — unsere Königin tief erschütternde — Nachrichten aus Stockholm: Am 13. März war hier der König Gustav IV. Adolf, der Schwager der Zarin Elisabeth, von der französisch gesinnten Partei des Adels gefangen genommen worden, und des Thrones verlustig erklärt; seine Gemahlin und Kinder trennte man von ihm, der Ende des Monats nach Grips gebracht wurde. — „Ich bin angetan von den Neuigkeiten aus Schweden! — klagte die Königin entsetzt und bekümmert der Zarin — Meine Tränen fließen oft und mischen sich mit den Ihrigen, teure Cousine. Welches Schicksal, welche Nation diese schwedische? Ihre arme Schwester! Nach dem unglücklichen Ehepaare sind Sie immer mein erster Gedanke, meine liebe, liebe Freundin. . . . Wenn Sie zuverlässigere Einzelheiten, wie die der Zeitungen wissen, haben Sie die Güte, sie an mich gelangen zu lassen. . . . Ich bin gewiß, daß die Geschichte von Schweden Sie erbaut haben wird wie mich. Wir leben in entzückenden Jahrhunderten, ich muß es gestehen. Das Leben der Monarchen ist nichts, und das Volk ist der Herr. Ich bin gewiß, daß Napoleon seine Hände in

diese Missetat getaucht hat. Aber, ich bitte, verbrennen Sie diesen Brief, die Klugheit erfordert es."

In dem gleichen Briefe vom 12. April redet sie der Zarin Elisabeth freimütig über die schwere Verantwortung der russischen Politik, wenn sie sich mit Napoleon gegen Österreich verbände: „Der Kaiser würde Europa retten können. . . . Denken Sie nur, was werden wird, wenn Rußland mit den Franzosen über diese armen Österreicher herfällt. Dann ist es um sie geschehen! Und dann, was wird aus ganz Deutschland und aus Preußen im besonderen werden, wenn Napoleon nichts mehr zu fürchten hat? Die Antwort ist leicht; man muß sie aus der Erklärung entnehmen, die er vor einigen Jahren im Moniteur erlassen hat. „In kurzem, sagte er, wird meine Dynastie die älteste auf allen Thronen sein." Wenn ich keine Kinder hätte, mag diese schreckliche Zukunft kommen. Ich bin keineswegs von Ehrgeiz besessen. Die Krone hat für mich nicht die große Anziehung, die sie sehr für andere hat. . . . ‚Verstehen Sie mich recht, es ist nicht der größte Vorzug, den ich glaube zu besitzen, und wenn es auch etwas stolz und anmaßend klingt, so verzeihen Sie es einer sehr unglücklichen Königin, die zu deutlich voraussiehet, daß sie bald in die Lage versetzt sein wird (durch die fürchterliche Politik von Freund und Feind) ganz allein auf ihren inneren Wert beschränkt zu sein. Verzeihen Sie diese Aufrichtigkeit inbetreff der Politik, aber ich gestehe Ihnen, seit langem drückte mich dieses Glaubensbekenntnis.‘"

* * *

Inzwischen war der Stein ins Rollen gekommen: Am 6. April hatte der Erzherzog Karl einen „Parolebefehl" erlassen, „welcher herrlich ist und der, indem er für eine Kriegserklärung gelten kann, gemacht ist, um ihm alle Geister zu vermitteln"; Tirol hatte sich erfolgreich gegen Bayern erhoben, — aber Napoleon verließ Mitte April Paris und drängte in Süddeutschland die Truppen des Erzherzogs Schlag auf Schlag zurück, nahm Regensburg ein und marschierte auf Wien. Dadurch war auch das Gelingen der verwegenen Erhebungsversuche in den ehemaligen preußischen Gebieten äußerst in Frage gestellt: Von Katts Versuch, Magdeburg zu nehmen, mißlang, so wie Dörnbergs Angriff auf Kassel, beide mußten ihr Heil in der Flucht nach Österreich suchen; der tapfere Major von Schill, aus Vaterlandsliebe aller Disziplin und jeder nüchternen Überlegung trotzend, sah seinen Marsch auf Halle gefährdet und versuchte sich nordwärts durchzuschlagen an die Ostsee — in sein Verhängnis.

Die Königin mußte mit Recht von all diesen Schritten die schwersten Folgen für Preußen befürchten und setzte diese wie die Zwangslage des Königs in beredten Worten den russischen Kaiserinnen also auseinander:



Königin Luise in der Uniform der Schill-Husaren.
Pastellbild im Hohenzollernmuseum.
(Aus dem Hohenzollernjahrbuch, 6. Jahrgang. Verlag von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

„Dem einmal ausgebrochenen Kriege Österreichs ist in ganz Deutschland und besonders bei uns eine allgemeine Gärung gefolgt, welche sehr viele Folgen hat und noch haben wird, die das Übermaß der Tyrannei Napoleons seit Jahren vorbereitete. Der König ist unschuldig an all diesen aufrührerischen Bewegungen, die in Westfalen stattfanden, und an dem schrecklichen und unverzeihlichen Aufbruch von Schill. Aber Napoleon, der den König und Preußen haßt, wird er an diese Unschuld glauben? er, der nur Böses und Unredliches tut? Sie sehn daher deutlich, daß unser Urteil unterzeichnet ist und das wir nichts zu erwarten haben von ihm als Trauriges. Der König wird sich vielleicht durch die Umstände gezwungen sehen können, für einige Zeit das politische System des Kaisers zu verlassen. . . . Die Geister sind so erregt und die Bewegung und die Gärung ist so groß, daß der König alles riskiert, wenn er nicht die Partei ergreift, zu der die Nation vorzugsweise und fast mit Wahnwitz hält. In einem solchen Falle wagt der König und auch ich auf die wahre Freundschaft des Kaisers zu zählen, daß er nichts unternehmen wird gegen uns, die wir schon genug unglücklich und durch alles, was das Schicksal Hartes und Grausames hat, verfolgt sind. Wir würden dann gewiß auf Ihre Freundschaft zählen können, da Sie der Engel aller Unglücklichen sind. Glauben Sie, daß niemals ein König und eine Königin unglücklicher waren als wir."

Doch der König kam nicht in die Lage mit oder gegen Österreich kämpfen zu müssen, zumal die Erfolge der französischen Waffen die Kriegslust in Norddeutschland lähmten: Am 13. Mai hielt Kaiser Napoleon seinen Einzug in Wien, — und Königin Luise faßte ihren Schmerz in die Worte: „Ach Gott, es ist viel über mich ergangen! Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Österreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade: Germania!" — Unter dem Eindruck dieser Nachricht des triumphierenden Einzuges des „bösen Prinzipes" in die alte Kaiserstadt an der Donau richtete die Königin damals an ihren Vater einen wahrhaft herrlichen Brief, der sie auf einer Höhe der Weltanschauung und Lebensauffassung zeigt, welche mit Recht stets die uneingeschränkteste Bewunderung erweckt hat. In diesem Schreiben hat sie zusammenfassend und abschließend zuerst ihr „politisches Glaubensbekenntnis" und dann ihr „eheliches und häusliches Leben" also geschildert:

„Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser

Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig geworden und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns [vgl. S. 178 unten]. Das siehet niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er getan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzendem Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Damit befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessern Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was

geschehen ist und was geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; alles wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft, Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich als eine Frau es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiel verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist; vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden.“ — Bis zu Tränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so mit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage, es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere

Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an seiner Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wann er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbürgt aber, wie ihr Vater hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher; hat aber viel Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich ebenso gut als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es von Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme an dem Wohl und Wehe anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und siehet dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemütlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen

Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist einmal eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes siehet, und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machten, finde ich an allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmut und den öfteren Tränen der Mutter. Besonders wohltätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Jüngling kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge.... Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und ich bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter — Luise."

* * *

Am 1. Juni erhielt die Königin die Nachricht von dem Siege der Österreicher bei Aspern; aber wir würden in der Annahme sehr irren, daß sie dadurch zu allzu sanguinischen Hoffnungen verleitet worden wäre; man erstaunt vielmehr, wie richtig sie die Tatkraft und das Genie des besiegten Napoleon beurteilte. — „Seit gestern — schrieb sie (am 2. Juni) der Zarin Elisabeth — atmen wir ein wenig auf durch die Nachricht einer Schlacht, welche die Österreicher soeben gegen die Franzosen gewonnen haben, nahe bei Wien. Sie dauerte zwei Tage, blutig und mörderisch, aber die Öster-

reicher blieben Sieger, und die Franzosen waren auf dem Rückzuge und wieder über die Donau gegangen. Man muß hoffen, daß sie so fortfahren werden, und dann wird der Augenblick kommen sich wahrhaft zu freuen, denn eine Schlacht rettet die Welt noch nicht, und der größte Feind dieser tapferen Österreicher ist nicht die Zahl der französischen Soldaten, sondern das ist das Genie Napoleons, das sich aus allem herauszieht, das fruchtbar an Hilfsmitteln ist und groß an Kombinationen. Wenn es ein anderer wäre als er, würde dieser wahrscheinlich unterliegen oder wenigstens ein sehr schlechtes Spiel haben, denn er befindet sich zwischen zwei Armeen. . . . Das ist, scheint mir, genug, um sich zu beunruhigen, aber sein Genie wird sich aus allem herausziehen, Sie werden sehen, und wir werden seine Sklaven sein. Ich bin überzeugt, wie von meinem Dasein, daß, wenn Österreich unterliegt, wir morgen entthront werden und ‚hinwegdekretiert'." —

Wie gaben die Ereignisse ihrer Beurteilung von Napoleons Genie Recht: Auf Aspern folgte am 5. und 6. Juli Wagram und am 18. wurde der Waffenstillstand von Znaim geschlossen; Österreich lag am Boden und sein Idealismus war tödlich ins Herz getroffen.

Jetzt, wo mit der Entscheidung die Spannung von ihr genommen war, erlitt die Königin einen heftigen Rückfall in das, im Frühjahr mit Mühe überstandene Fieber; am 1. August traf sie ein zweiter, mit schwerer Atemnot verbundener: „Er hat mich fast auf ein Nichts an Kraft und Leben gebracht." — Sie wußte, was an ihrer Gesundheit nagte: „Das Unglück der Zeit hat grausam meine Gesundheit beeinflußt — schrieb sie (am 2. August) der Zarin Maria und fuhr fort — aber meine christliche Ergebung wird inmitten der Schrecken, die der Fortschritt des Bösen in der Welt macht, nicht erschüttert."

Anfang September war sie so schwach, daß man die Huben verlassen und in das Königsberger Stadtschloß übersiedeln mußte. Ein großer Trost war für sie die Anwesenheit ihres geliebten Bruders, der vom 6. Juni bis 6. September bei ihr weilte, — und zu Ende des Monats die Ankunft der Schwester Friederike.

Wie hatte sie diese beiden Geschwister nicht herbeigewünscht! — „Sollte es zu lange werden, so rufe ich Dich, lieber Georg, und biete Dir 1000 Thaler dazu an. Ich habe sie immer aufgespart für Berlin, wo ich armen Unglücklichen damit helfen wollte, bin ich aber nicht auch sehr unglücklich? Und wenn ich mir diese Freude schaffe, so ist sie durch Gott und die Natur geheiligt und geliebt" — so hatte sie voll Sehnsucht dem Bruder geschrieben und später, als er seinen und Friederikens Besuch als wirklich bevorstehend

ankündigte: „Ich freue mich, daß Du kömmst. Ich rate Dir und Friederike, nicht ein Wort zu sprechen, zu schreiben, bis alles, sogar der Tag Eurer Abreise in Richtigkeit ist, dann beide dem König zu schreiben, und Euch zu melden und zu sagen, was wahr ist, Ihr hättet es nicht mehr länger aushalten können nach so langer Trennung, ihn, mich und Friederike ihre Kinder



Georg, Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz im Jahre 1800.
Nach einem Gemälde im Besitze Sr. K. H. des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz.
Eigene Aufnahme der Verlagshandlung. 1903.

nicht zu sehen. Setzt dabei, daß die Reise Euch zusammen weniger Kosten macht und das auch eine Ursache des Zusammenreisens sei. Ich weiß, daß das gut ist. Ich schicke Euch nächstens 1000 Taler." Und wie rührend schildert sie ihre Freude über diese Besuche der Zarin! — „Das zärtliche Interesse, das Sie mir immer bis jetzt bezeugt haben, läßt mich glauben, daß Sie mit Freude die Genugtuung erfahren haben, die ich hatte,

mich während drei Monate mit meinem älteren Bruder vereinigt zu sehen. Es ist wahr, daß ich oft Tage verlebt habe, ohne ihm ein Wort zu sagen, da ich den ganzen Sommer wie eine Verdammte litt, aber ich hatte doch den Trost, ihn zu sehen, ‚und das ist schon viel‘. Es wäre möglich, daß ich meine Schwester Solms für meine Niederkunft bei mir sähe, eine andere Freude, wenn diese Hoffnung sich verwirklicht; und so spart die Vorsehung Ihnen inmitten von Unglück und Kummer Augenblicke des Glückes auf.“

Und die Schwester kam zur rechten Zeit! Am 4. Oktober genas die Königin eines Knaben, des Prinzen Albrecht: „Das Kind ist groß und stark. Gottlob, daß sie alles gut überstanden hat.“

* *
*

Ende Oktober begann sich nun endlich, endlich der Horizont wirklich ein wenig aufzuhellen: Die Verhältnisse der hohen Politik nötigten Napoleon, wiederholt seine friedlichen Gesinnungen gegen Preußen nachdrücklich zu betonen, ohne freilich darum in seinen Forderungen irgendwie Erleichterungen zu versprechen; Friedrich Wilhelm beschloß daher, die lange so heißersehnte Rückkehr nach Berlin ernstlich ins Auge zu fassen. Am 18. November meldete die Königin nach St. Petersburg: „Unsere Abreise nach Berlin ist gewiß, aber der Tag ist noch nicht festgesetzt, es wird wahrscheinlich in den ersten Dezembertagen sein.“ Und schon eine Woche später kann sie dem Bruder in einem, von heller Freude und dunklen Ahnungen gleicherfüllten Briefe den genaueren Termin mitteilen:

„Seit langem habe ich nicht die Feder mit so viel Vergnügen genommen, um Dir zu schreiben, wie heute. Nämlich, um Dir unsere demnächstige Rückkehr nach Berlin anzuzeigen. Ich schicke Dir selbst eine Stafette von Berlin, damit Du ganz sicher nicht den Tag unserer Ankunft in der guten Stadt verfehlest, aus Furcht, daß der gewöhnliche Weg der Post zu langsam ist. Aber kannst Du Dir vorstellen, mein sehr geliebter Georg, daß mich inmitten dieser unausdrückbaren Freude, mich bald wieder in dem lieben Berlin zu finden, wieder mit einem großen Teile meiner Familie vereinigt zu sein — ein Herzkrampf ergreift, eine Herzbeklemmung, die mich Unglück vor oder gleich nach diesem glücklichen und so ersehnten Augenblicke befürchten läßt? Du sagst mir vielleicht, lieber Georg, daß das ungewohnte des Glückes mich furchtsam und ängstlich macht; oft ertappe ich mich bei dem Versuche, mich auf diese Weise zu stärken und durch diesen Gedanken zu trösten,

aber unglücklicherweise hilft das nichts; für einen Augenblick zerstreut, fallen meine Befürchtungen mit verdoppelter Stärke auf mein Herz zurück.

Kehren wir lieber zu tröstlicheren Bildern zurück, zu dem Gedanken, der bald verwirklicht sein wird, daß ich Dich in meine Arme schließe. Wir rechnen, von hier den 14. oder 15. Dezember abzureisen und mit Gottes Hilfe am 23. gegen Mittag in Berlin anzukommen. ‚Es wird Einem ganz elend vor Seligkeit, wenn man recht daran denkt, sage ich noch einmal'. Du mußt doch spätestens den 20. in Berlin sein, um Dich am 21. auszuruhn und um den 22. mit der Berg in Freienwalde sein zu können, wo wir die Nacht als auf der letzten Station vor dem Einzuge in Berlin bleiben werden und von wo Du die Nacht reisen wirst, um zu unserem Empfang im Palais zurück zu sein. Es gibt vor allen zwei Augenblicke, an die ich nicht denken kann ohne Tränen in den Augen zu haben, das ist, wenn ich zum erstenmal die Türme Berlins wiedersehen werde und dann, wenn mein Wagen von der Brücke links wendet, und ich fühle, wie ich die Rampe des Palais hinauffahre. ‚Jetzt brülle ich, indem ich das schreibe. Gott! Allmächtiger, stärke mich, daß ich unter den vielen Gefühlen des Glücks und des Unglücks nicht erliege! — Das ist mein innigstes Gebet zu Gott. Und hab ich nicht Ursache dazu? Ich finde Alles noch so, wie ich es verließ — und Alles ist doch so anders." —

* * *

Doch ehe wir sie auf der Reise nach Berlin begleiten, noch ein kurzes Wort über ihre Lektüre, während dieses zweiten und letzten Königsberger Aufenthaltes: Sie scheint durchaus im Zeichen Schillers, Pestalozzis und der Bibel gestanden zu haben.

Welch einen Widerhall der hohe Idealismus des Dichters gerade damals in ihrer Seele fand, zeigen ihre Zeilen an die Frau von Berg, mit denen sie die Erhebung Andreas Hofers im Herbst des Jahres begleitete: „Hat es denn nicht, wie in Spanien auch in Tirol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!" Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? ... Ein Kind an Gemüt, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen!

Ach, auch in meinem Schiller habe ich wieder und wieder gelesen! . . . Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen! Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!“ Kann diese Stelle trügen?“

Und von Pestalozzi, dem edlen Menschenfreunde und großen Pädagogen, bekennt sie derselben Freundin: „Ich lese jetzt Lienhardt und Gertrud, ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Tränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen dank ich ihm.“ — Unter dem Eindrucke seiner Schriften und in Erinnerung an das, was sie in Petersburg gesehen hatte, besuchte sie die Schulen und das Königsberger Waisenhaus, das im Sinne des großen Schweizers neu gestaltet war. Die Königin sagte dem Staatsrat Nicolovius persönlich ihren wärmsten Dank, daß er das Werk Pestalozzis mit so viel Eifer und Liebe gefördert habe; und auf ihre Anregung erklärte sich nun auch der König für diese Ideen und sandte einige junge Leute auf drei Jahre zur Ausbildung an Pestalozzi in die Schweiz.

Die Königin hatte im Frühjahr den Oberkonsistorialrat Borowsky kennen gelernt: „Ich habe sehr viel Vergnügen gehabt — schrieb sie im Mai an Scheffner — den würdigen Borowsky kennen zu lernen; es ist ein braver, kluger, angenehmer Mann, mit dem ich mich lange mit vieler Freude und Herzlichkeit unterhielt, mir zu wahrer Erbauung.“ Das Thema ihrer Unterhaltungen bildeten besonders die Psalmen, zumal der 126.: „In ihrer vorherrschenden Stimmung — berichtet Borowsky — sympathisiert sie jetzt ganz besonders mit den Psalmen; die heilige Begeisterung, die in denselben waltet, sagt ihrer schönen poetischen Natur harmonisch zu und gibt ihrem frommen Gemüt Schwingen. Selbstgemachte ernste Lebenserfahrungen schließen ihr das Heiligtum der heiligen Schrift auf und führen sie in den tiefen, reichen Sinn derselben. . . . Ihre geist- und gemütvollen Bemerkungen, Fragen und Antworten überraschen mich oft auf das Angenehmste.“ —

Im gleichen Schreiben hat Borowsky das Bild der königlichen Dulderin also gezeichnet: „Fröhlich ist freilich unsere teure Königin in dieser Passionszeit nicht; aber ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit, und die Klarheit und Ruhe, welche ihr Gott schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmut, die man eine würdevolle nennen kann. Ihre Augen haben aller-

dings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmut und stillen Sehnsucht empfangen, die noch mehr und besser ist, als Lebenslust. Die Blüten auf ihrem Angesicht sind wohl verblüht und eine sanfte Blässe umgibt es, doch ist es noch schön und auf ihren Wangen wollen mir fast noch mehr wie früher die roten, so jetzt die weißen Rosen gefallen. Um ihren Mund, den sonst ein süßes, glückliches Lächeln umschwebte, siehet man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen; es liegt darin wohl Schmerz, aber kein bitterer." — —

Berlin.

Das Königspaar hat am 15. Dezember 1809 die Hauptstadt Ostpreußens verlassen. Die Königin konnte trotz aller Freude, endlich nach so langer und bitterer Trennung Berlin wiederzusehen, nicht jenes Gefühles der Beklommenheit Herr werden; noch kurz vor der Abreise hat sie dieser Stimmung in den Worten Ausdruck gegeben: „So werde ich denn bald wieder in Berlin sein und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße so viele Tränen hier, wenn ich daran denke, daß ich alles auf dem nämlichen Platz finde, und doch alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. — Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen, ich hoffe, es soll anders werden." —

Über die ersten sechs Tage der Heimreise ist nichts Näheres bekannt geworden. Am 21. Dezember erreichte man Stargard in Pommern, wo das Zusammentreffen der Majestäten mit dem alten Joachim Nettelbeck stattfand. Der alte Seebär und ewig junge Patriot hat es in seiner einfachen, rührend ergreifenden Weise beschrieben: Es war ihm in seiner preußischen Admiralstracht gelungen, mit einem Kolberger Mitbürger zu der Audienz der zahlreichen Abordnungen der Provinz Pommern zugelassen zu werden.

„Als wir — fährt er fort — uns darauf verbeugten und Miene zum Abtreten machten, sagte der König: Sie bleiben noch hier! — worauf auch bald hernach die Königin sich uns näherte, neben ihren Gemahl trat und

sich mit gütigem Lächeln und der Bemerkung zu uns wandte: Wir haben uns heute schon gesehen — und der Monarch fiel ihr ein: Nicht wahr? Ich hatte doch recht geraten? — So ergab sich's denn, daß ich oder meine Uniform dem königlichen Paare bereits im Vorbeifahren aufgefallen sein



Joachim Nettelbeck.
Steinzeichnung von L. Heine.

mußte. Sie aber fuhr fort zu mir: Ich bin gewiß recht froh, Sie hier zu sehen und persönlich kennen zu lernen. — Und ich — war meine Antwort — ich danke Gott dafür, daß er mich den Tag hat erleben lassen, wo meine Augen den guten König und unsere allgeliebte Königin in solchem Wohlsein erblicken. Der Name des Herrn sei dafür gelobt! — So erhielten wir

nunmehr unsere gnädige Entlassung, eilten nach unserm Gasthofe zurück und waren von Herzen froh, unser Geschäft so wohl und mit solchen Ehren abgetan zu haben. . . .

Nach aufgehobener Tafel machte ich, wie ich es die anderen tun sah, dem königlichen Paare das stumme Zeichen meiner Verehrung und war im Begriff, gleich jenen mich zu entfernen, als der König mich noch bleiben hieß, und dann der Königin einen Wink gab. Hierauf kam dieselbe herbei und führte mich in ein besonderes Nebengemach, wo ich nun, mit einer freudigen Überraschung, mich ohne Zeugen dem hohen Paare gegenübergestellt fand. Beide taten eine Reihe von Fragen an mich, die ich nach bestem Vermögen beantwortete, deren Inhalt aber nicht in diese Blätter gehört. Mein Herz geriet dabei je mehr und mehr in eine hohe Bewegung.

Als etwa nach einer halben Stunde eine kleine Stockung in dem Gespräche entstand, und ich dem Könige so recht zuversichtlich in die Augen sah, befiel mich plötzlich eine über alles schmerzliche Empfindung. ‚Gott! — dachte ich — wie unglücklich ist doch mein König!“ — und unwillkürlich erhoben sich meine Blicke so wie meine gefalteten Hände gen Himmel. Mein Atem stockte.

Da legte mir der König seine Hand auf die Schulter und fragte mit unendlicher Güte: ‚Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?‘ (denn aus meinem seltsamen Benehmen mochte er schließen, daß ich vielleicht noch etwas zu erbitten wünschte). — Nun aber brachen meine Gedanken in Worte aus: ‚Ach, wenn ich Ew. Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir sehe, und bedenke das Unglück, was Sie noch immer so schwer zu tragen haben: dann ist mir's, als müßte mir das Herz aus dem Leibe entfallen. Gott erhalte Ew. Majestäten und gebe Ihnen Kraft und Stärke, daß Sie diese harte Schicksalsprüfung bald und glücklich überstehen mögen.‘

Bei diesen meinen Worten senkte der König sein Haupt auf die Brust und die hellen Tränen entfielen seinen Augen; die Königin aber streichelte ihm still die Wangen und weinte auch. Dieser erschütternde Anblick lockte auch mir die Zären in die alten Augen und mein Herz ward immer weiter, und ich sprach zu der hohen herrlichen Frau: ‚Ja, Gott erhalte auch Sie, meine gute Königin! zum Troste meines Königs; denn ohne Sie wäre er schon vergangen in seinem Unglück.‘ — So standen wir beiderseits noch einige Minuten in herzinniger Bewegung, ohne daß unsere Augen trocken wurden. Nachdem ich mich jedoch ein wenig gefaßt hatte, drückte ich Ihren Majestäten meinen gerührten Dank aus für so viel erwiesene Gnade, und noch

im Abgehen rief der König mir nach: „Halten Sie bei Ihrer guten Bürgerschaft auf Sitte und gute Ordnung!“ — und mit der Antwort: „Daran soll es wahrlich nicht mangeln‘ — schied ich von dannen.“ —

* * *

Die Nacht zum 23. verbrachten die Reisenden im Schlosse zu Freienwalde, das bis zu dem — 1805 erfolgten — Tode der Witwensitz der Mutter Friedrich Wilhelms III. gewesen war: Die Knappen des dortigen Alaunbergwerks holten sie mit einem Fackelzuge ein, und die witzige Laune des Kronprinzen sorgte, daß nicht nur wehmütige Erinnerungen über die Herzen seiner Eltern Macht gewannen.

Weißensee, das letzte Dorf vor Berlin, wurde am nächsten Tage gegen Mittag erreicht. „Man hatte — berichtet die Voß über diesen 23. Dezember — eine Art Altar in einem Garten errichtet und eine Masse grüne Orangen-Blätter an die Bäume gebunden; dort wurden die Majestäten hingeführt, um die Deputationen der Stadt zu empfangen, die nun ihre Glückwünsche darbrachten. Die Majestäten waren sehr gnädig und alles war so gerührt und bewegt, wie man es gar nicht aussprechen kann. Es wurde namens der Stadt ein Dejeuner serviert; dann setzte der König sich zu Pferde und die Königin bestieg den Wagen, den ihr die Stadt Berlin geschenkt hatte, mit ihrer Lieblingsfarbe Lila-Sammt ausgeschlagen und reich mit Silber verziert. Zuerst bildeten die Schlächter- und Schneider-Innungen das Spalier; trotz der unabsehbaren Menschenmenge herrschte die größte Ordnung, die Truppen sahen wundervoll aus, 101 Kanonenschüsse donnerten, überall empfing uns ein Jauchzen und Freudenrufen, das so begeistert und herzlich war, wie es wohl nirgends anders auf der Welt sein kann und unter tausend Hochrufen und dem Jubelgeschrei des guten Volkes gelangten die geliebten Majestäten endlich bis zum Palais, wo alle Prinzen und Prinzessinnen zu ihrem Empfang versammelt waren. — Das Diner war beim Prinzen Ferdinand, und abends war große Illumination. Die Majestäten fuhren überall umher durch die ganze Stadt, um diesen schönen Anblick zu genießen und sich an dem Jubel und dem Enthusiasmus der Bevölkerung zu erfreuen.“

Am 24. war großer Dankgottesdienst, und am ersten Weihnachtstage besuchten die Majestäten die Festvorstellungen in der Oper und im Schauspielhaus — überall gleich stürmisch begrüßt und geradezu auf Händen getragen. — Die Königin hat den russischen Kaiserinnen von diesem Empfange in Berlin dankbar und freudig bewegt berichtet:

„Unser Einzug hier ist sehr rührend gewesen. Das Volk hat uns mit einer rührenden Freude empfangen, weil man sah, daß es von Herzen ging. Der König wird mehr wie je geliebt. ‚Man siehet lauter freundliche Gesichter' ... Gott sei Dank, daß ich in Berlin bin, ‚es erträgt sich alles besser hier'. Mein guter und verehrungswürdiger Vater ist hier gewesen, um uns zu empfangen und hat acht Tage mit uns verbracht. Nur in seinen Armen konnte ich meine Tränen nicht zurückhalten, die in dem Augenblick in Fülle geflossen sind, wo ich mich von der ganzen preußischen und einem großen Teile der mecklenburgischen Familie umgeben fand.... Die Stadt hat mir einen entzückenden Wagen geschenkt und Geschirre für acht Pferde, wunderbar in Silber gearbeitet. Dieses Geschenk ist für mich von doppeltem Werte, da es mir in einem Augenblick des Unglücks gegeben ist, ... das sich nicht vermindert, wie die Härte, die man von seiten Frankreichs anwendet, geeignet ist, um uns untröstlich zu machen."

* * *

Denn die reine Freude über die Rückkehr nach Berlin wurde sofort empfindlich getrübt durch die mit erneutem Nachdruck erhobenen Forderungen Napoleons, — und es schien wirklich, daß der König zu vertrauend und voreilig in die Hauptstadt heimgekehrt war.

Napoleon hatte Österreich völlig zu Boden geworfen und nun sollte Preußen die Sympathien büßen, die seine Bevölkerung [vgl. S. 293] dem Kaiserstaat während des Krieges von 1809 geschenkt hatte: In drohender Sprache forderte er die rückständigen Kriegsschulden, — „und wir — klagt die Königin — haben nichts, die 98 Millionen zu bezahlen." Sie vermochte ihren Gemahl, bei dem französischen Gesandten für die Milderung der Forderungen gesprächsweise vorstellig zu werden.

Als der Gesandte den Gedanken hinwarf, auch die Königin möge sich deshalb an Napoleon wenden, zögerte sie keinen Augenblick, dieses Mittel zu versuchen: Sie erinnerte an ihre Zusammenkunft in Tilsit; schilderte das Elend in Preußen, das unmöglich das geforderte Geld aufbringen könne; sie schlug vor, Napoleon möge für die nächsten Jahre mit der Zahlung der Zinsen sich begnügen; Preußen denke nicht daran, seine Verpflichtungen zu verringern, es werde seine Schuld abtragen, rechne dabei aber auf Napoleon, der wohl nicht daran denke, die Schöpfung Friedrichs des Großen zu vernichten. — Dieser Brief, von Schwester Therese dem Kaiser in Paris überreicht, blieb ohne jede Wirkung.

Vielmehr verschärfte sich nur noch im Februar die Situation: Napoleon forderte, wenn man nicht zahlen könne, Schlesien, — und das preußische Ministerium faßte in der Tat diese Abtretung ernstlich ins Auge. —

Die leidenschaftliche Stimmung der Königin gegen den Peiniger ihres Volkes wurde noch erhöht durch die am 20. Februar „nach langer Spannung“ eingehende offizielle Nachricht von der Heirat Napoleons mit Marie Luise, der Tochter des Kaisers von Österreich; — da hat sie, die treuliebende Mutter ihrer Kinder, an den Vater die Worte geschrieben: „Gott sei ewig gelobt, daß meine Tochter tot zur Welt kam [vgl. S. 67], die wäre jetzt im sechzehnten Jahre, sie wäre fünfzehn Jahr vier Monat alt.

Im Grunde ist es um blutige Tränen zu weinen, daß es soweit gekommen ist mit den Menschen, mit dem Jammer auf Erden. Denken Sie sich's nur recht lebhaft, wenn wir in diese Versuchung gekommen wären! Auf einer Seite alle Empfindungen, die dem Menschen natürlich sind, die dem mütterlichen Herzen so natürlich sind, diese hätten unaufhörlich geschrieen! — Nein! tue diese Untat nicht, mache Dein Kind nicht zeitlich, vielleicht auch ewig unglücklich. Und wieder auf der anderen Seite, sechs Millionen Untertanen, die mit einem Ja aus Jammer, Elend, Tränen statt Brot in eine glückliche Lage gekommen wären durch ein einziges Geschöpf, was leidend sich opferte. Denken Sie sich's nur recht lebhaft und danken Gott mit mir, daß er diesen Kelch vor dem guten König und mir hat vorübergehen lassen.“ —

Die Krisis sollte gerade am Geburtstage der Königin — dem letzten! — ihren Höhepunkt erreichen. Napoleon hatte in einer Note vier Millionen Franks monatlich verlangt, und das Ministerium wußte in der Tat keinen anderen Ausweg als die Abtretung von Schlesien; der Finanzminister Altenstein erklärte beim Souper zur Feier ihres Geburtstages, es gebe kein anderes Mittel, Napoleon zu befriedigen. Die Königin war tief bekümmert, und vor den Augen des ganzen Hofes weinte sie Tränen der Rührung, als Heinrich von Kleist ihr sein Huldigungsgedicht überreichte, — das schönste und wahrste von allen, die je zu ihrem Lobe eines Dichters Feder entflossen:

„Erwäg' ich, wie in jenen Schreckenstagen
Still Deine Brust verschlossen, was sie litt,
Wie Du das Unglück, mit der Grazie Tritt,
Auf jungen Schultern herrlich hast getragen,

Wie von des Kriegs zerriss'nen Schlachtenwagen
Selbst oft die Schar der Männer zu Dir schritt,
Wie trotz der Wunde, die Dein Herz durchschnitt,
Du stets der Hoffnung Fahn' uns vorgetragen:

O Herrscherin, die Zeit dann möcht' ich segnen!
Wir sahn Dich Anmut endlos niederregnen —
Wie groß Du warst, das ahndeten wir nicht!

Dein Haupt scheint wie von Strahlen mir umschimmert;
Du bist der Stern, der voller Pracht erst flimmert,
Wenn er durch finstre Wetterwolken bricht!" — —

* * *



Heinrich von Kleist.
(Nach dem von Dr. Lothar aufgefundenen Porträt.)

Doch auch in dieser Lage ließ die Not die Königin — handeln. Bei jenem Feste im Weißen Saal schüttete sie dem Oberkammerherrn Fürsten Wittgenstein

ihr bekümmertes Herz aus und bat ihn, den erfahrenen und gewandten Mann, um seinen Rat. Den geplanten Besuch beim Vater schrieb sie mit den Worten ab: „Die Umstände, die eingetreten sind, machen es mir zur Pflicht, nicht von meinem Posten, den Gott mir angewiesen hat, zu weichen und fest darauf zu stehen. Napoleon ist ganz toll mit seinen Forderungen und hat uns alle in den tiefsten Kummer gestürzt. Ich kann und darf in dieser Krisis den König nicht verlassen; er ist sehr unglücklich und bedarf einer treuen Seele, auf die er sich verlassen kann. . . . Es steht schlecht, das ist wahr, Opfer und Aufopferung ist mein Leben."

Aber sie hatte sich nicht vergebens an Wittgenstein gewandt. Am 12. März reichte er — gleichzeitig mit dem Ministerium — an den König eine Denkschrift ein: Wenn dieses riet, Schlesien zu opfern, so sprach er sich entschieden gegen jede Landabtretung aus; sein Vorschlag war, das fünfundzwanzigtausend preußische Bürger zusammentreten und jeder einen Beitrag von viertausend Talern leisten sollte, damit wäre eine Nationalbank zu gründen, welche die Kriegskontribution abtrage.

Die Königin ist warm für diesen Vorschlag eingetreten und schrieb ihm zwei Tage später, der König wünsche — offenbar durch sie bewogen —, daß Wittgenstein am folgenden Tage in seiner Gegenwart mit den Ministern sich bespreche; der König halte das Memoire der Minister für erbärmlich und wünsche seinen Plan anzunehmen.

Aber Wittgenstein und der Finanzminister gerieten scharf aneinander. Da versuchte die Königin den Geist des Ministeriums sogar durch eine an dieses gerichtete Denkschrift vom 18. März in ihrem Sinne zu beeinflussen: am Schlusse derselben hieß es: Ein wahrer Staatsmann müsse von dem großen und einzig wahren Standpunkt ausgehen, daß vor allem der Nation alles daran liege, unter dem Zepter eines tugendhaften Königs vereint zu sein, und daß die Nation gewiß bereit sei, dafür große Opfer zu bringen. Dieser Gedanke, dem König das gesamte Volk und dem Volk seinen rechtmäßigen König zu erhalten, müsse der Leitfaden der Handlungen der Minister sein; dann würden sie aus kleinen Rücksichten sich herauswinden und den Gedanken laut und allgemein verbreiten, große Opfer zu bringen, um große Vorteile sich zu sichern. — Dieses Schreiben übergab sie in die Hände des Leiters der auswärtigen Politik, des — uns aus Königsberg bekannten (vgl. S. 272) — Staatsrates Nagler.

Gleichzeitig hat sie in ihrem Glückwunschschreiben an die neue Kaiserin der Franzosen auch für ihr Preußen ein gutes Wort einzulegen nicht unterlassen.

Und endlich wandte sie sich wieder an Hardenberg, dessen Rückkehr zu den Geschäften sie sehnlichst wünschte: in Beantwortung seines Glückwunschschreibens zu ihrem 34. Geburtstage bat sie ihn, sein Vorhaben nach der Mark zu kommen auszuführen: „Ihre Nähe kann nur erwünscht für uns sein. Ich würde das als ein neues Zeichen Ihrer Freundschaft betrachten. Fürst Wittgenstein wird Ihnen ausführlich davon sprechen. Großer Gott, in welchem Zustande befinden wir uns! Ich bin ganz krank! Gott möge die segnen, welche es ehrlich meinen! Das will sagen, ich bete für Sie."

Wir staunen, mit welcher Energie die Königin in die Politik des Tages wiederum eingegriffen hat! — Wir staunen und wir danken es ihr, denn auf diesem Wege allein lag die Rettung. —

Der Monat April verging der Königin in bangen Zweifeln und Sorgen; Napoleon antwortete auf alles schroff ablehnend, und der Minister Altenstein wies die Einmischung Wittgensteins zunächst scharf zurück; aber der König entschied doch grundsätzlich im Sinne seiner Gemahlin, daß auf alle Fälle Mittel zur Abtragung der Schuld gefunden werden müßten, und verwarf jeden Gedanken an weitere Landabtretungen. Hardenberg wurde in alles eingeweiht und um seinen Rat gebeten.

Zwischen dem Könige und ihm fand am 14. April in Beeskow eine geheime Unterredung statt, — geheim, weil Napoleon seinen Befehl, Hardenberg habe vierzig Meilen von dem preußischen Hofe entfernt zu bleiben, nicht aufgehoben hatte; auch sahen die Minister — namentlich Altenstein und Nagler — diesen erklärten Günstling der Königin mit scheelen Augen an: Ob ihr Wunsch auf seine Rückkehr zu den Staatsgeschäften sich erfüllen sollte, war bei all diesen inneren und äußeren Schwierigkeiten noch sehr unwahrscheinlich.

„Die Königin — schrieb Mitte des Monats die Frau von Berg — ist verurteilt, an einem Sisyphusrade zu drehen." — Und sie selbst berichtet der Zarin: „Vor dieser Krankheit meiner kleinen Luise ist mein Herz durch die politischen Neuigkeiten zerrissen worden, eine immer schlechter als die andere, und wo es vorauszusehen ist, daß man sich mit mehr Beharrlichkeit damit beschäftigt, uns unserer Existenz zu berauben, als zu befestigen."

Über diese Erkrankung ihrer jüngsten Tochter hören wir aus einem Schreiben an die Zarinmutter: „Meine jüngste Tochter ist seit acht Tagen von einem hitzigen und entzündlichen Brustfieber ergriffen. Am sechsten Tage war sie besser, am siebenten verließ ich sie um Mittag, um den König nach Potsdam zu begleiten, diesen Abend wurde sie wieder schlimmer. Gestern war sie weniger schlimm, ich habe sie während mehrerer Stunden gesehen. Und heute [12. April] ist der neunte Tag, der sehr kritisch ist. Ich will zu ihr

gehen, um sie vor dem fünfzehnten Tage nicht mehr zu verlassen. Ich bitte Sie um Verzeihung, Ihnen nur von dem zu sprechen, was meine Seele und mein Herz gänzlich zerreißt und beschäftigt." — Doch die Krisis ist glücklich vorübergegangen, und das Kind erholte sich langsam von dem sein Leben bedrohendem Fieber.

* * *

Der Mai, der letzte ihres Lebens, erfüllte der Königin Luise einen heißen Wunsch! — Am 2. veranstaltete sie auf der Pfaueninsel eine geheime Zusammenkunft Hardenbergs mit ihr und dem Könige: Hardenberg legte beiden offen seine Meinung dar; das gegenwärtige Ministerium sei zu entlassen, da alle Mitglieder desselben sich durch den Vorschlag, Schlesien ganz oder zum Teil abzutreten, ihrer Stellungen unwürdig gemacht hätten. Als man sich trennte, war der König entschlossen, zunächst die Genehmigung Napoleons für die Zurückberufung Hardenbergs zu erwirken.

Die Minister, die ihre Position bedroht fühlten, setzten alles daran, sich zu behaupten und Hardenbergs Einfluß und mögliche Rückkehr zu hintertreiben; ja, der Geheime Staatsrat Nagler rühmte sich laut, er könne die Königin mit Papieren derselben, die voll patriotischen Hasses gegen Napoleon seien und in seinen Händen sich befänden, — verderben. „Wieder eine Schlange an meinem Busen" — schrieb sie dem Bruder. — „Nicht genug, daß wir mächtige Feinde von außen haben, die uns töten können und wollen, die uns ängstigen, quälen, nicht genug daran, haben wir innere Feinde, die wir bekämpfen müssen. Ist es Egoismus — ist es Verrat — ist es Jesuiterei — ist es Dummheit?"

Doch die Nachrichten aus Paris lauteten ermutigend: Aus Rücksicht auf Rußland und Österreich ließ Napoleon — durch den Gang des spanischen Krieges bedroht — den Gedanken einer Besetzung preußischen Gebietes fallen; durch geschickte Maßregeln aus dem geschwächten Staate doch die geforderten Summen herauszuholen, das traute er vor allem gerade Hardenberg zu; und dieser erklärte sich dem französischen Gesandten gegenüber dazu bereit und imstande, wenn sein Kaiser gestatte, daß er dauernd an die Spitze der Geschäfte trete.

In dem Schweigen Napoleons auf diese Anfrage sah man ein Zeichen seiner Einwilligung und die Königin schrieb aufatmend an die Zarin: „Ich hätte sehr gewünscht, Ihnen heute [21. Mai] ausführlich zu schreiben, aber das ist unmöglich, ich beschränke mich daher darauf, Ihnen zu sagen, daß ich in diesem Augenblick freier atme. Das Messer, das man aufs neue gezogen

hatte, um uns den ‚garaus‘ zu geben, hat eine andere Richtung genommen, und da die Dinge in Spanien schlecht gehen, werden wir für den Augenblick geschont, da seine Wut sich dort ersättigen kann. Er schickt dort 100000 Mann hin, und alle Truppen, die um uns eine imposante Stellung eingenommen hatten, sind dorthin gegangen; Gott sei Dank. Sie können sich keine Vorstellung von den Gefahren machen, in denen wir uns noch befunden haben."

Da traf Ende Mai die ausdrückliche Zustimmung Napoleons zum Wiedereintritte Hardenbergs in den preußischen Staatsdienst ein; die Königin erfuhr diese Nachricht durch Wittgenstein und jubelte: „Meine Freude ist unaussprechlich, daß dem König und dem Lande ein so kluger und vortrefflicher Mann, dem nur Gerechtigkeit widerfährt, wiedergegeben wird."

Nun galt es noch die „inneren Feinde" zu besiegen, denn Hardenberg bestand darauf, daß jene Männer entlassen würden. Der König schwankte; er wünschte sie unter Hardenbergs Oberleitung beizubehalten, — aber dieser wiederholte sein Verlangen auf das Bestimmteste. Die Königin unterstützte seine Forderung und machte seine Gründe zu den ihrigen, bis der König nachgab: Am 4. Juni wurden sie alle in Gnaden entlassen und Hardenberg zum Staatskanzler ernannt. Die Königin schloß ihren Glückwunsch an ihn mit den Worten: „Gott wolle mit Ihnen sein bei dem großen Werke, das Sie begonnen haben, und Ihnen treue Mitarbeiter geben."

Wenn Friedrich Wilhelm III. bis zu Hardenbergs Tode unerschütterlich an ihm festgehalten hat, so erfüllte er dadurch in erster Linie das politische Vermächtnis der Königin Luise: „Die Autorität Hardenbergs — urteilt Leopold von Ranke — bildet gleichsam einen Teil ihrer Verlassenschaft." — —

* * *

Die Übernahme des Staatssteuers durch Hardenberg beruhigte die Königin über die nächste Zukunft ihres geliebten Preußens, — und gnädig hat das Schicksal durch diese Zuversicht ihr die letzten Wochen des Lebens verschönert: Aus ihren Briefen spricht wieder die heitere, fast kindlich frohe Stimmung, die in den letzten Jahren so oft durch Tränen und Kummer erdrückt und vernichtet schien; diesen Frühling von 1810 hat sie nun in vollen Zügen genossen.

„Warum — plaudert sie der Zarin Elisabeth — kann ich mir nicht mit dem Glücke schmeicheln, Sie dieses Jahr hier zu sehen; niemals scheint mir Potsdam und Charlottenburg so schön ausgesehen zu haben wie in

diesem Frühjahr. Ich sitze auf einem Balkon vor meinen Fenstern, um Ihnen zu schreiben, bei einer göttlichen Wärme und dem süßen Dufte von Flieder, womit ich meinen Tisch dicht umgeben habe.“ Und launig fährt sie fort: „Ich lasse mich für Sie malen, teure Cousine, und wenn es gelingt, schicke ich es Ihnen; bis jetzt scheint es, daß der Mensch, der en miniature malt, die Dinge im Großen sieht, denn mein Kopf hat ungefähr zwei Fuß im Durchmesser.“ — Ein Schreiben an Luise Radziwill aus diesen Tagen schloß sie mit der Unterschrift: „Louise Wilhelmine Auguste Amalie Reine de Prusse, geborene Prinzessin von Mecklenburg, née le 10 mars 1776, † das weiß ich noch nicht.“

Jetzt stand auch dem (schon Mitte März geplanten) Besuche beim Vater nichts mehr entgegen, und am 19. Juni gab der König dazu seine Einwilligung: Welche Fülle von Glücksempfindungen löſten sich in dem Gemüte der Königin aus bei dem Gedanken, endlich, endlich den Vater und ihre Lieben in dem Strelitzer Ländchen besuchen zu können! „Eben diesen Augenblick — meldet sie jubelnd dem Vater — hat mir der gute, vielgeliebte König die Erlaubnis gegeben, zu Ihnen zu kommen, bester Vater. Ich bin ganz toll, muß mich aber sammeln, da mir der König eine Menge Aufträge an Sie gegeben hat. Noch einmal, ich komme — den Montag komme ich, bleibe den Dienstag und Mittwoch allein, dann kommt der König, bleibt den Donnerstag und Freitag, und wünscht den Sonnabend nach Rheinsberg zu gehen, bleibt noch den Sonntag bei Ihnen und geht Montag wieder mit mir weg! Halleluja! Mit Gottes Hilfe wird alles so geschehen. Ich habe nur ganz grob ohne Form das so hingeschmiert, weil ich fühlte vor Glück es in Ordnung zu vergessen.“

Den Geschwistern — Friederike, Georg und Karl — teilte sie von Sanssouci aus die frohe Botschaft ihres Besuches mit; diese Zeilen erinnern im Tone fast an die übermütig heiteren Briefe aus ihrer fernen Brautzeit: Die kindlich gläubige Freude an der Schönheit des Daseins hat nichts ihr dauernd rauben können, denn unverfälschter und rührender zugleich kann sie nicht zu uns sprechen, wie aus diesem Briefe vom 20. Juni:

„Euch auch, Ihr Lieben, ein Wort der Freude, die mein ganzes Herz durchströmt. Ich komme zu Euch und bin von Nachmittags Montag zwischen 4 und 5 Uhr bis Donnerstag Abend in Strelitz. Dann kömmt der gute König, der mir diese Freude verschafft und bleibt bis zu Montag, wo wir dann leider uns trennen. Er wünscht sehr in Hohenzieritz zu wohnen, welches ich auch an Papa schrieb, weil er die gêne der Stadt scheut und wirklich eine Passion für Hohenzieritz hat. Ich bin überzeugt, Papa tut es

gerne, da der König sonst sich für seine Person schwer, eigentlich gar nicht sich entschlossen hätte, wenn es geheißen hätte: nach Strelitz. ‚Aber auf ein paar Tage nach Hohenzieritz da gehe ich sehr gerne' sagt er. Ich zähle also gewiß darauf, daß wir nach seiner Ankunft gleich nach Hohenzieritz fahren. Ich bin so glücklich, wenn ich daran denke, daß ich Euch beinahe acht Tage in Strelitz sehen werde und die gute Großmama, daß ich ordentliche Crampolini kriegen könnte. Ich verkneip' mir aber wahrhaft die Freude, weil so oft, wenn ich mich gar zu ausgelassen gefreut habe, ein Querstrich gekommen ist, und solche Kreuz- und Querstriche wären vraiment affreux jetzt.

Der Martin [Kastellan in Neustrelitz] geht gewiß jetzt mit Schurzfell und Maßstab im ganzen Schloß umher, reitet atemlos nach Hohenzieritz und kömmt zurück und sagt: ‚Ich habe sie alle untergebracht.' Du und Friederike, und Du, George, Ihr tut brill, ‚aber George', ‚höre doch Friederike', geht's den ganzen Tag. Halleluja! Gott sei Ehr' in der Höhe und auf Erden. Er belohnt doch auch recht schön, wenn man in Demut bittet und sanften Herzens geblieben ist, wenn Steinharte einen peinigten. . . .

Ich bitte nochmals, keine Komplimente mit mir zu machen, verbitte alle Aufwartung von Adel, solche Mombillien [sic] bringe ich mit, und Alles, was Gêne heißt. Einen Tag werde ich wohl Cour haben müssen, der Decenz wegen, weil es mir sonst möchte übel genommen werden; doch alles, wie es Papa will. Ich werde mit eigenen Pferden kommen. Ich bitte Dich, liebe Friederike, mir, so lange ich da bin, die Quint zu geben, da ich kein solches Stück mitbringen will, des Platzes wegen. Das Quintchen kennt mich schon von Königsberg her. Hussasa tralala, bald bin ich bei Euch. Der treue Barg kömmt auch, hoffe ich. Dicke Milch und etwas Erdbeeren schafft dem König zum Thee, wenn das letztere in Deinen Frimaten noch nicht so rötet, so sagts Papa nicht, sonst ängstigt es ihn . . . Da der Rex kömmt, so kostet mir es nichts als Stubenaufwartung, was nicht zu verwerfen ist, da ich nun einmal sehr schenerös bin. Mon dieu, je suis toll. Ich habe Euch so viel zu verzählen tun. Die gute Alte. Hätte ich nur Geld für Sie und Friederike nach Karlsbad, mais je suis une pauvresse. Wenn ich nur die halbe Million hätte, die das Schlafzimmer in Compiègne gekostet hat von der Marie Luise. . . . Ich bin noch nicht avancirt als im Glück, welches mich bald mit Euch vereinigt. Halleluja! . . . Heute ist es warm und windig, und in meinem Kopf sieht es aus wie in einem illuminierten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, roten und blauen Vorhängen sind hell erleuchtet. Hussa! Teufelchen.

Adieu! Nun will ich der Großmama vernünftig schreiben. Eure Luise.

22. Um nichts aufzuhalten nur noch das, daß Eure Briefe himmlisch sind. Mündlich mehr. Der König sitzt am Tisch. . . . Wir bringen keinen Arzt mit; wenn ich den Hals breche, so klebt mir ihn Hieronymi wieder an." — —

* * *

Am 21. Juni verließen die Majestäten Potsdam und siedelten nach Charlottenburg über. Hier erhielt der Kronprinz in Friedrich Ancillon, dem bisherigen Prediger der französischen Gemeinde in Berlin, einen neuen Erzieher. — Seit dem Juli 1800 war Friedrich Delbrück sein Hofmeister gewesen, über den die Königin später das Urteil fällte: „Eine Erziehung, die den Kronprinzen nur zu einem rechtschaffenen, religiösen, moralisch guten Menschen macht, ist noch nicht genug. Er muß richtige Kenntnis des Landes haben, er muß deutliche Begriffe der Politik haben, er muß ferner sich eine große Ansicht der Dinge zu eigen machen, die ihn fähig macht, große Taten zu unternehmen und womöglich zu vollbringen. Dieses liegt nicht in Delbrück. Um diese großen Resultate herbeizuführen, muß erstlich der Stamm befestigt werden, auf den man diese Hoffnung stützen darf. Der Kronprinz hat Verstand, hat Einbildungskraft, hat Wißbegierde, aber diese Eigenschaften werden nach den Ansichten kluger Männer nicht genug benutzt. Es muß daher ein Mann kommen, der den Geist des Kronprinzen faßt, ergreift, sich seiner bemächtigt, um ihm diese gewünschte Richtung zu geben." Als einen solchen hatte ihr nun Stein noch in Königsberg eben Ancillon empfohlen, und diesem Vorschlage gemäß wurde er nun berufen. — Im „Hutzimmer" des Charlottenburger Schlosses wurde der Kronprinz am 23. Juni diesem, seinem neuen Lehrer übergeben, „nach dem — schreibt der König — ich und meine Frau ihn in Gegenwart Ancillons davon unterrichtet und die nötigen Ermahnungen hinzugefügt hatten. Er war anfänglich darüber sehr betreten und gerührt, meine Frau suchte ihn aber nachher noch besonders, als eine zärtliche Mutter, zu beruhigen, denn so viel gute Anlagen und Herzensgüte er auch zeigte, so sehr beunruhigte sie sich doch wegen seines übrigen unpassenden Benehmens [vgl. S. 251]. Diese gewiß höchst zweckmäßige Veränderung hatte sie gewünscht, ihr war also ein Stein vom Halse gefallen."

Am folgenden Tage — es war ein Sonntag — sollte die Königin zum letzten Male Berlin, ihre liebe gute Stadt, sehen. „Ich weiß — berichtet der König — nicht eigentlich warum, allein es fiel mir sonderbar auf, daß wie wir im offenen gelben Wagen, wir beide ganz allein, längs den

Linden fuhren, wo ziemlich viel Spaziergänger waren, meine Frau mit ganz besonderer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit den Grüßenden dankte."

Am Abend nach dem Thee hat sie sich zuletzt einem größeren Publikum gezeigt: Eine Anzahl von Spaziergängern und Neugierigen war auf der Terrasse vor dem Schlosse zu Charlottenburg versammelt, als die Königin mit der ganzen Hofgesellschaft daselbst erschien und „auf der Terrasse einmal ganz auf und ab spazieren ging. Nie — fährt der König fort — war sie schöner als heute, und ein neuer Strohhut stand ihr allerliebst.



Unter den Linden. (Anfang des XIX. Jahrhunderts.)

. . . Die Gesellschaft verabschiedete sich und die Zuschauer verloren sich allmählich, wir aber soupierten vor der Bank unter dem Balkon. Meine Frau wünschte es, obgleich es anfing kühl zu werden, sie soll nachher geglaubt haben, sich dorten verkältet zu haben." —

Wir wissen nicht, ob die beiden Gatten auch an diesem letzten Charlottenburger Tage miteinander jene dunkle Tannenallee gegangen sind, „welche die Königin ihres eigentümlich schwermütigen Charakters wegen gerne mochte", — und an deren Ende deshalb der König ihr und sich die letzte Ruhestätte hat bereiten lassen.

Hohenzieritz.

Heiter und vergnügt nahm Königin Luise am frühen Morgen des 25. Juni von ihrem Gemahle Abschied und fuhr mit der Frau Oberhofmeisterin aus Charlottenburg hinaus nach Neu-Strelitz zum Vater.

In Fürstenberg traf sie mit ihm, der Schwester Friederike und den Brüdern Georg und Karl zusammen; die Großmama hatte sich leider wegen Unpäßlichkeit die Freude, sie schon hier zu begrüßen, versagen müssen. Das Wiedersehen war herzlich und rührend, — die Königin wurde sehr wehmütig und mußte heftig weinen.

Nach kurzer Ruhe fuhr die kleine Gesellschaft gemächlich weiter nach Neu-Strelitz, wo man gegen Abend eintraf. Hier waren die Herren und Damen des Hofes zum Empfange versammelt, und — die greise Frau Großmutter schloß die geliebte Enkelin auf das zärtlichste in ihre treuen Arme. — Im Vollgefühl ihres Glückes, endlich im Vaterhause und im Kreise der ihren zu sein, schrieb sie am Abend dem Gatten: „Dein Name wird hier von allen Seiten gesegnet, mein lieber Freund, denn durch deine Güte sind der beste der Väter, meine Brüder und Schwester, und die ehrwürdige Großmama auf dem Gipfel der Freude und ebenso ich.“ Doch wie angegriffen sie sich bereits fühlte, zeigen die Worte desselben Briefes: „Ich bin zitterich und beberich von dem ganzen ermüdenden und ergreifenden Tage, den ich hinter mir habe.“ —

Die zwei nächsten Tage gehörten ganz der Familie und dem trautesten, durch keinen Mißton gestörten Beisammensein. Am Nachmittage des 28. traf verabredetermaßen — in Begleitung des Prinzen Friedrich, des Sohnes Friederikens — der König in Neu-Strelitz ein; und überglücklich schrieb die Königin auf ein kleines Blatt am Schreibtisch ihres Vaters die Worte — es sind die letzten Zeilen ihrer Hand! —: „Mein lieber Vater! Ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Gemahlin des besten der Gatten!“ —

Der König hat dieses Wiedersehen in seiner schlichten, von stiller Wehmut erfüllten Art folgendermaßen beschrieben: „Etwa um 5 Uhr nachmittags kam ich in Neu-Strelitz an. Die ganze Familie und der Hof empfingen mich beim Aussteigen aus dem Wagen. Meine Frau, die mit dabei war und recht innig vergnügt aussah, freute sich herzlich über den Gedanken, mich zum erstenmal als Tochter des Hauses zu empfangen. Sie führte mich bald nach den ersten Bewillkommnungen in ihre Zimmer und sorgte für alles, damit ich mich vom Staube reinigen und wegen der großen Hitze

etwas erholen konnte, und versicherte mir dabei, sie hätte ihrem Vater gesagt, es brauche keine Zimmer für mich, es würde mir am angenehmsten sein, bei ihr einzukehren. Ich fand sie äußerst glücklich und vergnügt, ob-



Landgräfin Georg von Hessen-Darmstadt.
Stich von F. W. Meyer im Besitze von Herrn Robert Rheinen-Broich.
(Mit besonderer Genehmigung des Besitzers wiedergegeben.)

gleich sie schon über Unwohlsein klagte; sie versicherte mich mit besonderer Innigkeit und Zärtlichkeit, daß sie recht froh und freudig über meine Ankunft wäre und zwar alles dieses in einem so ganz eigenen, halb frohen und halb

wehmütigen Ton, der mir, obgleich ich allerdings gewohnt war, von ihr nach jedesmaliger Trennung auf das herzlichste aufgenommen zu werden, sonderbar auffiel. Bald darauf gingen wir zusammen heraus, wo sie mir Winke über alle anwesenden Personen gab, von denen sie glaubte, daß ich sie nicht kennen möchte. Nachher durchstreiften wir die Zimmer des Herzogs und des Erbprinzen, betrachteten die Aussicht von dem Balkon nach dem Tiergarten und gingen zuletzt zur Großmama herunter.

Meine Frau, obgleich sie klagte, war sehr en beau in Haaren frisiert und in einem dunkelblau seidenen Kleide. Ich fuhr in Gesellschaft des Herzogs, meine Frau aber mit ihrer Großmutter u. s. w. im offenen Wagen (mein russischer Reisewagen) nach der sogenannten Schloßkoppel, ein kleines zu Promenaden eingerichtetes Lustwäldchen, wo auf einem geräumigen Rasenplatze unter einer Eiche Thee und Milch serviert wurde. Auch hier tat meine Frau alles, um es meiner Gewohnheit gemäß einzurichten. . . . Hierauf wurde ein Spaziergang nach dem See und nach den vorzüglichsten Partien des recht hübsch angelegten Lustwäldchens gemacht, wobei wiederum von ihr Sorge getragen wurde, daß die Promenade nicht zu weit ausgedehnt werden möchte, da sie wußte, daß in den heißen Tagen ich es nicht liebte.“ —

Gegen Abend fuhren die Majestäten und die herzogliche Familie hinaus nach Hohenzieritz: „Die Wagen erwarteten uns auf der Straße von Myrow, wo wir einstiegen, zurück wieder durch die Stadt fuhren, die festlich mit Guirlanden und Kränzen verziert, insbesondere das neue Schulgebäude, und nach Hohenzieritz, das gleichfalls mit Ehrenpforten und anderen Verzierungen geschmückt war. Welcher Eintritt! — und welches Ende!! — Trotz dem Unwohlsein meiner Frau blieb sie dennoch zum Soupé, womit dieser, für sie letzter Einzugstag sich endigte.“ — — Das alte Schloß zu Hohenzieritz, einst ihrem Vater von dessen Vorgänger und Bruder geschenkt, hat die Königin Luise während der letzten drei Wochen ihres Lebens beherbergt: Es ist eine traurig wehmütige Aufgabe, zu schildern, wie dieses Leben langsam, unter Schmerzen und Ängsten erlosch, denn auch der Tod sollte sich ihr nicht sanft nahen, und den Kelch des Leidens hat sie bis auf die Neige geleert.

* * *

Gleich die erste Nacht im Schlosse zu Hohenzieritz war unruhig und beim Erwachen fühlte sich die Königin weniger gut und nicht erholt: Der 29. Juni war der letzte Tag, an dem sie sich der freien Natur, der von ihr so rein und tiefgeliebten, hat erfreuen dürfen, wenn auch nur noch in

bescheidenem Maße. — „Meine Frau — berichtet der König weiter — stand erst spät auf, in der Hoffnung, sich durch Ruhe zu stärken. Sie kam zum Dejeuner unter der Markise auf der großen Hoftreppe und war ziemlich vergnügt und heiter. Mittags machte sie ihre Toilette und erschien zur Tafel, wo sie gesprächig war und sich von ihrer Unpäßlichkeit nichts merken ließ. Nach dem Essen zog sie sich aus und legte sich etwas nieder, um zu ruhen. Zur Theestunde jedoch hatte sie einen seidenen lila Schlafrock und den letzten Charlottenburger Hut angetan. Sie lag mir sehr an, noch einen Tag zuzugeben und statt Montags (2. Juli) erst Dienstags zu reisen, weil es ihrem Vater und ihr viel Freude machen würde. Abschlagen mochte ich es nicht, ich stellte mich jedoch scherzend so an, als ob ich nicht darein willigen könnte, und versteckte mich zu dem Ende unter der Gartentreppe, wo sie mich lachend herausholte und ich mich ergeben mußte. Der Thee wurde rechter Hand des Hauses, nahe bei der Kegelbahn in einer anmutigen Garten- und Rosenpartie getrunken, von der man einer sehr freundlichen Aussicht nach Prillwitz und Tollense genoß. Ach, es war die letzte, die sie sehen sollte.

Um ihre Kräfte, wie sie sagte, auf den anderen Tag zu sparen, wo wir nach Rheinsberg fahren wollten, ging sie nicht mit spazieren, sondern begab sich in das Haus zurück. Nachdem wir von der Promenade zurückkamen, versammelte sich die Gesellschaft auf der großen Hoftreppe, wo sie auch noch auf einige Augenblicke erschien, nachher aber bat, sich retirieren zu dürfen, um zu Bette zu gehen. Als ich sie bat, doch lieber zu bleiben, so versicherte sie mich, wie es ihr unmöglich wäre, weil sie sich zu krank fühlte, und nur durch Ruhe hoffte im stande zu sein, morgen früh mit nach Rheinsberg reisen zu können. . . . Nach dem Souper besuchte ich sie noch einmal, sie klagte jetzt über Hitze und Fieber und fing schon an zu zweifeln, ob sie den anderen Morgen würde reisen können.“ —

Die beiden folgenden Tage, den letzten Juni und ersten Juli, brachte die Königin im Zimmer, „abwechselnd im Bette und auf dem Sopha“ zu; die gemeinsame Rückreise über Rheinsberg verschob man auf den 3. Juli. Der Arzt des Herzogs, der Hofrat Hieronymi, erklärte ihr Unwohlsein für ein hitziges Fieber und verordnete einen Aderlaß, ‚der nicht ganz geschickt ausgeführt wurde. . . . Ihr Humor war noch ziemlich heiter, abgerechnet, daß es sie höchst unglücklich machte, hier gerade krank werden zu müssen.“

Am 2. Juli entschied es sich, daß die Königin ihren Gemahl, der seine Rückkehr der Staatsgeschäfte wegen nicht mehr länger hinausschieben konnte, unmöglich am folgenden Tage werde begleiten können; Hieronymi

versicherte zwar, daß nichts Bedenkliches in der Art der Krankheit sei, wenn es auch noch 5 bis 6 Tage dauern könnte, ehe sie im Stande sei, zu reisen. Wegen der unerträglichen Hitze wechselte man am Abend das Zimmer und brachte die Kranke in das ihres Vaters „in der unteren Etage nach der Nordseite.“ Dort besuchte sie der König nach dem Abendessen, „um vorläufig von ihr Abschied zu nehmen. Sie war sehr unmutig, zurückbleiben zu müssen, und wünschte sehr, recht bald reisen zu können und ihn ebensobald wiederzusehen.“

Früh morgens am 3. Juli verabschiedete sich Friedrich Wilhelm von seiner Luise, ohne zu ahnen, daß er sie nach 16 Tagen der Trennung als eine Sterbende wiedersehen sollte: „Sie war wach und ich ging zu ihr hinein. Die Nacht war wieder so wie alle vorhergehenden unruhig gewesen. Von Gefahr war nicht die Rede, und ich war keinen Augenblick besorgt, so weh es mir auch tat, sie krank zurück lassen zu müssen.“ —

Während der nächsten Woche trat im Zustande der Königin keine Veränderung ein: Die Nächte blieben unruhig, Fieber und Kopfweh, Husten und Mattigkeit traten bald stärker, bald schwächer auf, ohne gänzlich zu verschwinden. Hieronymi erklärte fortgesetzt, „der Verlauf der Krankheit sei, wie er sein müsse, alles stehe gut“; auch seine täglichen Berichte an den König — der gleich nach seiner Rückkehr heftig am Wechselfieber erkrankt war, — lauteten ähnlich, obgleich so „auf Schrauben gestellt, daß man sie auslegen konnte, wie man wollte. Von Gefahr war nicht die Rede, die Krankheit war aber nicht gehoben, und die Besserung wollte nicht eintreten.“ Dem Könige gefielen diese Bülletins von Anfang an nicht, jedoch schien niemand besorgt und so beruhigte auch er sich.

Nur die alte Gräfin Voß scheint die Krankheit ihrer angebeteten Herrin von der ersten Stunde an für sehr ernst genommen zu haben; aber man ließ die treue und erfahrene Oberhofmeisterin im Schlosse zu Hohenzieritz nicht nach Wunsch und Willen schalten und walten: Die Einrichtungen in dem wenig bewohnten Hause fand sie überhaupt sehr unvollkommen und ungenügend, und die Angehörigen gingen ihr viel zu oft in das Krankenzimmer hinein, zumal der Vater — wie sie ausdrücklich bemerkt — ungeduldig und über alles krittlich war. — „Aber was soll ich tun? — fragt sie verzweifelt, und verletzt fährt sie fort — Niemals bin ich so behandelt worden, wie hier; weder in den Wochenbetten noch bei Erkrankungen der Königin hat man mich jemals so entfernt.“ — So mußte sie sich darauf beschränken, von Charlottenburg einen Koch kommen zu lassen und aus ihrem Groß-Giewitz für die Königin — ein Roßhaarkissen.

Die eigentliche Pflege und die Nachtwachen übernahmen Frau von Berg und Schwester Friederike, die, unzertrennlich wie im Glücke und Unglück, so auch im letzten Leiden die treue Gefährtin ihrer geliebten Luise hat sein dürfen: beide waren „immerfort in ihrem Zimmer und wachten auch beide immer zusammen." — „Die Ika und die Berg — schrieb Bruder Georg an Schwester Charlotte — mußt Du höher, drei Mal höher nun halten als sonst. Sie haben wie Heilige an dem Engel gehandelt durch ihre Pflege, so daß dadurch sogar ein Tropfen Glück in den namenlosen Leidensbecher des edelsten, vollendetsten, menschlichen Wesens fiel, was vielleicht je die Erde trug." —

Weil der Zustand der Königin sich nicht änderte, schickte der — fast genesene — König den Geheimen Rat Heim aus Berlin. Nachmittags am 10. Juli traf er in Hohenzieritz „endlich" ein; „er sah die Königin, meinte, es wäre vielleicht besser gewesen, ihr noch einmal zur Ader zu lassen, im übrigen sei sie ganz richtig behandelt worden." Am folgenden Tage fand er zwar wieder Fieber bei der Königin, hatte jedoch die beste Hoffnung, verlangte nur große Vorsicht und Schonung; denn er sagte, die Lunge habe gelitten. — Er dinierte mit dem Herzog, spielte abends mit ihm Whist und war sehr guter Laune. Am Abend des 12. reiste er „leider wieder ab; im Grunde — lesen wir im Tagebuch der Voß — findet er den Zustand der Königin doch nicht gut, Fieber, Husten und Schwäche immer unverändert, und sagt, daß sie nicht nur eine Lungenentzündung, sondern in Folge derselben eine Art Absceß in der Lunge gehabt habe, der nun aufgegangen sei, und daher käme der Husten. Das ist es auch, was bedenklich werden kann, wenn nicht große Vorsicht obwaltet; Hieronymi sagt auch, er habe dies alles gleich erkannt, aber ich zweifle daran, denn Heim hat es ihm erst klar gemacht."

Auch dem Könige berichtete er, seine Gemahlin sei zwar an einer Lungenentzündung erkrankt, der Zustand sei aber durchaus gefahrlos und schlimme Symptome lägen nicht vor; nach einiger Zeit, etwa gegen den 21. Tag, wolle er wieder hinreisen. „Da nur die Herstellung meiner Frau — schreibt der König — nach Aussage der Ärzte noch einige Wochen dauern konnte, so wartete ich um so geduldiger meine eigene vollständige Besserung ab, um sodann meine Reise anzutreten. Dies war nicht allein der Wille der Ärzte, aber selbst meine Frau ließ mir es sowohl sagen als schreiben, daß ich nicht eher kommen möchte, bis sie in der wirklichen Besserung begriffen sein würde, da meine Ankunft durch zu große Erschütterung ihr nachteilig werden konnte. Eigentlich geschah dies wohl aus ihrer gewohnten Herzensgüte, die mich des traurigen Anblicks ihrer Leiden

überheben wollte. Da meine Kräfte sich allmählich wieder einfanden, so entschloß ich mich, meine Abreise auf Freitag, den 20. festzusetzen, zugleich schrieb ich dieses auch an meine Frau. Als sie ihn erhielt, soll sie gesagt haben: „Erst den Freitag, ach das ist noch so lange hin, und es ist mein 21. Tag" —, den sie besonders fürchtete und seiner öfters ängstlich erwähnte." —

Am 15. bekam die Königin dieses Schreiben ihres Gatten. Seit der Abreise Heims hatte sich ihr Zustand eher verschlimmert; sie war wieder zur Ader gelassen worden und hatte sechs Stunden lang sehr viel Blut verloren. Hieronymi war gereizt, machte dem Koch eine heftige Szene und war wütend über die unvernünftigen Einrichtungen, die im Krankenzimmer getroffen wurden.

* * *

Mit dem 16. Juli nahm die Krankheit plötzlich und heftig die Wendung zum Schlimmsten. Die Nacht war zwar ruhiger gewesen, und am Morgen fand man sie, wenn auch noch immer sehr kurzatmig, so doch entschieden besser wie am vorigen Tage: Aber gegen Mittag erlitt sie einen langen, heftigen Brustkrampf, — sie drohte zu ersticken; dann hatte sie wieder Ruhe und der übrige Tag verging ziemlich leidensfrei.

Am folgenden Morgen erneuerten sich die Brustkrämpfe. Nach Tisch traf der eiligst von Berlin durch Hieronymi herbeigerufene Heim mit zwei anderen Ärzten in Hohenzieritz wieder ein. Hatte er auch die letzten Nachrichten für übertrieben schwarz gefärbt angesehen, so erkannte er am Krankenbette sofort das Hoffnungslose der Lage und sprach es unumwunden aus, daß er eine Rettung jetzt beinahe für unmöglich halte. An den König schrieb er, „daß er bei seiner Ankunft seine Frau in bedeutender Gefahr gefunden hätte, daß man zwar Ursach zu hoffen hätte, daß er jedoch nicht säumen möchte zu kommen, dies auch jetzt der bestimmte sehnliche Wunsch seiner Frau wäre."

In banger, banger Erwartung verging im Schlosse zu Hohenzieritz der 18. Juli: Die Kräfte der ärmsten Königin nahmen von Stunde zu Stunde ab, zusehends schwand sie dahin, — und noch immer trat der heißersehnte Gatte nicht in die Türe des Kranken-, des Sterbezimmers. — Um die Mittagsstunde dieses Tages erhielt er das Schreiben Heims: —

Er verlor über diese Schreckenspost dermaßen die Fassung, daß er jedes vernünftigen Entschlusses zunächst unfähig war; er war wie wahnsinnig und wollte sich doch äußerlich nichts merken lassen. Schnell traf er mit Hardenberg die nötigen Abreden wegen des Geschäftsbetriebes während seiner Ab-

wesenheit und fuhr „ohngefähr abends $^1/_2$7 Uhr“ mit seinen beiden ältesten Söhnen Fritz und Wilhelm — alle in Tränen zerflossen — zu der sterbenden Mutter und Gattin.

Um nicht zu spät zu kommen, jagten sie mit äußerster Hast durch die Nacht, bis gegen Morgen der hohe Giebel des Schlosses zu Hohenzieritz, von trüben Regenwolken umgeben, endlich aus dem Halbdunkel vor ihnen aufstieg. — —

„Als ich — so hat der unglückliche Gatte am Nachmittage dieses 19. Juli „alles gleich selbst am Nachmittag niedergeschrieben“ — mit meinen



Schloß Hohenzieritz.

beiden ältesten Söhnen um $^3/_4$5 Uhr morgens in Hohenzieritz ankam, ließ ich in der Gegend der Kirche halten und ging zu Fuße nach dem Schlosse. Allen, denen ich begegnete, war die Bestürzung aus den Augen zu lesen. Der Arzt, Geheimer Rat Heim, kam mir entgegen und sagte mir, meine Frau wünsche mich ja sogleich zu sehen; ich ging deshalb sogleich nach ihrem Zimmer. Wie erschrak ich, als ich sie bereits durch die heftigen anhaltenden Krämpfe und anderen Leiden äußerst verändert aussehend fand. Sie war wach und litt an fortwährenden Brustkrämpfen seit Mitternacht.

Sobald sie mich gewahr wurde, war ihr die lebhafteste Freude in den Gesichtszügen zu lesen. „Lieber Freund, wie freue ich mich, Dich zu sehen, gut, daß Du wieder da bist,“ und bald darauf, „es ist doch besser bei

einander zu sein, es ist doch mehr Trost." Zugleich küßte sie mich zu verschiedenen Malen mit der herzlichsten Inbrunst und Lebhaftigkeit, mich an ihr Herz drückend. Auch lange nachher noch und ab und zu bis zu ihrem Ende mußte ich ihre Hand halten, die sie öfter mit der zärtlichsten Innigkeit an ihren Mund drückte und küßte.... Sie frug mich: „Bist Du in der neuen Betarde gekommen?" Als ich ihr antwortete: „Nein, im gewöhnlichen, offenen Wagen," erwiderte sie besorgt: „In der Nacht nach Deinem Fieber?" Als ich zu ihr unter anderem einmal sagte, wie leid es mir wäre, ihr nicht nützlicher werden zu können, sagte sie mir mit liebevoller Stimme: „Genug, daß Du da bist." Wie natürlich, war gleich bei meinem Eintritte meine Fassung dahin....

Wie ich zu meiner Frau sagte, daß Fritz und Wilhelm da wären, freute sie sich sehr und begehrte sie sogleich zu sehen. So wie sie herein kamen, sagte sie zu dem ältesten: „Wie freue ich mich, mein lieber Fritz, Dich wiederzusehen," und ebenso zu dem andern. Die Stimme war ziemlich stark..., so daß ich... mich noch nicht ganz von meinem so nahe bevorstehenden Unglück überzeugen mochte oder besser gesagt, wollte. Man glaubte, eine Entfernung der anwesenden Personen würde vielleicht mehr Beruhigung gewähren, deshalb ging ich auf mein Zimmer.

Bald darauf kam Heim und setzte mir das Gefahrvolle ihrer Lage auseinander, und daß zwar Möglichkeit, aber keine Wahrscheinlichkeit zu ihrer Besserung vorhanden wäre.... Bei dieser Gelegenheit meinte Heim, der kurz zuvor, wie meine Frau ihn so wie die übrigen Ärzte frug, bin ich in Gefahr? sie vom Gegenteil zu überzeugen bemühete, daß, da allerdings die allergrößte vorhanden wäre, es doch vielleicht ratsam sein könnte, daß ich suchen möchte allein mit ihr zu sprechen, ihr zwar das, was ihr die Ärzte gesagt, widerholen möchte, zugleich aber doch bemerken, wie man denn noch nie genau wissen könnte, was über uns beschlossen wäre, und sie fragen, ob sie noch vielleicht etwas auf dem Herzen hätte oder sonst noch irgend einen Wunsch hegte. Er wollte mich rufen lassen, wenn er den Augenblick günstig glaubte. Dies geschah etwa nach einer Viertelstunde.

Ich ging also in das Zimmer und fand sie zwar um ein geringes aber doch nur sehr wenig beruhigt. Kaum hatte ich jedoch nur von dem, was die Ärzte gesagt, zu sprechen angefangen, als sie sich beunruhigt fühlte und mich jemand rufen hieß. Da die Ärzte jedoch die Gefahr immer dringender werden sahen, so wurde bald darauf von mir ein zweiter Versuch gemacht, wo ich damit anfing, ihr alles so zu sagen, wie Heim es gemeint hatte. Zugleich sank ich an ihrem Bette auf die Kniee, ihre Hand küssend,

und sprach zu ihr ohngefähr in folgenden Worten: „Es ist nicht möglich, daß es Gottes Wille sein kann, uns zu trennen. Ich bin ja nur durch Dich glücklich, und nur durch Dich hat das Leben nur allein noch Reiz für mich, Du bist ja mein einziger Freund, zu dem ich Zutrauen habe," — „und Hardenberg," fiel sie ein, — „sollte Gott aber anders gebieten, so nimm mich mit." Als ich sie frug, ob sie etwas auf dem Herzen oder sonst einen Wunsch hätte, sagte sie zuerst: „Nein," nach wiederholter Frage aber: „Dein Glück und die Erziehung der Kinder."

Dieses Gespräch, wobei mir allerdings öfter die gehörige Fassung mangelte, hatte sie, obgleich es mit aller Sorgfalt behandelt wurde, dennoch sehr gerührt und angegriffen, und bald nachher sagte sie: „Mache mir nicht noch so eine Szene und bedauere mich nicht, sonst sterbe ich." Hiermit brach ich das Gespräch ab und habe ich sie nachher nicht mehr allein gesprochen. Bei dieser Gelegenheit küßte sie mich zum letztenmal mit dem Munde mit der größten Zärtlichkeit und drückte mir die Hand ebenso liebevoll, als ich sie frug, ob sie mir noch gut wäre. Die Krämpfe, obgleich nicht mit gleicher Heftigkeit, hatten jedoch nur wenig nachgelassen, und die Beklemmung blieb unausgesetzt. Sie fürchtete sich außerordentlich, einen neuen Anfall zu bekommen und öfter wiederholte sie: „Ich leide unaussprechlich, Luft, Luft. Ach Gott, Herr Jesus erbarme Dich." Zu Heim sagte sie nochmals dasselbe wie zu mir, ohngefähr in der Art: „Der König ist so gut, aber keine neue Szene, sonst sterbe ich." Man suchte sie auf eine möglichst schickliche Art hierüber zu beruhigen. Bald darauf aber wandte sie sich zu mir mit den Worten: „Fürchte Dich nicht, ich sterbe nicht."

Die Totenblässe und der Angstschweiß, sowie alle übrigen unglücklichen Symptome nahmen jedoch merklich zu; die Fingerspitzen wurden schon eiskalt. . . . Alle nur ersinnlichen krampfstillenden und andere lindernde Mittel wurden fortwährend, aber umsonst, angewendet. Die Lage des Kopfes wurde ihr immer ängstlicher, und da man ihr unter anderem riet, die Arme etwas weiter abzuhalten, sie würde dadurch Linderung erhalten, sagte sie: „Das bringt mir den Tod," und bald darauf: „Ich sterbe von oben herunter. Ach Herr Gott, Herr Jesus, verlaß mich nicht," und ganz zuletzt, als die Krämpfe ihr beinahe schon ganz den Atem benahmen: „Herr Jesus, mache es kurz," und wenige Augenblicke nachher, nachdem sie einige Male konvulsivisch mit dem Gesicht gezuckt hatte — verschied sie. — Ich drückte ihr die starren gebrochenen Augen zu." — — —

* * *

— So ist Königin Luise am 19. Juli 1810 um neun Uhr morgens, im Alter von 34 Jahren, 4 Monaten und 9 Tagen im väterlichen Schlosse zu Hohenzieritz entschlafen. —

Der Schmerz um das frühe Hinscheiden der edlen königlichen Frau ist ein selten allgemeiner und über alle Worte wahrer gewesen. — An ihrer Leiche haben nicht nur die ihren — der Gatte und die Kinder, Großmutter, Vater und Geschwister — Tränen herzzerreißenden Wehs geweint; nicht nur alle, die während ihres kurzen und doch so reichen, inhaltvollen Lebens ihr nahe treten durften, — — ein ganzes Volk hat die Totenbahre seiner Königin, im Tiefsten erschüttert, klagend umstanden. —

Und als die Betäubung des grenzenlosen Schmerzes zu weichen begann, da erwuchs für diese Königin im Herzen ihrer Preußen eine Saat von Liebe und Verehrung, der nur das glühende Verlangen gleich kam, ihr Sterben und Leiden mit Gut und Blut rächend zu vergelten. Die tote Königin hat für ihr Preußen herbeiführen helfen, woran die lebende unerschütterlich glaubte, — die bessere Zeit der Freiheit und der Größe: Unter ihrem Zeichen, ihre verklärte Gestalt vor Augen, sind die Männer und Jünglinge in den Kampf gezogen, — und der Segen dieser Mutter ließ den Sohn die kühnsten Hoffnungen der Patrioten herrlich erfüllen. —

Umgeben von solchem Lorbeerkranze, grüßt uns ihr Bild in reinster Menschlichkeit, machtvoll und rührend zugleich. Die Verehrung, die sich immer wieder an ihrem Gedächtnis neu entzündet hat und fortwachsen wird, so lange deutsche Herzen das Gefühl für nationale Ehre lebendig bewahren, — sie ruht auf der menschlichen Größe dieser wahrhaft königlichen Frau:

Denn nicht, weil sie gewaltig und unerreichbar in Gedanken und Werken war, neigt sich die Nachwelt vor ihr, — sondern weil diese Königin keinen Augenblick — weder in Freude und Glanz, noch in Not und Leid — die edle, schlichte Menschlichkeit verleugnet hat. — —

So wird ihr Gedächtnis Äonen überdauern — und, wenn uns späten Enkeln noch das Herz sich krampft bei dem Gedanken, was sie — die vor der Zeit geknickte Blume — um des Vaterlandes willen so viel und so mutig erduldet hat, — auch für Königin Luise ist uns die herrliche Tröstung geschrieben:

„Denn sie war unser!“ Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen! —

ENDE

Quellenangabe

Die ursprüngliche Absicht, den Text — wenn nötig Satz für Satz — mit Quellennachweisen zu begleiten, ist aus inneren und äußeren Gründen fallen gelassen; dem Kundigen wird die Nachprüfung der gegebenen Darstellung durch die folgende Zusammenstellung der in erster Linie benutzten primären und sekundären Quellen unschwer ermöglicht sein.

Adami, Friedrich. Luise, Königin von Preußen (14. Auflage 1896.) — Das Buch enthält eine Fülle wertvoller Berichte von Zeitgenossen.

Bailleu, Paul. Königin Luise und die preußische Politik im Jahre 1810. Vortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Düsseldorf 1902.

Braun, Julius W. Luise, Königin von Preußen in ihren Briefen. Berlin 1888.

Clemen, Paul. Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. 2. Band. Düsseldorf 1893. (Zu Schloß Broich.)

Deutsche Rundschau (J. Rodenberg). 22. Jahrgang. 6. Heft. März 1896. Briefe der Königin Luise an die Oberhofmeisterin Gräfin Voß. — 27. Jahrgang. 3. Heft. Dezember 1900. Derselben an ihren Bruder Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz. — 28. Jahrgang. 4. und 5. Heft, Januar und Februar 1902. Die Verhandlungen in Tilsit. — Sämtlich herausgegeben und erläutert von Paul Bailleu.

Eylert, R. Fr. Charakter-Züge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Zweiter Teil. 1. und 2. Abteilung. Magdeburg 1844 und 1845.

Goethe-Jahrbuch. Band 20. (Zu Seite 114 ff.)

Hardenberg. Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von. Von Leopold von Ranke. 5 Bände. Leipzig 1877.

Heinemann, Karl. Goethes Mutter. 6. Auflage. Leipzig 1900.

Hohenzollernjahrbuch. 1. Jahrgang 1897. Aus der Brautzeit der Königin. — 2. Jahrgang 1898. Königin Luise in Pyrmont. — 3. Jahrgang 1899. Königin Luise in Tilsit. — 5. Jahrgang 1901. Königin Luise als Braut. — 6. Jahrgang 1902. Königin Luisens letzte Tage. — Sämtlich von Paul Bailleu.

Horn, Georg. Das Buch von der Königin Luise. Berlin 1883. (Daraus die Schilderung des Kronprinzlichen Palais Seite 60—62).

Hufeland, Christian Wilhelm. Eine Selbstbiographie. Berlin 1863.

Immermann, Karl. Memorabilien. 1. Teil. Hamburg 1840.

Klanke-Richter. Geschichte der bergischen Unterherrschaft Broich und der Stadt Mühlheim a. d. Ruhr. Mühlheim 1891. (Enthält Urkunden; Angaben oft unzuverlässig).

Krieger, Bogdan. Königin Luise und der Geheime Kabinettsrat Lombard. Fleischers deutsche Revue. 26. Jahrgang. Band 3. 1901.

Krüdener, Frau von. Bern 1868. (Verfasser ungenannt).

Lehmann, Max. Freiherr vom Stein. 1. Teil. Leipzig 1902.

Malortie, C. E. von. Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes. 2. Heft 1860. — 5. Heft 1866.

Metternich. Nachgelassene Papiere. 1. Teil. Wien 1880.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 19. Jahrgang. 1902. Nr. 7. (Wanderfahrt nach Paretz.)

Napoléon Ier, Correspondance de. Tome 13—15. Paris 1863—64.

Nettelbeck, Joachim. Eine Lebensbeschreibung. 2. Auflage. Leipzig 1845.

Pertz, G. H. Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Band 1 und 2. 2. Auflage. Berlin 1850 und 51.

Polko, Elise. Stätten der Erinnerung an die Königin Luise. Leipzig 1891. (Nur mit größter Vorsicht zu verwerten!)

Prutz, Hans. Preußische Geschichte. 3. Band. Stuttgart 1901.

Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven. — Band 8 (Leipzig 1881) Preußen und Frankreich von 1795—1800. — Band 29 (Leipzig 1887) Preußen und Frankreich von 1800—1807. — Band 75 (Leipzig 1900) Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. (nebst den Aufzeichnungen der Königin „Memel 1802", „Reise nach St. Petersburg" und ihren Briefen an Mutter und Gattin Alexanders). — Sämtlich herausgegeben und eingeleitet von Paul Bailleu.

Reuter, Richard. Vormärzliche Briefe. Neue deutsche Rundschau. Septemberheft 1902. (Zu Seite 122).

Rheinen, Robert. Inventar des Schlosses Broich. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins. April. 1902.

Sivert, Regierungsrat. Die Geburtsstätte der Königin Luise von Preußen. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. 1890.

Vaterländisches Archiv für Hannoversch-Braunschweigische Geschichte. Jahrgang 1833. „Der Großherzog Karl von Mecklenburg-Strelitz als Gouverneur der Residenzstadt Hannover."

Voß, Sophie Marie, Gräfin von. Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe. 3. Auflage. Leipzig 1876.

Walther, Ph. A. F. Darmstadt, wie es war und wie es geworden. Darmstadt 1865.

Zimmermann, Joh. Georg, Ritter von. Briefe, herausgegeben von Rengger. Aarau 1830.

Register

* bedeutet Einzelbild. † bedeutet Abbildung in Gruppe.

Zur Genealogie der Königin Luise.

I. Die Familie des Vaters:

Karl Ludwig Friedrich,
Prinz von Mecklenburg-Strelitz.

- **Adolf Friedrich IV.,** Herzog von Mecklenburg-Strelitz.
- **Charlotte,** Gemahl: Georg III. König von England-Hannover.
  - Georg IV.
  - Wilhelm IV.
  - Eduard.
    - Viktoria, Königin von England.
  - Ernst August, Gemahlin: Friederike (Schwester Luisens)
    - Georg V., König von Hannover.
  - Adolf Friedrich.
- **Karl Ludwig Friedrich** (seit 1794 Herzog, seit 1815 Großherzog von Mecklenburg-Strelitz).

II. Die Familie der Mutter:

Ludwig VIII.,
Landgraf von Hessen-Darmstadt.
Gemahlin: Karoline von Pfalz-Birkenfeld.

- **Ludwig IX.,** Gemahlin: Karoline von Pfalz-Zweibrücken.
  - Ludwig X.
  - Friederike Luise
  - Luise
- **Georg Wilhelm,** Gemahlin: Marie Luise Albertine.
  - Friederike
  - Georg
  - Charlotte

(seit 1806 Großherzog L. I. von Hessen-Darmstadt).	Gemahl: Friedrich Wilhelm II. von Preußen.	Gemahl: Karl August von Weimar.	Gemahl: Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz.	Gemahl: Ludwig X.-I. von Hessen-Darmstadt.	Gem.: Maximilian Joseph (seit 1805 König v. Bayern).

Charlotte.	Therese.	**Luise.**	Friederike.	Georg.	Karl (Stiefbruder).

III. Die preußische Königsfamilie:

Friedrich Wilhelm I.,
Gemahlin: Sophie.

Friedrich II., Gemahlin: Elisabeth Christine.	August Wilhelm, Gemahlin: Luise.	Heinrich, Gemahlin: Wilhelmine.	August Ferdinand, Gemahlin: Luise.

Friedrich Wilhelm II., Gemahlin: Luise von Hessen-Darmstadt.	Wilhelmine, Gemahl: Wilhelm V. von Oranien.	Luise, Gemahl: Fürst von Radziwill.	Louis Ferdinand († 1806 bei Saalfeld).	August (vgl. „Petersburger Reise").

Friedrich Wilhelm III., Gemahlin: **Luise von Mecklenburg-Strelitz.**	Ludwig, Gemahlin: Friederike (Schwester Luisens).	Wilhelmine, Gemahl: Wilhelm I. König der Niederlande.	Auguste, Gemahl: Wilhelm II. von Hessen-Kassel.	Heinrich (vgl. S. 146).	Wilhelm, Gemahlin: Marianne von Hessen-Homburg.

Friedrich Wilhelm IV.	Wilhelm I.	Charlotte.	Karl.	Alexandrine.	Albrecht.